

Verbundkatalog Kalliope

Über Waldemar Bonsels

Bonsels, Waldemar

u. o.D.

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

2 Blätter

gesund. An vielen Stellen drängt sich dem eindringenden Betrachter das Gefühl auf, daß hier zum Allgemeinen das Besondere gesucht und nicht im Besonderen das Allgemeine geschaut werde. Ebenso sehr ist jedoch das unablässige Ringen des Dichters zu gewahren, den klaffenden Zwiespalt zwischen Erkennen und Gestalten zu überwinden, nicht Abstraktion sondern Leben, nicht Philosophie sondern Kunst zu geben. Und mit schmerzlicher Bewußtheit, wie wir sie auch bei Schiller (einem ähnlich organisierten Dichter) finden, hat Bonsels diese Tragik aller erkennend Taffenden in seinem neuesten Werke: „Der tiefste Raum“ offenbart.

Nach diesen formellen Feststellungen sei da Inhaltliche seiner Werke beachtet: sein Welt- und Lebensgefühl, das er immer wieder versucht zu objektivieren und symbolisch einzufangen. Es ist das tiefste Schmerzen, höchste Lust, heißen Kampf und sehnüchtige Begegnung erweckende uralte Bewußtsein vom Zwiespalt alles Irdischen. Ihm scheint die Welt beherrscht von einer feindlichen Zweifelt entgegengesetzter Prinzipien, und ihre tausend Namen (Erkennen und Gestalten, Licht und Dunkel, Gott und Satan, Blut und Seele, irdische und himmlische Liebe) sind nur die tausend Offenbarungen ihres immer gleichen Weisens. Seine Weltanschauung ist pessimistisch. Er glaubt nicht an eine Verjüngung, und er findet keine Genüge an der einseitigen Hingabe. Aber er kennt auch keinen Verzicht, das Lebenswort seiner Jugend heißt Kampf, und besonders der übermächtig, kühl und qualvoll bedrückenden Gewalt des Großen steht er alle Kräfte seiner reichen Seele entgegen. Treffend ist von den Dichtungen Bonsels' gesagt worden, ihr gemeinsamer fester Grundstoff sei die Auffassung vom Verhängnis des eigenen Künstlertums, das, um zu seiner vorbestimmten Höhe zu gelangen, über weibliche Seelen hinwegschreiten müsse. Und wie diesem, die inhaltliche Seite der Kunst Bonsels' auf eine Formel bringenden Anspruch, so stimmen wir auch jenen weiteren das Formale treffenden Feststellungen bei, in denen auf die eigentümliche Identität und Maßlosigkeit der seelischen Entfaltungen und auf das fast immerwährende Confusio in Abstraktion und Tempo dieser Werke hingewiesen wird. Man kann diese Art des Schaffens nach dem Prinzip des größten Kraftmaßes nur bedauern, denn sie schwächt den künstlerischen Eindruck, und eine Aufwärtsbewegung der Entwicklung kann hier nur durch größere Zurückhaltung und Mäßigkeit erreicht werden. Daß uns aber der Wille daran trotz aller dieser Einwände nicht schwindet, hat seinen Grund in den Stellen dieser Werke, in denen sich Idee und Sinnlichkeit zu prachtvoller Gestaltung durchdrungen haben.

„Ave vita...“ heißt Bonsels' erste Erzählung. In der stillen, melancholischen Welt der Seide, die wie die ganze Natur bei Bonsels mit allen Sinnen in romantischer Zubereitung ins Innere gezogen und mit dem Seelischen eng verknüpft ist, erfüllt sich das leidvolle Schicksal der Jugend von drei Mädchen. Ihre Bindungen und Fesslungen vollenden sich in knappen Szenen von sorgsamem psychologischen Aufbau und sprachlicher Schönheit. Und trotz mancher Unvollkommenheiten findet schon dieses erste Buch einen merkwürdigen Dichter an. Es wird darin der Versuch gemacht, die im tiefsten Unbewußten schlummernde unheilvolle Zweifelt von Blut und Seele in Gestalten zu beschreiben. Und über allem Schwülen, Kleinen und Dassen leuchtet der Glaube an die Reinheit und Unschuld dieser Lebensmächte wie ein schimmerndes Sternbild auf. In „Mare“ ist das Meer der rauchende Anfangs- und Schlusssymbol im Leben eines Mädchens, das an der ersten Not, der unaufhörlichen Gewalt des Blutes, zugrunde geht. In diesem Roman, der mit einem Auftakt von künstlerischer Größe beginnt, erweitert sich im Fortgang die Kraft zur Gestaltung noch schwächer als der Wille. Vor allem sind die ersten männlichen Gestalten, die in fast immer gleichen Beziehungen das Liebesleben Mares queren, im Reflexartigen stecken geblieben. Wie bedeutend auch manche Szenen durch ihre Bildlichkeit und seelische Feinheit anmieten, der künstlerische Eindruck des Ganzen ist unerfreulich. Die größte Verdünnung des Epischen geht hier von dem lyrischen Überhang aus, der in maßloser Verhüllung gebraucht wird und vielfach Schwallt geworden ist. In dieser Beziehung muß der Roman „Blut“ ein bedeutender Fortschritt genannt werden. Und wenn auch in der Darstellung von Landschaft und Personen noch einiges von der Distanz fehlt, die Werk und Schöpfer trennen muß, so kann man sich doch der hinreißenden Gewalt nicht entziehen, mit der hier der Scheu, dornenreiche Weg eines Mädchens mit einem von allen seelischen und sinnlichen Schauern und

Waldemar Bonsels

Von Franz Wegwith

Die allgemeinste Wesensbestimmung der komplizierten, mit widersprechenden Elementen überreich beladenen Kunst des jungen Münchner Dichters Waldemar Bonsels ist vielleicht am treffendsten gegeben mit dem Worte: dionysisch. Und diese Bezeichnung, hinter der die ekstatischen Gefühle dithyrambischer Verunkenheit ins ganze All und das dunkle Bewußtsein von der Wesenseinheit mit allen Dingen sich und graugend aufstauen, wird hier von gefährlicher Bedeutung, denn Bonsels ist ein werdender Epiker und Epik ist der Form nach apollinisch. In Bonsels' Künstlertum ringen die sich widerstrebenden Veranlassungen zur lyrischen und epischen Gestaltung noch miteinander. Wohl empfinden wir, daß alle seine Schöpfungen aus dem heißen Drange nach epischer Formung geboren wurden, aber oft zeigt sich, daß ein musikalisch-lyrisches Element die künstlerische Einheit und Wahrheit feindselig bedroht. Und auch die tiefbohrende Gedanklichkeit, die in diesen Werken reich beschloßen ist, hat noch nicht immer rein und kühl Gestalt

Entzückungen durchpulssten Herzen aufgezeichnet ist. Ja, die nächtliche Liebeszene in der Mitte des Buches ist ein Beweis echten Kunstfertums. Hier erwachen romantische Urkräfte von bezwingender Stärke, und die von allem Leben der atmenden und webenden Natur mystisch umwehte Darstellung ist von großer Schönheit und Reinheit. Wie sehr auch die Gestalten, die im Werke des Dichters bis jetzt auftauchen, an jenen tiefen Konflikten leiden, die den Frieden und die Vollendung alles Menschlichen bedrohen, — eine Stunde ungeheuerlicher Empfängnis muß Bonsefs die Idee gegeben haben, jene Feindschaft zwischen Gott und Satan in einer Weise zu offenbaren, die fast zerschmettert in ihrer Wildheit. So entstand jenes fürchterliche Buch „Kyrie eleison“, aus dem alles Grauen und alle Not des Erolischen in einer Übersteigerung bis ins Tierische herauschreit. Trotz der Unmöglichkeit einer Gefühlsnäherung, muß man dieses Werk ein Zeugnis hochgespannten künstlerischen Willens nennen. Ihm folgten gesammelte Versdichtungen unter der Überschrift: „Feuer.“ Sie bringen zur bezeichneten Art des Dichters nichts wesentlich Neues; aber sie geben in prächtiger Geschlossenheit ein Bild seiner Kunst mit ihrer Pracht und Farbigkeit des Wortes, ihrer gedanklichen Kühnheit und der lodernnden Glut ungebrochener Empfindungen. Und wenn sich auch einige Male ein rein lyrischer Klang von zarter und beruhigter Stimmung findet, so sind doch Beginn und Schluß und einige große Gedichte (das ergreifende Requiem: „Totenklage“, die Lieder aus: „Kyrie eleison“ und „Nöte Nacht“) wieder nur Hinweise auf die Gestalt, zu der das ganze Wesen und Schaffen des Dichters mit innerer Notwendigkeit drängt: Don Juan. Vorerst hat Bonsefs mit seinem letzten Buche: „Der tiefste Traum“ aber wieder nur gleichsam eine Vorstudie dazu gegeben und in der Gestalt des Helden eine dem Don-Juan-Typus gegensätzliche Natur geschildert. An einer Stelle dieser leidenschaftlichen Erzählung, die ebenfalls am Meere spielt, sagt Arne, der seltsame und einsame Pfarrer von Norby, mit sichtlichem Bezug auf Don Juan: „Aber einst wird alles Überlebendige in mir gewaltig Gestalt finden, eine Gestalt, in deren Augen Gottes ewiges Wesen leuchtet.“ Doch was dieser von der Qual des Erkennens und Schaffens reich Besuchte hier anspricht, es wird nicht Tat, es bleibt sein tiefster Traum. An der Kraft des blonden Niesen Knud Orlund und an der ungeteilten Hingabe Naemis ans Leben zerbricht Arne. Und umblüht vom Dufte der Erinnerung an das geliebte Dasein und die mit unendlicher Sehnsucht ins Herz gezogene Natur, stirbt er seinen schweren einsamen Tod. Prachtvoll ist der zergrübelten Gestalt dieses jungen Pfarrers, „dem die schöpferische Jugend des Wintes und der Seele fehlt“, das einfache, starke Leben in den Gestalten des alten und jungen Votien Orlund gegenübergestellt, und sowohl die Darstellung vom ungeheuren Todeskampfe des Alten, wie der vom roten Feuer der Leidenschaft flackernd erhellte Liebeskampf Knuds und Naemis, sind wieder Verheißungen zu großer Meisterkraft. Zum Schluß nähern wir uns nach allen Andeutungen und Vorspielen dem Werke, das der Traum Arnes sieht und (hoffen wir es) die vollendete Tat des Dichters wird: dem Don-Juan-Epos. Das Schlußstück unter dem Titel: „Don Juans Tod“ liegt bereits vor. Es zeigt eine Sprache, die man in der künstlerischen Bewältigung des Gedanklichen beinahe über die Mächte des Himmels (in „Zwei Menschen“) stellen möchte und die in bezug auf die Fülle des Musikalischen und Metaphorischen mit der Hugo von Hofmannsthal's verwandt ist. Starr und stolz, voller Kühnheit und Größe, erfüllt von unersättlicher Lebensgier und begabt mit höchstem Geistesflug tritt uns Don Juan entgegen. Lebendiges Symbol alles Weiblichen in Maria. Und in ihr hat der Dichter allen rätselhaft aus dem Blute aufsteigenden Gluten und allem Seelenreichtum rein und schön Gestalt gegeben. Die Exposition des Werkes findet sich im „Prolog“, der das Schlußstück des Buches „Feuer“ bildet. Dort erfahren wir vom Pakte Satans mit Gott um Don Juan. Don Juan ist in Satans Hand gegeben, doch „Gott hat in ihm sein Herz gewagt“. Und die vier Gefänge, die bisher vom Werke vorliegen, enthüllen in Bildern von teilweise grandioser landschaftlicher und seelischer Stimmung die Vollendung und Erlösung Don Juans. Die Liebe, „die Quelle aller urewigen Lust“, ist die Gotteskraft, an der Satans List und Macht zunichte wird. Bezahlt wird dieser Sieg Don Juans allerdings mit der Hingabe des Lebens. Nach einem grausen Schrei der Erschütterung über die Größe des Opfers, das Satans gefordert und der Geliebte dargebracht, findet Maria die Ergebung ins Schicksal alles

Menschlichen, und im Publikum der entstellten Bilde Don Juans heben ihre Worte Zeitliches ins Ewige.

„Seht, alle Schmutz und Aue der Welt
blüht aus Don Juans Händen.
Schauernd und ewig entstellt,
seh ich den Tod im Feuer der Liebe verenden.
Ewig vermählt trinkt mein Mund deiner Lippen Sieg und Not. –
Seht, alle Sehnsucht ward frei! Don Juan ist tot!“

Schon jetzt ist die in dieser Kunst sich offenbarende
seltsame Mischung romantischer Elemente mit ethischen
Tendenzen Dehmelscher Art ein Eigenwert in der Dichtung
unserer Tage. Und vor allem wird darin ein Bild gegen
wärtiger Jugend symbolisch erhöht, das uns innerlich nah
steht und mit Blick und Gebärde in die Zukunft weist.

Werke von Waldemar Bonsels: Ave vita...
Eine Geschichte aus der Helde, G. B. Bonsels & Co., München
1907; Marie, Die Jugend eines Mädchens, Roman, Fontane &
Co., Berlin 1907; Blut, Roman, A. Janssen, Hamburg 1909
Don Juans Tod, Epos, G. B. Bonsels & Co., München
1910; Feuer, Dichtungen, G. Fr. Strauß, München 1910; Der
tiefste Traum, Eine Erzählung, Schuster & Löffler, Berlin
1911.

Die Literarische Gesellschaft

Herausgegeben von der
Literarischen Gesellschaft zu Hamburg

Heft 3

1918

Jahrg. 4

Waldemar Bonsels

Eine Studie
von Hertha Terfloth

Seit einiger Zeit habe ich mich in den jungen Schriftsteller Waldemar Bonsels vertieft. Zwar ist schon manch Gutes beim Erscheinen seiner Bücher gesagt worden; doch fällt mir auf, wie unbekannt er trotzdem in weiten Kreisen und besonders in Norddeutschland ist.

Ungeordnet ihrem Entstehen nach fielen seine Werke mir durch einen Zufall in die Hände. Aber durchsichtig wurde mir bald die Entwicklung seiner rastlosen und großen Seele.

Ein selten glutvolles Leben hat seine Wohnung in diesem Dichter genommen. Seine Werke reden eine klare Sprache über die Gewalt seines pulsierenden Daseins. — In ihn hinein flutet das Leben der Erscheinungen und strömt, sich verschwendend, wieder hinaus — über die Erde — kristallisiert sich in unendlich feinen Formen und wird uns zum zweiten Geschenk der Allnatur.

Alle Großen, Glutvollen und Schaffenden wandeln jede Bahn des Sichauslebens nach ihren innern Gesetzen, die sie übermächtig treiben, um auffangend, erhorchend, in die reiche Form ihrer Gestaltungskraft ihr Erleben umzugießen. Das ist ihre Befreiung und wird ein Geschenk an unsere Freude.

Es ist wie bei den großen Meistern des Pinsels. Bildartig, wie sie, erlebt er das bunte Spiel der Erde, wechselnd in großen und kleinen Auschnitten, und unmittelbar in den Linien und Farben, die er, ergriffen von Wahrheit und Schönheit, hindurchfühlt.

„Kraft ist Gestaltung,“ — sagt Bonsels schon in seiner tief leidenschaftlich dahinstürzenden ersten Novelle. Bei dieser kühnen Umstellung des wohlbekannten Wortes fühlen wir das gläubige Bewußtsein an seine Kraftfülle, die leuchtend beginnt als Gestaltwerdung aus ihm

hervorzubrechen. Und jene Fülle bahnt ihm verschwenderisch den Weg in die Sprache, die sich geschmeidig unter dem Druck seiner innern Kraft bewegt und ihm gleichsam dankbar dient mit feinsten und großartigsten Stimmungen voller Klang und geschliffenem Glanz.

Er erlebt auf seinem Weg nur das Sich-Gestalten, das sich dunkel aber unmittelbar schon in ihm erfüllt; und jene zarten Fäden der ewigen Schönheit, die aus jeder Stimmung lichtvoll ihm entgegenströmen, wie alle Äußerungen des Lebens und der Kraft, werden von seinen Händen heilig gesprochen.

Mit 20 Jahren hält Bonsels sich 2 Jahre in Indien auf. Bis dahin scheint nichts von ihm veröffentlicht zu sein. Die Eindrücke dort auf sein junges Gemüt waren so gewaltiger Art, daß er einen Federstrich — zugunsten des Festhaltens allein — nicht einmal wagte anzusetzen. — Er kehrte heim. — Ließ die seltsamen Wunder des großen, geheimnisvollen Landes ruhig in sich versinken. — Ob er selbst wartete auf Erlösung und Wiederkehr jenes reichen Erlebnisses, — weiß ich nicht. Doch gewiß ist, daß nach vielen Jahren jenes einst erschaute Große aus dem dunkeln Urchoß seines Bewußtseins hell wieder emportauchte und ihm die göttliche Gnade zu einer tiefwunderbaren Gestaltwerdung verlieh. Er kannte mit magischer Kraft die Fülle des einst Gesehenen, und es erstand sein Werk: Indiensfahrt.

Einige Stellen aus dem wunderbaren Buch, — leider nur zu wenige, — möchte ich an diesem Orte für sich reden lassen.

„Unter meinen Augen begann nun das grausame Spiel der Schlange, das alle Völker auf Erden kennen und rühmen oder verfluchen. Keinem andern Tiere ist die geheimnisvolle Macht dieser Wirkung verliehen, die lautlos, unerklärbar, und wie aus einer unterirdischen Welt des Bösen stammend, daherkommt. Kraft und Mut oder gute Waffen und kühner Sinn bringen ihrer Herrschaft nur selten Gefahr, denn sie hat neben vielen magischen Mitteln jenes Furchtbare in ihrer Begleitschaft, das auch den Helden wehrlos macht, den Ekel. Aber neben ihm und vielem andern, das ihr Wesen enthält, erstrahlt jener dämonische Abglanz aus ihren Regungen, der uns wie eine alte Erinnerung an den beständigen Triumph des Bösen anmutet. So ist ihr listiges Schleichen mit Weihe gepaart, ihre Schönheit mit Verstecktheit und ihre Macht mit Niedrigkeit. Alle Eigenschaften, welche dem Starken Freimut verleihen, verbindet sie wie in einer heimlichen Genugtuung eigennütziger Bosheit, mit Falsch. Die Elemente von Wasser, Erde und Luft scheinen bei den Bewegungen dieses Körpers ihre unterscheidende Eigenart

einzubüßen, denn der Gang der Schlange ist dem keines andern Lebewesens zu vergleichen; in ihm ist das einältige Rieseln des Wassers mit den Beschwörungen der Magier verbunden.“

In einem philosophischen Traumgespräch mit dem gefangenen Affen Huc läßt er ihn folgendes sagen:

„Ich meine oft, ich kenne die Wälder erst, seit ich sie habe verlassen müssen, weil ich mich von jenem Tage an Stunde für Stunde bis tief in meine Träume hinein habe mit ihnen befaßt haben müssen, und darüber habe ich auch erfahren, daß das Geliebte erst recht unser Eigentum zu werden scheint, wenn wir es verloren haben. Alles Kleine ist dahingefunken, und mir ist nur ein einziges strahlendes Bild von herrlicher Freiheit im Gemüt zurückgeblieben, es ist verwoben mit dem weißen Licht des Mondes über dem Blätterdach der Bäume, mit dem Spiel des Sonnenscheins im frischen Grün, mit dem Lied der Nachtigall am Wasser und dem Geruch der Blüten, deren es so viele gibt, wie unsere Sinne nur immer an Farben und Gestalten ersinnen können. Du wirst länger leben als ich, so will ich Dir die Sehnsucht nach den Wäldern als Erbteil zurücklassen, bewahre sie.“

Ferner: „Auf den Wegen Indiens hockt der Geist der Menschheit mit grauen Haaren und jungen Augen, mit einem stillen Triumphlächeln in den Zügen, über seine eingäscherten Völker und über den törichtten Eifer der neuen Geschlechter. Niemand, in dessen Gewissen der alte Schuldgedanke der Menschheit brennt, kommt an ihm vorüber, nur die leuchtenden Augen der Kinder sind vor seinem Anblick gefeit und die erbarmungswürdige Selbstsicherheit der Pharisäer.“

Es war zweifellos zum guten Teil mein seltsamer Traum von Huc, dem Affen, gewesen, der mich hinaustrieb in die unberührte Natur, die Mutter des Glaubens und der Klarheit für alle Aufrichtigen. Wer will ermessen, ob unsere Träume unsere Gedanken anzuregen vermögen, wie in einer unschuldigen Selbsttätigkeit des Gehirns, die an wunderreiche Offenbarungen erinnert, oder ob nur unsere Gedanken unsere Träume zu befruchten vermögen? Damals erschien es mir, als läge ein ganz neues Evangelium der Weltanschauung in Hucs schlichter Meinung, daß alles Große des Erdendaseins uns allein aus unserer Liebe zu allem Erschaffenen der Natur erwachsen könnte. Daneben blieb mir der Satz im Sinn: Euer ewiger Bestand hat nichts zu tun mit euren Werken, und solange ihr glaubt, euch im Streben Erlösung zu sichern, beweist ihr nur, daß ihr nicht wißt, was Erlösung ist.“

Aus dem Kapitel „Die Herrschaft des Tiers“:

„Es ist das einzige Mal gewesen, daß ich in Indien einen Tiger in der Freiheit erblickt habe. Ich lehnte mich an den Stamm eines Baumes, schloß die Augen und öffnete sie wieder und sah hinaus wie einer, der sich von seinen Blicken betrogen glaubt. Niemals werde ich die hellbraunen Felswände vergessen, das Morgenlicht in der Steinkuppel und vor ihr, wie auf einem Marmorsockel als Thron im Schutze des steinernen Baldachins, die ruhende Sphinxfigur des Tigers. Die Entfernung und die Höhe der Felswände ließen ihn mir klein erscheinen, aber ich unterschied die Zeichnung des Fells deutlich und sah die Pranken nebeneinander ruhen unter dem schrecklichen Haupt, das unbeweglich, wie gemeißelt, die geschmeidige Linie des Rückens und des breiten Nackens vollendete, und dessen Augen in die Weite gerichtet schienen. Eine Majestät ohne gleichen ging von diesem glühenden Monument der Natur aus.“

Es ergriff mich eine Traurigkeit, die ich niemals ganz werde begreifen lernen, aber ich weiß, daß meine Hände sich ballten und zitterten, damals erfaßte ich zum ersten Male die Schönheit und Größe der ägyptischen Sphinx, dieses gewaltigsten Steinmonuments, das der Geist und die Erkenntnis des Menschen jemals im Lichte des Anspruchs und der Ehrfurcht erschaffen haben. Die Begriffe der Gottheit, der Natur und des Menschseins sind in ihren vielfachen Widersprüchen in dieser Gestalt zu einem Kunstwerk vereint, welches das Unerbittliche lieblich mit der Hoffnung verbindet, die Herrschsucht mit der Anmut, die Gefahr mit der Lust, und die Gottheit mit dem Spiel. Und keineswegs einzig durch den Abstand, der uns von diesem Bildwerk scheidet, sondern an sich und für alle Zeiten der Vergangenheit und Zukunft stellt die Sphinx das gewaltige Denkmal der Historie dar, jener Historie, die über der Gewisheit einer großzügigen Entwicklung jede Erinnerung an Einzelheiten und Geschehnisse zu verschmähen scheint und nur in erhabenen Merksteinen die Jahrtausende mißt, die das Menschenherz im unveränderbaren Pulsschlag durchreißt.

Der Anblick dieser großen ruhenden Kage in der Sonne, hoch in der Felsenfreiheit, über dem unruhig gährenden Bett der vielerlei kleinen Geschöpfe und Pflanzen des Dschungels, trug meinen Geist über die Geschehnisse der Zeiten fort, zurück bis an jenen ältesten Stein der Menschheitserinnerung. So erschien mir das herrliche Tier in seiner Vereinsamung, wie ein später Nachkomme einer versunkenen Zeit, schon im schwermütigen Schatten des Abschieds seines starken Geschlechts von der Erde der Menschen, denen es mit vielen, längst vergessenen Wesen hat weichen müssen.

Aber hier war noch das Reich seiner Herrschaft. In der Morgensonne funkelte sein steinerner Thron, und den erwachenden Urwald, tief unter dieser königlichen Ruhe, schreckten die Schauer vor solcher Majestät. Arm, müde und machtlos schlichen ein paar Menschlein unten durch das schützende Grün, und unter ihnen ich, geduldet und eingeschüchtert durch die Herrschaft dies Tiers.“

Jedes Kapitel ist ein geschlossenes Kunstwerk, einheitlich im tragenden Gedanken, der in dem Erlebten und Ersauten ruht, mit einem fein verklingenden Ende, gleich Schlusakkorden eines symphonischen Sazes. Die Kraft und Anmut eines solchen Baus ist ein einziger Wurf, — ein einziger Guß.

Was ist diese Indiensfahrt nun eigentlich? Es ist keine unterhaltende Reisebeschreibung. Es ist Indien selbst, — vom Dichter erschaut und erfüllt durch seine Augen. Die dämonischen Wunder, die alte Pracht dieses geheimnisvollen Landes ließen den Weg hinein in seine Urkraft der Gestaltwerdung, lagerten dort lange, wie alter Wein, bis sie eines Tages in reife Form gegossen, vor uns niederfielen, und uns anschauten mit einem Ewigkeitsleuchten, das weit über die Grenzen Indiens läuft, die Welt umschließt und sich verliert im letzten Schein der tiefsten Allgedanken, — die nur wenig Auserlesene zehrt berühren können mit beschwingten und gesegneten Händen.

Vor der Indiensfahrt scheinen mir entstanden zu sein: Die Novellen und Romane: *Ave vita*, *Der letzte Frühling*, *Wartalun*, *Der tiefste Traum*, *Mare*, *Blut*, seine Dichtungen: *Feuer und Don Juans Tod*, seine Schauspiele: *März-Tage* und *Frühling*, und vielleicht auch: *Das Ungekind*, ein Roman, wo die vergrößerten Linien und Lichte, die er über die Menschen wirft, so eigen sind, daß diese Geschöpfe in ihrem gigantischen Übermaß, wie eingefügt in die ewig großen Konturen der Natur dastehen, in der sie ihr schweigsam hartes Leben verbringen.

Seine Novellen, Romane, Schauspiele und Dichtungen aus diesen Jahren behandeln, außer im *Ungekind*, nur ein Motiv in vielen Variationen. Es ist der ewige Gesang auf das Weib und auf den schwermütigen Kampf zwischen den Geschlechtern.

Die Erkenntnis dieser ewigen Not läßt ihn schon jung die Worte in einer seiner Novellen finden:

„Niemand geht stehend durch sein Leben, der es in Sehnsucht liebt. Alle brechen in die Kniee. Und die, die Kraft finden, sich neu aufzurichten, die ihre tiefsten Schmerzen segnen lernen, die sind erwählt.“

Niemand liebt die Natur tief innerlich, bevor er nicht seine eigene erkannte und dieselbe in ihr erlebte. — So konnte ihm, dem Sänger von Gott — Liebe — Natur, auch kein Leid, keine Qual erspart bleiben. Die ebengenannten Werke sind seine Befreiung aus diesen Jahren. Die Natur, die Ewige, Große ist ihm Retterin aus den Zeiten des Sturmes und Dranges. Den Kampf mit sich selbst überstand er, der wie grausam schwermütiger Gesang über uns Frauen dahinrauscht; — wir fühlen uns trostreich erfasst und verstanden, im gerechten Licht unserer Bestimmung gesehen, — fühlen uns aus ewiger Wahrheit berührt, die ihr ehernes Standbild vor undenklichen Zeiten erhielt in der Legende von Adam und Eva. Nun umleuchtet seine Liebeskraft die Dinge der Erde, breitet in zauberhaft süßer Anmut und schalkhaftem Humor sich über alles, was dicht am Herzen der Natur sein Dasein auslebt.

Oft las ich kleinen und großen Menschen seinen Kinderroman „Die Abenteuer der Biene Maja“ vor und erlebte nie helleres und glücklicheres Mitgehen und Lachen der Zuhörer als bei den Märchen dieses Buches. Plastisch senken sich die kleinen Tiere des Waldes und Grases in aller Herz, die leichte und humorvolle menschliche Schattierungen, vermischt mit ihrer eigenen Charakteristik erhielten; schalkhaft und lieblich pflanzt dieser zarte Zauberer sie ein in unsere Liebe. Und ihre Anmut und Drolerie gewinnen sofort wieder Leben, wenn wir irgendeinem von ihnen begegnen. Selig taumeln wir mit Maja durch die Sommernacht, — durch sonnentrunkenen Tage, — durch den lustigen und zartinnigen Zauber dieses Erdengartens mit seinem kleinen Volk der Insekten.

Und was vollbringt sein letztes Werk: „Das Himmelsvolf“? Ein Buch von Blumen, Tieren und Gott nennt er es. Ich wage kaum mit meinen Worten die Wunder dieses Werkes, die unendlich fein, tief und zauberhaft vor uns ausgebreitet liegen, zu betasten. Es ist ein buntes Wechselspiel des Märchens und Lebens, voll Innigkeit, Anmut, Schelmerei, Traurigkeit, Lust und Religion, im Zauber des Erdengartens gesehen, doch ohne den Menschen, — übergossen von himmlischem Licht. Die süßesten Tränen, — das nachdenklichste Verweilen — und das bestreudste Lächeln fordert es von uns. Dahinter leuchten die schwermütigen Wahrheiten vom großen, leidvollen Kampf der Gedanken um gut und schön, — weise und glücklich, um Unschuld und Wissen.

Das Geiräch der Eule Uku mit dem kleinen Blumenelf, der die in Unschuld erwachte Allseele, Alliebe bedeutet, steht als Idee im Mittelpunkt des Werkes.

Uku, die Wissende, sagt: „Nur wer wahrhaft weise ist, kann glücklich sein.“ Und der Elf erwidert: „Nein, es ist umgekehrt, nur wer wahrhaft glücklich ist, kann weise sein!“ Und schwermütig sagt Uku darauf: „ denn die Wunden, welche die Gedanken schlagen, sind brennender und bitterer als die Verwundungen jedes andern, irdischen Kampfes. Aber davon sollst du nichts wissen, du Gesegneter in deiner Einsalt. Was unser letztes Ziel ist, ist dir von Anfang zu gefallen. Dir und deinesgleichen, euch ist von den Heiligen der Welt das Reich versprochen.“ —

Der Elf singt:

„Meine Heimat ist das Licht,
Heller Himmel meine Freude!
Tod und Leben wechseln beide,
Aber meine Seele nicht.

Trauer Du, mein irdisch Los,
Über deinen bittren Gaben,
Will ich meine Seele groß,
Will sie stark und glänzend haben.“

Einst erblickte er die irdische Sonne, die ein Blumenelf nicht schauen darf, als er, versunken in den Anblick menschlicher Liebe, — die im Schatten der Nacht ihre Seligkeit träumend verhauchte, — den Augenblick seiner Bestimmung verpasste.

Nun ist er verwoben in die Schönheit, — die Trauer der Erde, in Fesseln geschlagen durch die Liebe zu ihr, die beglücken und schwermütig machen. So harret er seiner Erlösung in „himmlischer Ungeduld“.

Die Wahrheit von der Unschuld als Gegensatz zur Erkenntnis liegt als Schein über allem, — und sieghaft klingen die Worte des Elfen, die er zum Fuchs sagt, als er dessen Grausamkeiten und geschmeidigen Kraftäußerungen traurig aber bewundernd zuschaut: „Alles wird einst gut sein, was heute schön ist.“

Von diesem Schönheitsgedanken geht alle Bonselsche Philosophie aus und die Freisprechung von aller Schuld. In ihr lebt Licht, — Kraft, — Rausch, — Unschuld, darum kann die Schönheit allein mit der Ewigkeit im Zusammenhang stehen. Verderbenbringend gleichsam ist das: „Wissen“, das den Weg zur Wahrheit und in die Schuldlosigkeit nicht finden kann, da alles irdische Wissen nur Stückwerk bleibt. — Mit ihm erstand die Bitterkeit der Welt. — Dieses erbarmungslose Erkennen des grausam erdgebundenen Halbwissens ist es, was diesen

Dichterphilosophen demütig niederknien und anbeten heißt. Er dankt wohl dieser Menschenkraft aus Gott, — einst geraubt am Baum im Paradies, — dankt ihm für den Segen, aber beugt sich unter seinem Fluch, den Fluch, der die Welt beherrscht, und von dessen verführerischen Schönheit wir nie erfahren, ob sie eines Gottes oder Satans ist! Er lechzt nach Unschuld, jenem Verlorenen, — Großen, — und verglüht im durstigen Erkennen! Nur in der Liebe fühlt er den Ausgleich im Kampf um Unschuld und Wissen. Diese selige Ahnung genügt ihm, sich erhebend einem Gotte zu ergeben, und die Werke Satans als auch aus seiner Hand, „entsprungen dem Ringe“ der Schöpfung, anzuerkennen. So rang er einst heiß um den Gottesgedanken und Christi Liebes- und Erlösungsidee. Doch in diesem Himmelslicht spendenden Buche sind diese tragischen, ewig ungelösten Menschheitsfragen in zart innigen und abgeklärten Glanz getaucht. Aufgelöst sind Schmerz und Freude, die schwesternlich vereint in der Liebe des Menschen wohnen.

„Nimm mir nicht den Schmerz,
Den laß mich haben.
Gib meinem Herzen mehr
Deiner himmlischen Gaben.“

Im Jenseits wähnt er beide süß in eins verschmolzen. „Wir sind alle aus Freude geboren und kehren zu ihr zurück,“ sind seine letzten Worte dieses wundersamen Buches, das die Lichter der Freuden und Trauer, des tiefsten Ernstes und des lustigen Humors wunderbar versponnen über die Erde breitet. Man muß es lesen und mit dem Herzen trinken; — ich möchte nur für diesen Gottesmenschen und Dichter begeistern, durch den wahrhaft wieder die Worte der Bibel ins Leben getragen werden: „Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“

Zum Schluß mache ich auf seine gesammelten Kriegsaufsätze, die unter dem Titel „Die Heimat des Todes“ erschienen, aufmerksam. Auf graufigen Schlachtfeldern stand er, aber aus den ergreifendsten Eindrücken, die sich in seiner still horchenden Seele lagerten und ihm wert erschienen, aus dem grausamen Totentanz des Menschheitsgerichtes ins Licht emporgehoben zu werden, sind Kugelregen und Kanonendonner, zerlegte Leiber, durchstampte Städte, — verbannt. Kleine, schlichte Erlebnisse sind es, die seine große, lichtreiche Seele berührten. Nun sind es Perlen worden in seiner Hand, aus schwerer Zeit den Menschen zum ewigen Bewahren geschenkt aus der Fülle eines großen Dichtergemütes.

Ist es ein Schleier, der gnadenreich verhüllt, — oder ist es ein Licht, — das Bonsels über die Dinge wirft, damit unsere Augen sie sehen, wie sie gesehen sein müssen, wenn wir Sterblichen uns nicht verliern wollen in der zersetzenden, geringen Beleuchtungsfähigkeit unserer Augen? Das frage ich mich oft. — Wie dankbar können wir sein, daß ein Gott ihm die Kraft des Leuchtens und Verhüllens zugleich verlieh. Was ist Gestalten anderes als Glühen! Es ist ein Auffangen der ewigen Strahlen, die in den Händen Gesegneter zum neuen Leben aufleuchtend erwachen.

Möge er Vielen ein Offenbarer werden des großen Lebensliedes, das da heißt: „Liebe“!

Diese Dichtungen sind bleibend, weil sie wahr sind. Wahr aus dem Herzen des Dichters heraus. Hier spielt kein Artifiziel mit Worten, hier blendet kein literarischer Hochkasper mit Paradoxen, hier kündigt kein Knabe anwärtigen Darrkissen, die er niemals erfaßt.

Hinter diesen Wägern steht das große Abenteuer eines reichen Lebens.

In „Menschenwege“ die Romantik der wunderbaren Tage und Nächte, der Vorstadtgassen, der Landstraßen, der kleinen Wirtschaften, der kleinen Wirtschaften, der kleinen Wirtschaften. Das berühmteste Kapitel dieses Buches (Mitten und Vornamen, Frankfurt am Main) die wunderbare Erzählung „Die Sommernacht“. Das romantische Erlebnis eines Baaabunden aus Mitten, das so weich und träumerisch beginnt, wie eine sanfte Welle von Mozart:

„Ich erinnere mich der Eichen, unter denen die alte Straße badenführte, auf der Gasse hinter dem ebenen Rasen, der sich wie ein grüner Teppich vor der Treppe ausbreitete, und der Rosen, die in Wäldern standen. Der Schatten der Eichen lodte mich vom kühnen Band der Landstraße, obgleich es einen Abend war und nicht mehr hell. „Geh hier,“ sagte eine Stimme in mir, und nichts hinderte mich daran, ihr zu folgen. Du laufend und tausendmal beschränkter Weg, dachte ich. Ich sah zu den Eichen der Eichen auf und redete mit den Bäumen. Nach einer Weile tauchte ein Stückchen der hellen Hausmauer aus dem wirren Grün der Eichenwege auf, wie ein blaßes Frauenaesicht unter einem Schleier, und der Duft von Rosen drang mir in der Abendluft entgegen. Es erklang eine klagende Frauenstimme von großer Innigkeit und Trauer. Die Sonne schien noch ...

Das „Ankefand“ (Schuster und Loeffler, Berlin), die Geschichte eines Kinderherzens, dem die Natur Vater und Mutter ist, Heimat und Glück. Die Entdeckung der Erde durch ein Kind. Eine Erzählung: fromm, wie die Tiere, die um dieses Wissen sind, fast wie der Gang des Kindes, der über seine Grenzen streift, weit wie das Moor, in dem es aufwächst, unvermittelt wie der Regen, dem es im immerwährenden Nausen des Waldes lauscht, schließlich wie die Unruhe, die dieses Kind in sich trägt, da es zwischen Tier, Meer und Wald das Selbstmitleid findet: den Menschen.

Es konnte für Bonfels der Weg nicht weit sein von diesen Dingen der einfachen und erhebenden Weisheit zum Orkan des Kindes überhaupt, zu den anmutigen und warmherzigen Welten der Aehn und dreizehn Jahre. In seiner Liebe war das Tier mehr als ein kleines Wesen, es wurde lebendig aus seiner

Waldemar Bonfels.

Neben den verwirrenden Schattenspielen, den atemlosen Kämpfen, neben den kühnen und raschen Konstruktionen der jungen und älteren Ingenieure des literarischen Expressionismus steht das Gesamtwerk dieses in aller Stille bedeutend gewordenen Dichters fest, voll reiner Klarheit, zarter Ruhe und schöner Überlegenheit. Niemals, wie bei jenen, wird man müde, die Reflexe eines seiner Wägen immer wieder zu wiederholen. Diese Feuerprobe auf das dichterische Wort einer Arbeit wird hier tausendmal bestanden.

Seine Werke sind voll des Segens der Erde. Das ist das Geheimnis. Was dem literarischen Werk der Gegenwart, insbesondere der Vorzeit und Epig so oft und manchmal von Grund auf fehlt (jegliches direkte Verhältnis zur Natur) ist bei Bonfels in herausfordernder Fülle aufsteigend und erlösend. Was sind jenen Tier, Wälder, Wald, Berg. Varietätennummern in ihrem eiten Programm von Sensationen. Immer ionisiert der Intellekt mit den Dingen der Natur. Längst ist bei ihnen Anbacht und Ehrfurcht vor den einfachen Dingen als verrufenen Veranügen des Bourgeois kompromittiert. Bei Bonfels nur wurde diese Andacht und Ehrfurcht gepflegt und im Ueberflusse ausgesprochen zum Mystizismus.

Denn an Fern mit der Erde, Ohr und Auge nach der Natur, schreite in die Werte Waldemar Bonfels ein unbeschränkter Rauber. Er fand das große Ethos wieder: es sei heillich, da wir nun einmal aus Erde sind, und der Natur aufs innigste anzuverwandeln, in Millionen Poren den Rhythmus der Erde aufzunehmen, im Großen und im Kleinen, im Wesentlichen und im Unwesentlichen, im Guten und im Bösen. So wurde die „Indienfahrt“ (Mitten und Vornamen, Frankfurt am Main). Das ergreifendste und vollkommenste Buch, das je über Indien geschrieben wurde, und das Schöne, was die Literatur der letzten Jahre an Reibendem brachte. Eine Prozedur von Wundern und Weisheiten, ein Taumel von Helmwägen und Schönheit. Ein Werk, das aufgewühlt ist bis auf den Grund vom härtesten Lebens- und Gestaltgefühl. Zweimal noch begegnet einem diese Sonne, dieser Duft, dieser wunderbare Klang der reinen Natur: in Hauptmanns „Beser von Suana“ und Hansens „Segen der Erde“. Die Indienfahrt ist romantischer als diese, farbiger und unruhiger, mit dem Verabfolgung eines Jüngeren geschrieben. In diesen dreien aber ist nur ein Gott.

So wurde das „Ankefand“, die „Wiene Maia“, der „Tiefste Traum“ und „Menschenwege“.

Seele heraus. Wie das Kind die Tiere leidenschaftlich als seine nächste Welt erkennt, wie es die Schicksale von Hund, Katze, Vogel im Hause als Wesentliches seines Erlebens im Herzen trägt, so redet Bonsels mit derselben Liebe und mit einer Güte, die aus der Erkenntnis kam, vom Tiere. Es wurden die vollkommensten Kinderbücher: „Die Biene Maia“ und „Himmelsvolf“ (Schuster und Voessler, Berlin).

Noch einmal der reine Klang von Harmonie zwischen Mensch und Natur schwebt im „Tiefsten Traum“ (Schuster und Voessler, Berlin). Noch einmal Meer, Dünen, Berge, Sturm, Tag und Nacht hineingewoben in das seltsame Schicksal zweier Menschen und wieder aus ihnen gelöst, damit nach einem Leben voll Kraft und Liebe das Ewige, die Natur, ihren Kreislauf weiterhin vollende und das andere, der Mensch, am Rande des Vollbrachten, ausblasse.

Von zwei Büchern, die aus der großen Beweunung des Dichters sich absondern und anderes Maß zeigen, ist noch zu reden. „Bartalun“ (Schuster und Voessler, Berlin) erscheint von Schwüle und Tempo allzu sehr bedrückt. Hier bleibt, trotz aller Musik, des Erlebens im Menschen faden, hier wird das Atmen schwer. Allzu sehr beunruhigen nie gelöste Bilder von schwerer Sinnlichkeit, allzu dunkel und flügellos geht hier die Weise von Liebe und Tod.

Bleibt als letztes: ein Kriegsbuch, „Die Heimat des Todes“ (ebenfalls Schuster und Voessler, Berlin). Der Kriegsberichterstatter Bonsels hat versagt. Er mußte versagen, weil sein Reich nicht von dieser Welt war. Jedoch soll eine Erzählung aus diesem Buch unvergessen bleiben: „Das Guhn von Muta.“ Jene wunderbare Begebenheit: daß ein Schwerverwundeter zwischen den feindlichen Linien gerettet wurde, weil ein weißes Guhn an jedem von drei Höllentagen ein Ei an seinem Lager legte. Diese Legende ging frohlich im Kriege durch eine Kette menschenfreundlicher Rettungen. Ob Legende oder nicht — Bonsels erzählt von einem Tiere. Und es war, wie immer, wenn er das tut, Sezen dabei. —

Zu suchen nach einem Dichter unserer Zeit, der nach dem trüben Traum dieser vier übermenschlichen Jahre eine Insel wäre, an die zu retten in den ruhigen Stunden Erlösung und neue Kraft bedeute, zu suchen nach Erhebung, die beim Näherkommen nicht zerrinnt, wie die Fata morgana der sehr jungen skandinavischen Literatur — das scheint nunmehr überflüssig zu sein.

Die Welt war vereist. Maschinen und Waffen überdönnerten die Stimme der Natur. Hier ist einer, der diese Stimme in kraftvoller Musik wieder in die Menschen trägt. Gensef, wir an seinem Werke.

Fred Hildenbrandt.

ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGSNACHRICHTEN - BUREAU
BERLIN SO. 16, RUNGESTR. 22-24.

Zeitung: Frankfurter Zeitung
H. Morgen-Ausgabe

Adresse: Frankfurt a. M.

3. OKT. 1918

Datum:

warum eingetrisen wurde?"

Bemerkungen zu Bonsels.

Im Entwicklungsgang eines Dichters werden sich, der Allgemeinheit vielleicht deutlicher als bei anderen Verdenden, d. e. „Gezeiten“ seines inneren Kräftespiels abzeichnen und so eine Vorstellung geben von der mehr oder minder vollzogenen Verschmelzung seiner Ausdruckselemente: des künstlerisch Triebhaften und des formal Gebundenen. Und je nach der Intensität seines Lebensgefühls und der Spannweite seiner Geistigkeit wird er, gleich jedem Gestalter, die Abläufe seines innerlichen Flutens und Ebbens, das Sichansehen von Wellenberg an Wellental spüren. Wird dies als naturhaft gegeben empfunden und den Rhythmus seines Schaffensgehebes in Danbarkeit hinnehmen. Denn nicht um ein Versiegen des quellengründigen Gestaltungstriebs pflegt es sich (beim echten Künstler) zu handeln, wenn der Wellenberg überschritten ist; nur ein Ausruhen, ein Versinken des Kraftstromes in die Tiefen des Unbewußtseins bedeutet es — falls nicht der Künstler die Sünde wider den heiligen Geist beging: die Verschleuderung seines dichterischen Gutes! — Gerade in diesem Auf und Wieder werden neue innere Spannungen erzeugt, neue Kräfte entkünden.

Diese Vorgänge lassen sich denn auch bei einem Dichter unserer Zeit mit einiger Deutlichkeit verfolgen: bei dem in nachstehendem Maße gelesenen Waldemar Bonsels. Seine Produktivität ist nicht gering; seit etwa anderthalb Jahrzehnten ist in nahezu Jahresfolge Buch auf Buch von ihm erschienen. Abgesehen von den frühesten Arbeiten, in denen er seine Eigenschaften noch nicht kultiviert hatte — mit Goethe zu reden —, zeigen seine späteren Erzählungen, Romane usw. die angestrebte innere Umformung der dichterischen Energien. Ueber Unsicherheiten, meist formaler und geschmacklicher Art, über Verwirrlichkeiten, die sein starkes Darstellungstalent den Gefahren des „interessanten Buches“ nahebrachten, ist die Bildnerkunst dieses Dichters zur Reife gediehen. Zu einer Reife, die indes ein neues Gefahrenmoment für ihn birgt: das Artistische. Sein Können ist so stark, daß es ihn nicht selten dazu verleitet, um des Stimmungshaften willen die Bilder in einen Dunstschleier zu hüllen, sodaß die Konturen der Vorgänge allzu nebelhaft, die Empfindungen verbünnt, die Gestalten fern, schemenhaft erscheinen. Vielleicht auch, daß das Bestreben nach künstlerischer Selbstzucht, die Bonsels in starkem Maße übt, hierbei zu weit getrieben wird. Was ihn vor vielen auszeichnet und den wohl größten Reiz seiner Bücher ausmacht: die seltene Fähigkeit im Erfassen und Gestalten des Seelischen, das tritt auch hervor in der (bereits 1913 erschienenen), jetzt in fünfter bis zehnter Auflage vorliegenden Erzählung: „Das Anjefind“ (Schuster u. Loeffler, Verlag, Berlin). Dieses Buch, das zu Beginn eines Wellenberges seiner Schaffenskraft liegt, weist außer den erwähnten Eigenschaften — wie sie die Schloßgeschichte „Wartalun“ und die

Erzählung „Der tissige Traum“ (1911) erst in Anjefinden, die Notizen „Menschenwege“ (1917) in Vollenbung zeigen, — schon eine hohe Konzentration des Ausdrucks auf. Die Erzählungsmittel sind verdichtet, die Gestalten scharf hingestellt; das starke Naturgefühls ihres Bildners kristallisiert sich in ihnen und ihrem Tun, bis sie zu Symbolen des Erdhaften und Panischen geworden sind. Voll glühenden Lebens, und dennoch seltsam umschleiert, stehen sie da: der gewalttätige, verschlossene Gerom, die uralte, hegenhafte Dunc, vor allen aber das elbische, liebliche und gefahrenbringende Anjefind. Die Moorlandschaft breitet sich bis zur Greifbarkeit, die herbe Plastik kleiner Geschehnisse rundet die Darstellung, ein feiner, stiller Humor ruht auf Mensch und Tier. Meistlich sind Einzelheiten wie die dumpfe Tierheit des Hundes Hirte, der das Anjefind bewacht. Völlig symbolhaft wirkt des Mädchens Untergang. So wie die Naturwesen schwinden, so der Mensch hinterläßt „mit seiner Qual“, so muß auch dieses Kind in seinem stillen Moor vergehen, als die lauten Menschen in die Einsamkeit bringen. — Die Entwicklung, die der Dichter inzwischen genommen hat, zeigt ihn, nun, da seine Eigenheiten tatsächlich haften, bei dem Werk der letzten Blüte seiner Eigenschaften. Vor einem Ueberschreiten des Wellenberges braucht ihn und seinen Lesern kaum lange zu sein.

ihm und seinen Lesern kaum bange zu sein.

gr [Hindenburg und Coriolan.] Wer Shakespeares „Coriolan“ liest und liebt, der weiß, daß der prangende Römerheld keineswegs als lichte Idealgestalt gezeichnet ist; ganz nach dem Vorbilde Plutarchs ist er bei aller Selbstenhaftigkeit ein ehrgeizig blüdwütiger Feind des Volkes, der seine Konsulswürde durch maßlose Beschimpfung der Masse verspielt, verbannt wird und darauf hochverräterisch ins Lager der bittersten Feinde Roms übergeht, bis er dann von Aufidius getötet wird. Als nun jüngst im Kölner Schauspielhause das Werk in neuer Einstudierung gegeben wurde, machte der Schauspielkritiker der „Kölnischen Zeitung“ einige „aktuelle“ Bemerkungen dazu: die Volks-tribunen, plahend vor Eitelkeit, Machtgier und Neid, würfen dem mit dem frischen Eichenkranz gekrönten Vaterlandsretter staatsgefährlichen Hochmut und Militarismus vor, weil er den Nacken nicht vor dem „knoblauchduftenden Patron, der urteilslosen, wetterwendischen Masse“ beugen wolle. „Man glaubt die Rodschöke von Herren wahrzunehmen, deren Namen in unseren Parlamentsberichten häufig wiederkehren.“ Ueber diese Wendung, die den armen Shakespeare zum Gesinnungsgegnossen unserer Alldeutschen stempelt, ist die „Deutsche Tageszeitung“ ganz außer sich vor Freude. Sie veröffentlicht eine Zuschrift aus industriellen Kreisen, worin den Herren, die „über dem Strich“ in der „Kölnischen Zeitung“ schreiben, diese hinreißenden Sätze, womit wohl Scheidemann, Erzberger, Haußmann oder gar der Vizekanzler von Wäber getroffen werden sollen, als gutes Beispiel vor Augen gehalten werden. Unter Anlehnung an sie begehrt der Herr der „Deutschen Tageszeitung“ aber auch die Weinlichkeit, Hindenburg mit Coriolan zu vergleichen! Uebler ist Hindenburgs Name wohl nie angetastet worden als durch diesen Vergleich mit einem antiken Heerführer, der aus gekränktem Ehrgeiz im Lager der Feinde kämpft; aber das kommt davon, wenn man seinen Shakespeare, den man nie gelesen hat, durchaus zum Dammertäuer der Vaterlandspartei und der volksverachtenden Aristokratie aufmarschieren lassen will.

Bemerkungen zu Bonsels.

Im Entwicklungsgang eines Dichters werden sich, der Allgemeinheit vielleicht deutlicher als bei anderen Verwendeten, die „Gezeiten“ seines inneren Kräftespiels abzeichnen und so eine Vorstellung geben von der mehr oder minder vollzogenen Verschmelzung seiner Ausdruckselemente: des künstlerisch Triebhaften und des formal Gebundenen. Und je nach der Intensität seines Lebensgefühls und der Spannweite seiner Geistigkeit wird er, gleich jedem Gestalter, die Abläufe seines innerlichen Flutens und Ebbens, das Sichansehen von Wellenberg an Wellental spüren. Wird dies als naturhaft gegeben empfunden und den Rhythmus seines Schaffensgehekes in Dankbarkeit hinnehmen. Denn nicht um ein Versiegen des quellengründigen Gestaltungstriebs pflegt es sich (beim echten Künstler) zu handeln, wenn der Wellenberg überschritten ist; nur

Waldemar Bonsels.

Neben den verwirrenden Schattenspielen, den atomalen
Fiktionen, neben den kühnen und reichen Konstruktionen der jungen
und älteren Ingenieure des literarischen Expressionismus steht
das Gesamtwerk dieses in aller Stille bedeutend gewordenen
Dichters stabil, voll reinen Lichts, reifer Ruhe und schöner
Ueberlegenheit. Niemals, wie bei jenen, wird man müde, die
Besuche eines seiner Bücher immer wieder zu wiederholen.
Diese Feuerprobe auf das literarische Volumen einer Arbeit
wird hier tausendmal bestanden.

Seine Werke sind voll des Segens der Erde. Das ist das
Geheimnis. Was dem literarischen Werk der Gegenwart, ins-
besondere der April und Mai so oft und manchmal von Grund
auf fehlt (staatliches direktes Verhältnis zur Natur) ist bei Bonsels
in herauschender Fülle ausströmend und erlösend. Was sind
jenseits der Dichtung, Wald, Berg, Vortextennummern in ihrem
eigenen Programm von Sensationen. Immer sonalliert der Ju-
vellekt mit den Dingen der Natur, längt ist bei ihnen Andacht
und Ehrfurcht vor den einfachen Dingen als verrufenen Ver-
gessen des Bourgeois kompromittiert. Bei wenigen nur wurde
diese Andacht und Ehrfurcht gepflegt und im Ueberschwang hin-
ausgehoben zum Kultismus.

Hera an Hera mit der Erde, Ohr und Auge nah der Natur,
frühte in die Werke Waldemar Bonsels ein unbeschreiblicher
Hauber. Er fand das große Erlos wieder: es sei heilsam, da
wir nur einmal aus Erde sind, und der Natur aufs innigste zu
verbünden, in Millionen Poren den Rhythmus der Erde aufzu-
nehmen, im Großen und im Kleinen, im Wesentlichen und im
Unwesentlichen, im Guten und im Bösen. So wurde die „Indien-
fahrt“ (Mitten und Vening, Frankfurt am Main). Das ergrei-
fendste und vollkommenste Buch, das je über Indien geschrieben
wurde, und das Schicksal, was die Literatur der letzten Jahre
an Unverstand brachte. Eine Prozession von Wundern und
Weisheiten, ein Tausel von Seltsamem und Schönheit. Ein Werk,
das aufschwimmt bis auf den Grund vom härtesten Lebens- und
Wesensgefühl. Arcimal noch begegnet einem diese Sonne, dieser
Dust, dieser wunderbare Klang der reinen Natur: in Gaus-
manns „Rebet von Trana“ und Damsius „Segen der Erde“.
Die Indienfahrt ist romantischer als diese, farbiger und anrubi-
ger, mit dem Herzblut eines Jüngeren geschrieben, in diesen
dreien aber ist nur ein Gott.

So wurde das „Anselind“, die „Diene Raja“, der „Tiefste
Traum“ und „Menschenwege“.

Diese Dichtungen sind bleibend, weil sie wahr sind. Wahr
aus dem Herzen des Dichters heraus. Hier spielt kein Kunst
mit Worten, hier blendet kein literarischer Hochstapler mit Para-
doxen, hier tänzelt kein Knabe zwischen Begriffen, die er nie-
mals erfasste.

Unter diesen Büchern steht das große Abenteuer eines rei-
chen Lebens.

In „Menschenwege“ die Romantik der wandernden Tage und
Nächte, der Vorstadtgassen, der Sandstrahlen, der kleinen Wirt-
häuser. Rast aus Eichenborfs Leben eines Tausenichts. Das
berühmte Kapitel dieses Buches (Mitten und Vening, Frank-
furt am Main) die wunderbare Erzählung „Die Sommernacht“.
Das romantische Erlebnis eines Vagabunden aus Miffion, das
so weich und träumerisch beginnt, wie eine laute Weise von
Rozart:

Ich erinnere mich der Eichen, unter denen die alte Straße
dahinführte, auf der Geschlechter über Geschlechter angewandelt
sein moßen, des weissen Hauses hinter dem ebenen Rasen, der
sich wie ein grüner Teppich vor der Freitreppe ausbreitete, und
der Rosen, die in Blüten standen. Der Schatten der Eichen lastete
mich vom handigen Band der Sandstrasse, obgleich es gegen Abend
war und nicht mehr heiß. „Geh hier“, sagte eine Stimme in mir,
und nichts hinderte mich daran, ihr zu folgen. Du tausend und
tausendmal beschrittener Weg, dachte ich. Ich sah zu den Kronen
der Eichen auf und redete mit den Bäumen. Nach einer Weile
tauchte ein Stückchen der hellen Hausmauer aus dem wirren
Grün der Eichenzweige auf, wie ein blaßes Frauengesicht unter
einem Schleier, und der Duft von Rosen drang mir in der
Abendluft entgegen. Es erklang eine singende Frauenstimme
von großer Innigkeit und Trauer. Die Sonne schien noch . . .

Das „Anselind“ (Schulter und Poesler, Berlin), die Ge-
schichte eines Kinderherzens, dem die Natur Vater und Mutter
ist, Heimat und Schicksal. Die Entdeckung der Erde durch ein
Kind. Eine Erzählung: fromm, wie die Tiere, die um dieses
Besen sind, hart wie der Hauch des Kindes, der aber seine
Weisen freischelt, weil wie das Moor, in dem es aufwächst,
schwerfällig wie der Regen, dem es im immerwährenden Ran-
ken des Waldes lauscht, sehnüchlich wie die Unruhe, die dieses
Kind in sich trägt, da es zwischen Tier, Pflanze, Meer und Wald
das Seltsamste findet: den Menschen.

Es konnte für Bonsels der Weg nicht weit sein von diesen
Dingen der einfachen und erhabenden Weisheit zum Dasein des
Kindes überhaupt, an den anmutigen und warmherzigen Welten
der zehn und dreizehn Jahre. In seiner Liebe war das Tier
mehr als ewig kummers Besen, es wurde lebendig aus seiner

Seele heraus. Wie das Kind die Tiere leidenschaftlich als seine
nächste Welt erkennt, wie es die Schicksale von Hund, Rabe,
Vogel im Hause als Wesentliches seines Erlebens im Herzen
trägt, so redet Bonsels mit derselben Liebe und mit einer Güte,
die aus der Erkenntnis kam, vom Tiere. Es wurden die voll-
kommenen Kinderbücher: „Die Diene Raja“ und „Himmels-
volk“ (Schulter und Poesler, Berlin).

Nach einmal der reine Klang von Harmonie zwischen Mensch
und Natur schwebt im „Tiefsten Traum“ (Schulter und Poesler,
Berlin). Nach einmal Meer, Dänen, Berge, Sturm, Tag und
Nacht hineingewoben in das seltsame Schicksal zweier Menschen
und wieder aus ihnen gelöst, damit nach einem Leben voll Kraft
und Liebe das Erwäge, die Natur, ihren Kreislauf weiterhin voll-
ende und das andere, der Mensch, am Rande des Vollbrachten,
ausfalle.

Von zwei Büchern, die aus der großen Beweissung des Dicht-
ters sich abheben und anderes Maß zeigen, ist noch zu reden.
„Mortalum“ (Schulter und Poesler, Berlin) erdweint von
Schwüle und Tempo allzu sehr bedrückt. Hier bleibt, trotz aller
Anstrengung, das Erlebnis im Menschen stecken, hier wird das Atmen
schwer. Allzu sehr beunruhigen nie erlöste Bilder von schwerer
Einsamkeit, allzu dunkel und flügellos geht hier die Weise von
Liebe und Tod.

Bleibt als letztes: ein Kriegsbuch, „Die Heimat des Todes“
(ebenfalls Schulter und Poesler, Berlin). Der Kriegsbericht-
erklärer Bonsels hat verstanden. Er mußte verstanden, weil sein
Reich nicht von dieser Welt war. Jedoch soll eine Erzählung
aus diesem Buch unvergessen bleiben: Das Gedenken von Rita.
Eine wunderbare Begebenheit: daß ein Schwerverwundeter zwi-
schen den seltsamen Linien gerettet wurde, weil ein weisses
Gedenken an jedem von drei Hölleentagen ein Ei an seinem Lager
legte. Diese Legende ging tröstlich im Kriege durch eine Reihe
menschenfreundlicher Rettungen. Ob Verande oder nicht — Bon-
sels erzählt von einem Tiere. Und es war, wie immer, wenn
er das tut, Segen dabei. —

Zu suchen nach einem Dichter unserer Zeit, der nach
dem trüben Traum dieser vier übermühten Jahre
eine Insel wäre, an die zu retten in den ruhigen
Stunden Erlösung und neue Kraft bekante, zu suchen nach Er-
hebung, die beim Näherkommen nicht zerrinnt, wie die Fata
morgana der sehr jungen karmischen Literatur — das scheint
nunmehr überflüssig zu sein.

Die Welt war vereint. Maschinen und Waffen überhörteten
die Stimme der Natur. Hier ist einer, der diese Stimme

in kraftvoller Musik wieder in die Menschen trägt. Gesehen
wir an seinem Werke. Fred Hildenbrandt.

Selbst ist der Mann.

Von Hans Reimann

Waldemar Bonsels. Eine Studie von Karl Rheinfurth. Mit zwei Bildbeigaben und einer biographischen Skizze. Verlag Schuster und Löffler, Berlin 1919.

Ein ausgezeichnet geschriebenes, liebevolles und verständnisreiches Buch über den Dichter Waldemar Bonsels und seine Werke legt Karl Rheinfurth mit dieser Skizze in die Hände der Freunde des Dichters. Und die, denen ein richtiges Verstehen des geistvollen Dichters versagt blieb, werden durch Rheinfurths Buch und seine Erklärungen der einzelnen Werke dem Dichter näher kommen und aus seinen Büchern die Sehnsucht herauslesen nach der Erlösung der im Materiellen untergegangenen und verlorenen Menschheit.

Karl Rheinfurth führt in dieser Skizze die Leser zum Herzen des Dichters, dem alle seine Werke aus der Tiefe des eignen Herzens kamen.

In dem Kapitel über die Persönlichkeit des Dichters sagt Rheinfurth: „Von seiner Religiosität ist des Dichters ganze geistige Haltung bestimmt. Sie wirkt sich aus in einer Ethik, deren oberstes Gebot die Ehrfurcht vor allem Erschaffenen ist. Zunächst die Ehrfurcht vor sich selbst, als einem Schauplatz, einer Offenbarungsstätte göttlicher Kräfte“ — und — „In Ehrfurcht und Geduld wird er den Geschöpfen der Natur gleich und ihn, der in allem Lebendigen einen seinem Wesen gleichberechtigten Ausdruck der Natur erblickt, bereichert sie durch die Offenbarung ihrer Fülle.“

In diesen Sätzen liegt das ganze Verstehen der Persönlichkeit Waldemar Bonsels! Daher möchte ich über die wundervollen Schilderungen der einzelnen Bücher nur den Satz setzen, den Rheinfurth aus des Dichters „Indienfahrt“ im Kapitel die „Naturbücher“ anführt. „Ihr Menschen überschätzt eure Eigenschaften so sehr, daß ihr darüber diejenigen aller anderen Wesen belächelt. Aber wir sind alle auf demselben Weg, und wenn wir Sinne hätten, die Zeit zu ermessen, und sie in Vergangenheit und Zukunft zu überschauen vermöchten, würden wir ehrfürchtiger sein, bescheidener und frömmere.“ Mit dankbarer Freude wird jeder das Buch empfangen, in dem Karl Rheinfurth ein Führer zu dem Dichter Waldemar Bonsels wird.

Außerordentlich humorvoll schildert der Dichter selbst in den „biographischen Notizen“ am Schlusse des Buches seinen Lebenslauf und führt dann als „bestimmend für seine Haltung zur Welt der Erscheinungen und

ihrer Wiedergabe im Licht der Idee“ die Worte des Novalis an: „Die Darstellung des Gemüts muß, wie die Darstellung der Natur, selbsttätig, eigentümlich, allgemein, verknüpfend und schöpferisch sein. Nicht wie es ist, sondern wie es sein könnte und sein muß.“

H. v. Maltzahn.

Lieg und Laut.

50

Schumann.

JAN 1920

Waldemar Bonsels.

„Ein merkwürdiger Mensch,“ wurde einmal in einem Aufsatz über sein Buch „Menschenwege“ von dem Vagabunden gesagt, dessen Aufzeichnungen dies Buch darstellt. „Ein wunderbarer Mensch!“ möchte ich sagen, und dies Wort muß man unwillkürlich auf den Dichter Waldemar Bonsels anwenden, bei jedem seiner Bücher, das man tiefnachdenklich aus der Hand legt. Diese Bücher sind keine Unterhaltungsektüre im landläufigen Sinne, sondern die Arbeiten eines weisen Philosophen mit einer erstaunlich beglückenden, befreienden Weltanschauung.

Man kommt von ihnen nicht wieder los, man muß sie immer wieder lesen und den tiefsten Problemen des Daseins nachhängen, die der Dichter seinem Leser vor die Seele führt. Bücher der Liebe sind alle seine Werke, einer Liebe von reinsten, höchster Größe.

Waldemar Bonsels läßt alles, was gottgeschaffen ist, in einer tiefdemü-

tigen Bewunderung auf seine Seele wirken: und auf sein Schaffen. Seine Gestalten, Menschen, Blumen, Tiere sind Erdenkinder, die unschuldig, unbekümmert den Weg gehen, den sie die Natur, Gott, das Blut führt. „Blut“, „Der tiefste Traum“, „Don Juan“ und auch „Himmelsvoll“ mit seinem entzückenden Humor — für Erwachsene Gleichnisse voll ernster Mahnung, für Kinder Märchen — sind Werke der reinsten und schicksalsvollsten Macht des Bluts. Am bedeutungsvollsten ist das schaffende und zerstörerische Wirken der Kräfte der Natur in dem Roman „Wartalun“.

In all seinen Büchern ist Waldemar Bonsels ein Führer der Menschen zu sich selbst. Träume und Stimmungen, die wie unbesteigbare klare Schneeberge zu uns ins Tal leuchten, die wir als höchstes Menschenziel uns vorstellen, zeigt er uns als erreichbar im Licht der Wirklichkeit. Menschen, wie sie sein

müßten, frei, gütig, edel, zeigt er uns und begleitet uns ein Stückchen Weges, solche Menschen zu werden. Was uns von seinen Gestalten trennt, ist, daß wir unfrei sind. Wären wir unser mehr bewußt, ständen wir demütiger, naiver, empfangender vor uns selbst und der Natur, dann wäre es Bonsels ein Leichtes, uns an sein Ziel zu führen. Das Ziel? — Hinauf zur Natur und nicht zurück, vorwärts im Erkennen, daß den Kindern der Unschuld das Himmelreich gehört. Nichts Neues, aber ein Weg über Mauern und Wälle zu einem hohen Menschentum, das mit großen Augen ein Wunderland sieht, das Wunderland, in dem die Steine von Ewigkeit reden, in dem die Menschen wie Blumen sind, die werden, blühen, vergehen und wieder werden im beglückenden Licht der ewigen Sonne.

Die tiefsten Probleme des Daseins löst Bonsels, er steht neben uns wie

ein Waldbaum in seiner natürlichen himmelstrebenden Pracht, neben zierlich kugel- und pyramidenförmig geschnittenen Parkbäumchen, die so ordentlich und glatt durch ihre gestutzten Triebe aussehen, und die sich in der Erkenntnis ihrer künstlichen Form nach der von Gott gegebenen natürlichen Schönheit des Waldbaumes sehnen müssen.

Waldemar Bonsels ist Norddeutscher, Germane, das fühlt man besonders beim Lesen seiner „Indienfahrt“, dem schönsten Indienbuch! Seine Mutter war Dänin; er wurde in Holstein geboren. Jetzt lebt der junge Dichter, einer unserer Größten, in stiller Einsamkeit irgendwo in den Bergen und sendet von da seine Gestalten, seine Gedanken in die bunte, laute Welt. Wie er „als Mensch“ ist? Wie seine Bücher, groß und edel und von unbeschreiblich verstehender Güte. Ein Freund seinen dankbaren Freunden.

A. v. Matzahn.

Zeitungen/Halle/Saale Zeitung/30. IV. 1920
 Zwickau/Zwickauer Zeitung/23. X. 1920
 Bremen/Weser-Zeitung/2. V. 1920

Karl Rheinfurth: Waldemar Bonsels, eine Studie. Verlag Schuster u. Köffler, Berlin.

Karl Rheinfurths Schrift ist eine Studie mit allen Mängeln einer solchen. Waldemar Bonsels, einer der jüngeren Dichter, ist, trotzdem er außerordentlich viel gelesen wird, — „Die Biene Maja“ 210. Auflage, „Himmelstempel“ 150. Auflage — kritisch noch nicht recht erfasst worden. Gewiß sind Betrachtungen der verschiedensten Art über seine Werke und ihn selbst geschrieben worden, Feuilletons, Kritiken usw. Aber eine eingehende literarische Würdigung, eine wissenschaftliche Kritik über ihn ist, scheint mir, noch nicht veröffentlicht worden. Liegt das daran, daß die literarische Kritik die Liebe des Publikums zu Bonsels nicht zu verstehen vermag? Man schätzt Bonsels' Dhriz, seine Sprache, die Art, wie er Bilder gestaltet, seine Liebe, seine Philosophie. Den tiefen Kern seiner Dichtung zu analysieren, hat noch keiner versucht. Selber kommt auch das Buch von Karl Rheinfurth, so warm es den Freunden des Dichters empfohlen werden kann, dem Verlangen nach einer wissenschaftlichen Kritik an Bonsels' Dichtungen nicht nach. Kurt Rheinfurth ist ein gründlicher Kenner der Werke von Bonsels, aber er liebt sie zu sehr mit dem Gefühl; er tritt dem Dichter nicht so wissenschaftlich kühl und analysierend gegenüber, wie das für eine literarische Kritik nötig wäre. Er gibt eine Studie. Er durchsucht die Schönheiten der Werke, er preist des Dichters Impressionismus, des Dichters Güte und Größe, er vertieft die Liebe zu Bonsels. Er gibt auch dem Literaturforscher Anregungen; denn er gliedert mit seinem Gefühl die Werke nach Gesichtspunkten, die nicht von der Hand zu weisen sind. Aber nicht mehr. Angehängt ist dieser Studie eine Selbstbiographie des Dichters, ein paar seine Liebedurchtränkte und kraftvolle Sätze. M. F.

Waldemar Bonsels. Eine Studie von Karl Rheinfurth. Mit zwei Bildnisabgaben und einer biographischen Notiz des Dichters. Preis Broschiert 3.50, geb. 5 M. Die immer wachsende Zuneigung am Schaffen des Dichters Waldemar Bonsels und die Einwirkung seiner Schriften auf viele Kreise finden in diesen eingehenden Betrachtungen eine verständnisvolle und feinsinnige Führung. Das Buch wird vielen willkommen sein, denen der Wunsch nach einer ernstlichen Auseinandersetzung mit dem Dichter am Herzen liegt. Es ist überraschend, wie sicher diese einsichtsvolle und liebevolle Zustimmung, weit über den ästhetischen Wert der Bücher hinaus, den Blick auf das neue Ethos eröffnet, das die Menschlichkeit und Menschenliebe dieses Schriftstellers ausstrahlt. Wohl kein Dichter ist so aus eigener Wahl und aus eigenem Anspruch des deutschen Volkes zu dem geworden, was er heute bedeutet, und dies Büchlein zeigt deutlich, wie sehr, aller Gegentende zum Trotz, der Anspruch der deutschen Lesewelt in diesen schweren Zeiten gewachsen und nicht gesunken ist.

Waldemar Bonsels. Eine Studie von Karl Rheinfurth. Mit zwei Bildnisabgaben und einer biographischen Skizze. Schuster und Köffler Verlag, Berlin.

Waldemar Bonsels gehört seit Jahren zu unseren Volksdichtern, die Auflagen seiner Bücher steigen in die Hunderttausende, und seine Leser werden heute nach Millionen zählen. Bedarf es da noch eines solchen Buches, das uns den Dichter Bonsels näher bringen will? Zwar nennt Rheinfurth seinen kritischen Abriß nur bescheiden eine Studie, so mag man besten Willen für die Tat nehmen. Jedenfalls sagte mir Bonsels dem Buche beigegebene autobiographische Skizze mehr als die ganzen kritischen Auswertungen Rheinfurths, die kein klares Bild vom Wesentlichen des Dichters geben. Und der Dichter Bonsels wird seinem Publikum in der „Biene Maja“, dem kostbaren Indienbuche, dem „Himmelstempel“ und in den „Menschenwegen“ schneller näherkommen, als durch irgend einen kritischen Abriß, der seine Seele umtastet aber nicht erschließt. Dr. G. H.

Die Menschheit sehnt sich aus der brüderlichen Welt hinaus; sie baut sich wieder ein freies Reich in der Welt der Gedanken oder sie träumt sich in wunsch-lose Fernen. Waldemar Bonsels, der so schnell zu Ruhm gekommene Dichter, hat ihn nicht unberührt er- worden; er zieht die Menschen mit sich in sein Reich des Glücks, spendet aus der Fülle erlebten Glücks- gefühls. Vielen wird der Wunsch gekommen sein, zu wissen, wie die Dichtung Bonsels' mit seinem Leben zu- sammenhängt. Ob die eingehende Studie von Karl Rheinfurth über Waldemar Bonsels diese Befriedigung geben wird, mag die Frage sein. (Verlag von Schuster & Böffler in Berlin. Geh. 3,50, geb. 5 M., mit zwei Bildbeigaben.) Ein begeisteter Verehrer schreibt sich die Begeisterung vom Herzen, aber gibt mehr Para- phrase des Gefühls als Erkenntnisse, begnügt sich mit geistreichen Worten, ohne zu begrifflicher Klarheit immer zu gelangen, sieht in dem Dichter mehr den Ge- wordenen als den werdenden. Er versucht, die Elemente der dichterischen Persönlichkeit zu um- schreiben, aber beschränkt sich zu sehr auf die religiösen Bünde, während die romantischen kaum ausgeführt werden. Wichtig in den Kern von Bonsels' Wesen führt jedoch die Bemerkung, daß das Herz das erste Objekt seiner Erkenntnis bilde, daß an Stelle der Re- flexion intensives Schauen trete. Wie weit das dem Dichter geglückt ist, darüber wieder findet man bei Rheinfurth nicht genügende Hinweise. Auch die Be- merkungen über die einzelnen Werke bilden nur eben persönliche, abgerissene Eindrücke, schließen sich nicht zum Ganzen zusammen, weil eben Rheinfurth zu Bonsels noch nicht den nötigen Abstand gewonnen hat. Er könnte mehr sagen, er behält sich für später vor; hier aber ist des Verfassers Rhodus; wenn es ihm an Platz mangelte, konnte er den Wortreichtum dämmen, die umfangreichen Zitate kürzen. So erfüllt die Studie ihre Aufgabe nur zum kleinen Teil; sie wird kaum jeman- den, der den Dichter noch nicht kennt, zu ihm hinführen; die Freunde aber enttäuschen. Dafür sind auch die kurzen fesselnden biographischen Notizen, die der Dichter selbst beigezeichnet hat, keine Entschädigung. Drt

Waldemar Bonsels. Eine Studie von Karl Rheinfurth. Mit zwei Bildbeigaben und einer biographischen Skizze. Schuster und Böffler Verlag, Berlin.

Waldemar Bonsels gehört seit Jahren zu unseren Volks- dichtern, die Auflagen seiner Bücher steigen in die hunderttausende, und seine Leser werden heute nach Millionen zählen. Bedarf es da noch eines solchen Buches, das uns den Dichter Bonsels näher bringen will? Zwar nennt Rheinfurth seinen kritischen Ab- riss nur bescheiden eine Studie, so mag man besten Willen für die Tat nehmen. Jedenfalls sagte mir Bonsels dem Buche beige- gebene autobiographische Skizze mehr als die ganzen kritischen Auswertungen Rheinfurths, die kein klares Bild vom Wesent- lichen des Dichters geben. Und der Dichter Bonsels wird seinem Publikum in der „Stiene Maja“, dem kostbaren Andenkbuch, dem „Himmelsvolke“ und in den „Menschenwegen“ schneller näher- kommen, als durch irgend einen kritischen Abriss, der seine Seele umtostet aber nicht erschließt. Dr. S. H.

Waldemar Bonsels.

Von
Hans Tessimor.

In der Dichtung unserer Zeit überwiegt der Verstand, der Geist, das Körperliche. Psychologie gerinnt in Seziererei; Gefühl wird nicht fühlbar gemacht, sondern bis ins Einzelne veranschaulicht; Erkenntnis wird aus Berechnung gewonnen, — je kälter und spitzfindiger, desto „moderner“. Und es triumphiert, wo es irgend möglich ist, der „... ismus“. Ihn verkünden die Posaunen des Fortschritts. Kunst, — was ist das? Die Hauptsache ist der Fortschritt, — wer war denn schließlich auch Goethe? Oder Hebbel? Oder G. A. Hoffmann? ... Doch über dem „... ismus“ in seiner impotenten Gewolltheit steht nach wie vor das Schöne und Erhabene; steht die Kunst, die aus innerem Können erblüht. Und wenn unter den vielen unsagbar lächerlichen und polizeiwidrig stumpfsinnigen Vertretern des poetischen Fortschritts sich auch eine ganze Anzahl von Talenten befindet, die wahrhaft ehrlich um eine neue Kunst bemüht sind und persönliches Können dazu haben, — so gehört doch auch heute noch die Palme demjenigen Dichter, der nichts will und ausklügelt, der nicht „Richtung gebend“ wirken soll und „Schule“ macht als Vertreter dieser Richtung, — sondern der einfach da ist und über den Parteien und Lagen stehend sein Schönstes und Bestes den Menschen hingibt: seine Welt. Ein solcher Dichter und Künstler im allerbesten Sinne ist Waldemar Bonsels, der sich allmählich Bahn brach und heute abseits und oben steht.

Dieser Bonsels ist ein Herzenskinder. „Sein Herz ist seine Heimat“, sagt Karl Meinfurth in einer ausgezeichneten Studie über ihn (Schuster u. Loeffler, Berlin). „Sein Herz ist die Quelle seiner Kraft.“ Und Bonsels selbst gesteht: „Nur das Herz kann erlösen ... Das ist es, was ich erfahren habe, seit ich die Sonne und ihr Reich kenne; aber ich weiß wohl, daß ich es nicht erklären und benennen kann ... Es wird alles, alles gut, noch das Herz, du sollst noch viel größeres erfahren!“ Das sieht im „Himmelsvolf“, jenem zeitlosen Weltkenntnisbuch, das aus Gesprächen mit den Geschöpfen Gottes, den Blumen und Tieren, entstand. Es zeigt den ganzen Bonsels: Gottsucher, Vagabund, Poet zwischen Himmel und Erde, der das Bessere wünscht um des Guten willen, und dessen Sehnsucht ist: eine reinere, demutvollere Menschheit. Eine Menschheit voll Einfalt, die ihr Sein einzig auf Erleben gründet.

Bonsels ist annähernd vierzig Jahre alt und bei Hamburg geboren. In seinen Adern fließt normannisches, skamisches und dänisches Blut, — „aus den germanischen Stämmen, die den Norden Europas bevölkern“. Aus dem schmalen, asketischen Antlitz blicken mit ruhigem Ernst zwei suchend dunkle Augen. Nichts liegt ihnen ferner als Engherzigkeit, Kleinlichkeit, Pedanterie. Zur Schule war dieser Kopf nie geboren, — und von der Sekunda weg stürmte er in die Welt, d. h. in die Lehre. Aber auch darin hielt es der Freiheitsdurstige nicht lange aus, — er konnte und wollte keinem Zwang erliegen, der ja eine Arbeit nicht befähigt, sondern lähmt. So machte er sich ganz frei, von Arbeit, Lehre, Elternhaus, und begann seine romantische Wanderung kreuz und quer durch Deutschland. „Aus dieser Zeit berichten die „Notizen eines Vagabunden“, die erst viel später geschrieben worden sind, — heißt es in einer kurzen autobiographischen Skizze. Das Werk ist unter dem Titel „Menschenwege“ eines der am weitesten verbreiteten von Bonsels. Der Jüngling wurde ganz Außenseiter und setzte seine Wanderungen in — Indien fort. Auch diesen Jahren verdanken wir ein größeres Werk, die „Indienfahrt“. Als er zurückgekehrt war, zeigte er einem bekannten Schriftsteller, der später sein Schwager wurde, die ersten Prosaentwürfe und erfuhr eine glatte Ablehnung. Das ist jetzt fünfzehn Jahre her. Heute steht Bonsels mit an der Spitze des literarisch wertvollen deutschen Schrifttums neuerer Zeit.

Ueber seinen Weg setzt der Dichter selbst Schillers Wort: „Was wir als Schönheit hier empfunden, wird einst als Wahrheit uns entgegengehen.“ Innere Schönheit und vollkommene Wahrheit, das sind die Pole dieser Welt, wie ja überhaupt der Welt, aus welcher gestaltender, gefühlgeprägter Geist auf unser Chaos herabsieht. Und wer, dem es ehrlich um die Kunst zu tun ist, wollte sich je dem tiefinnersten Prange nach lauterer Schönheit — die ja doch nur ein Bekenntnis gottesgegebener Kraft ist — entziehen! Künstlerisches Prinzip dieses Dichterschaffens ist: „Was er schaut, wird ihm zur Gestalt.“ Bonsels selbst gibt einmal ein klares Bild davon in den Worten des Scholander („Menschenwege“): „Wer schaut und Gestalt sieht, dessen Gedanken sind etwas wert, mögen sie auch ohne diesen Zustand glücklicher Kraftverhältnisse wenig zu taugen scheinen. Wer aber schaut, und nichts wird ihm Gestalt, dessen Gedanken sind schlecht, mögen sie auch um ihrer Schärfe willen eine Welt in Erstaunen setzen.“ Darin verborgen ruht die Stellung des Dichters zu unserer Zeit und ihren literarischen Richtungen, und wer so „modern“ ist, daß er nicht anders als mit einem „... ismus“ werten kann, der mag in jenen Sätzen getrost ein Bekenntnis zum Expressionismus erkennen; doch es ist jener Expressionismus, in dessen Sinne Shakespeare und Goethe und Dostojewski als Expressionisten in Ewigkeit thronen werden über allem Heutigen. Es ist der Expressionismus des inneren Überflusses, nicht der Impotenz. — Noch ein anderes Wort bestimmt die tief verankerte Anschauung dieses Welt: die starke Religiosität des Dichters. Keine kleinliche Frömmigkeit, kein dogmatisch gepflegter Glaube, keine Religionstendenz; sondern einfach Angelegenheit der Seele von Natur aus, — jenes tief selbstverständliche

teils In-Gott-ruhen, teils Gottsuchen, das ihm den Romantikern nahebringt. Der romantische Pantheismus. Und doch mehr: die Wonne, als Schöpfer mit Gott zu rivalisieren. Das verborgene Gefühl, selbst Gebender, Aufbauender zu sein, und die Dankbarkeit dafür gegenüber dem Weltenschöpfer. Darin also ruht der lebende Poet doch über die Grenzen der weitaus meisten Romantiker hinaus. — Und noch einen weiteren Vergleich darf man ziehen, ohne einem von beiden verglichenen Teilen ein Unrecht zuzufügen: Bonsels' Welt ist in gewissen Grenzen auch die Welt Gottfried Kellers, dessen wundervolles Streben nach letzter, befreiender Klarheit Bonsels teilt. So ist, wie in Kellers Werken, in den Büchern unseres Dichters eine unendliche Fülle praktisch philosophischer Erkenntnis enthalten, vornehmlich in jenen, die aus der innigsten Verührung mit den Wundern der Natur hervorgingen. Keine systematische Problemlösung, doch auch niemals leichtes Paradoxengespinnst.

Zu diesen Naturbüchern gehört außer dem schon genannten „Sinnelsvoll“ vor allem der „Roman für Kinder“, „Die Biene Maja“ (der beiläufig in sechs Sprachen übersetzt wurde). Im Marlittstil würde es vielleicht heißen: „Roman für große und kleine Kinder“. Doch es versteht sich von selbst, daß dieses trotz seiner Unzeitgemäßheit im weitesten Sinne populär gewordene Buch sich nicht nur an Kinder wendet, deren entzückter Phantasie sich hier ein neues unendliches Reich auftut, sondern ebenso an reife Menschen, die sich nur Einfachheit und Güte bewahrt haben müssen, um nicht vor der wunderbaren Naivität dieses Tierromans zurückzuschrecken. Leben und Kampf einer Biene, die so etwas wie eine Menschenseele zu haben scheint, — und humorvoll gütiges Herabbliden auf die dumme Menschenwelt; es gab bisher kein Buch in Deutschland, das mit so vollendeter Grazie durch ein Insekt zu den Menschen sprach. — Und in der Erzählung „Das Anjefind“ dient dem Dichter die Entdeckung dieses Kindes wiederum nur dazu, um tiefer noch in die Geheimnisse und Kräfte der Natur vorzudringen. Das zweifellos bedeutendste der Naturbücher aber ist die schon zitierte „Indienfahrt“, das nicht unmittelbar aus Tagebüchern entstand, sondern aus der Erinnerung an jene wunderbare Welt, die dem Philosophen Bonsels neue Probleme stellte. Reinfurth sagt hierzu: Die „Indienfahrt“ ist ferner das Buch vom Ringen des Anders Waldemar Bonsels mit dem Germanen Waldemar Bonsels. Es sind herrliche neue Beweise für des Dichters Religiosität in dem Buche: neben der Natur des Märchenlandes sind es die Wunder der indischen Weltanschauung, die ihn am tiefsten berühren und entflammen. Seitenweise glaubt man einem Brahminen zuzuhören, so in den Kapiteln „Die Nacht mit Sur, dem Affen“ oder „Von Frauen, Heiligen und Brahminen“. Quellender Bilderreichtum, wie unter dem ersten naturhaften Eindruck, gibt dem Buche etwas Berausches; doch es ist der Rausch aus innerer Fülle. Kapitel wie „Im Fieber“, „Mangalore“ u. a. sind Höhepunkte verinnerlichter Schilderung und Gestaltung. Rauberhafte Impressionen blühen auf, so im Mangalore-Kapitel die Zeichnung der nach der Regenperiode in echt indischem Frühling erglühenden Hafenstadt, die Begegnung mit dem Tiger im Dschungel u. f. f.

Der Psychologe und Menschenbildner Bonsel begann mit zwei kleinen Novellen „Leben, ich grüße dich“ und „Der letzte Frühling“, die noch nicht die große Linie der späteren Werke haben, doch schon ihr Wesen atmen. Von diesen späteren, immer vollendeteren Büchern seien zwei im besonderen genannt: die „Schloßgeschichte“, „Bartalun“ und die schon zitierte „Menschenwege“. In „Bartalun“ sind trank Menschen unserer Zeit gestaltet: Feminines Männlichkeit und Mannweiblichkeit im Kampfe, der sich in allen hysterischen Zügellosigkeiten entläßt. Der Nichtkennner würde dahinter vielleicht eine naturalistische Morbgeschichte vermuten; doch Bonsels ist ein zu großer Künstler, um ausgetretene Pfade zu wandeln und mit neuen Effekten zu blaffen. Seine Geschichte ist soweit naturalistisch, wie dies durch Stoff und Problem bedingt ist. Im übrigen ist sie zeitlos wie alle große Kunst. Auch die „Menschenwege“ sind kaum literarisch „einzureihen“. Es sind unser aller Wege, gesehen durch die Seele eines, der auf seinen Wegen stets höher und höher flieg. In der reifen Erkenntnis einzelner dieser Wagniskapitel, in der ruhigen Überlegenheit der Anschauung liegt unbedingt etwas Erhabenes. Und immer finden wir, bald versteckt, bald ganz offen liegend, die romantische Tendenz: Natur durch sich selbst sprechen zu lassen. Diese Tendenz lebt schließlich auch in der zuletzt erschienenen epischen Dichtung „Don Juan“, die nicht nur der bisherige Gipfelpunkt der Bonselschen Kunst, sondern der im guten Sinne moderner Dichtung überhaupt sein dürfte. Ein Meister der Sprache und des Verses entfaltet eine Polychromie von orchesterlicher Wirkung; edelstes Gedankengut eint sich überstürzender Phantasiefülle, und völlig reif und groß klingt der Prolog, in welchem nach längerer Auseinandersetzung mit dem Schöpfer der Satan zu den Menschen steigt, an den „Faust“ an. Trügen nicht alle Zeichen, so gehört dieses Werk — nach langen Jahren wieder mal eines in der deutschen Dichtung! — der Ewigkeit.

Und wenn wir resümieren wollen, so müssen wir schlicht und wahrhaft von Waldemar Bonsels sagen, daß er in der tiefsten und weitesten Bedeutung des Wortes ein Dichter ist. *)

*) Von Bonsels erschienen die „Indienfahrt“ und „Menschenwege“ bei Müller u. Voening in Frankfurt a. M., alle übrigen Werke bei Schuster u. Köhler in Berlin.

Welt, dessen Herz aufgewühlt wird von den ewigen Mächten Gottes und der Natur. In diesem Aufgefühl ist Bonfels Romanist. Doch geht er darin nicht unter wie diese; sondern es flirrt ihn wunderbar. Es verleiht ihm die Flügel, nach denen die messianischen Romantiker sich immer nur sehnten. Im „Himmels-berg“ apostrophiert er das Herz: „Alle Schwachheit des vergänglichen Geschlechts des Irdischen ist nur eine arme, geistliche Verlangung gegen seine bese und unerschöpfbare Freiheit, und immer und immer wieder blüht aus seinem Grunde die Liebe empor. Nur das Herz kann erlösen.“

Und ein anderer Zug charakterisiert die Wege des Künstleres: sein innerer Festigkeit: seine Religiösität, die ohne Dogma und ohne einen Schimmer von Rommel in jedem Ding auf Erden das Göttliche sieht und erlebt. Soweit geht diese Religiösität, daß der Dichter an Punkte kommt, wo er mit dem Göttlichen um die Palme ringt, wo er, als Schöpfer, beginnt, „Nur wie Gottes“ zu sein. Den Grundzug dieser Religiösität ist ein tief christlicher, — auch wenn er in Indien dem Hinduisismus stark anhegt. Das ist freilich nicht alles verwunderlich, denn im tiefsten Kern treffen sich ja die grundlegenden Anschauungen beider Welten und Religionen. Bonfels ist Künstler im Sinne des Schillerwortes: „Bilde Künstler, rede nicht.“ Nicht auf das Sublimierte kommt es ihm an; er ist kein „Erzähler“. Sondern in allererster Linie immer wieder Gestalter; Dichter: als Bewachter des inneren Lebens, vor dessen phantastischer Fülle er gegenwärtig selbst zurücktreten möchte. Er ist es, der den Dichter, weil er über der Zeit steht, deren Vollen ihm gesteht, — das ist sein Verus. Darin ist er so ganz unerschütterlich, daß er so innerlich mehr kann als sie. In den „Menschenwegen“ spricht einmal der Scholander die Worte: „Wer schaut und Gehört sieht, dessen Gedanken sind etwas wert, mögen sie auch ohne diesen Zustand glücklicher Erkenntnistüme wenig zu sagen haben. Aber aber schaut, und nichts wird ihm Gerecht, dessen Gedanken sind schlecht, mögen sie auch um ihrer Schärfe willen eine Welt in Erkenntnis setzen.“ Damit tritt Bonfels weit ab von der dilettantischen Aufgeschlossenheit und leeren Geistesatmosphäre gewisser „jünglingsdeutscher“ Poetentreife.

Geht man dieser Welt und ihrer ganz persönlichen Anschauung durch den schöpferischen Künstler auf den Grund, so erscheint als letztes Ziel: vollkommene innere Klarheit über Dinge und Geschehnisse. Sinnvollstehen des Alltäglichen in die Sphäre göttlich begründeter Erkenntnis. Das Reich des realen Ideals ist sich weit auf. Jede Parole ist geschnitten vor diesen wunderbaren reinen Ecken und Erkenntnisraum. Und ich schone nicht vor dem Vergleich zurück: daß ich hierin etwas Gotfrieds

stellte, bestes am Werk von Voltaire Bonfels zu sehen meine. Inhaltlich löst sich das Werk vielleicht in: Natur, philosophisches und Weltanschauung. Dabei niemals an irgendeinem Systematisches gebunden. Der Mensch, der geistlich ist, erleidet das künstlerisch stärkere Element in ihm, — der größere, d. h. intuitivere Dichter ist der Naturphilosoph Bonfels. Der Philosoph begann mit zwei sorten Wesen: Leben, im grünen Tag und „Der letzte Frühling“, die wie, allerdings schon sehr reife, Vorstudien anmuten. Dann folgen jene tiefen Erschlungen und Momente, in denen das Problem der Überkraft mit innerlichster Phantasie und mit einer Gerechtigkeit des Geistes, die diese Dichtungen außerhalb jeder Art von Grotto im Sinne der geistigen Literatur erschöpfen läßt.

Poet und Vagabund.

Von Hans Lehmer-Berlin.

In die Zeit der Hitze und dumpfen Verwirrung leuchten himmlische Gedanken Einström, die für Einsame blühen und denken und musizieren, und deren Reich senkelt von unserer feinsten Welt beginnt. Sie helfen auf ihrer Höhe, während oft es der Unbezügkeit des Anblicks, der ihnen wird, wenn sie die Augen senken. Aber sie hatten die Fadel empor. — das ist ihr Kunst. Und hinter ihren Köpfen erschaut den Anblick der Welt, die Welt der Verklärung. Dichter, die sich über den Zeit stellen, werden gewöhnlich von ihr am gequält. Und heute einmal blüht ihnen allenfalls die aufgebogene Wälschung der stumpfen proletarischen Welt: die nur den Sieg der roten Papierstume anerkennt; deren Musik das Geschrei ihrer Führer ist. Doppelt verzweifeln müssen vor demal den Sieg eines Dichters greifen, der in der angegebenen Art abso- lut gegen seine Zeit sich richtet, dessen Gemeinde oder Gleichwohl schon nach Hunderttausenden zählt; dessen Werke zum Teil bereits in fünf sechs Sprachen übersetzt wurden: Waldemar Bonfels!

Bonfels ist heute annähernd vierzig Jahre alt und blüht auf zwei Jahrzehnte eines überreichen Lebens jäh. In Ahrensburg bei Hamburg ist er geboren, in Kiel besuchte er das Gymnasium und war, wie er selbst erzählt, als Schüler recht unbrauchbar. Als Seemann verließ er die geliebte Stätte geistiger Wartung, machte allerlei Bohren durch und legte, liebesmäßig, dem Vaterhause Bescheid, um zu wandern, — ins bunte Leben hinein. Davon erzählt viel später die wunderbaren „Menschenwege“. Lange Wanderungen durch Deutschland, Frankreich und Indien. Von diesen Reisen und Ausenfalls in Ägypten und Indien. Von diesen letzten berichtet die „Indienjahre“, die man unbedenklich den schönsten Werten der neueren deutschen Dichtung anreihen darf. Nach seiner Rückkehr begann Bonfels vierundzwanzig Jahre alt zu schreiben; zu dichten und zu gestalten. Mit dem Erlöse anmaßt, daß ein ihm befreundeter Zeitschriftler von Manu ihm ersticht, rief die Feder aus der Hand zu legen. Daß er es nicht getan hat, ist heute das Glück seiner großen Gemeinde. Wie er dann aus Wert ging, das drückt er selbst einmal so aus: „Schillers großes Wort: Was wir als Schönheit hier empfinden. — Offen- einist als Wahrheit uns entgegengekommen“ war meine erste Welt barum über den Weg. Bestimmend für meine Haltung zur Welt der Erscheinungen und ihrer Verwirrung im Licht der Zeit wurde das Wort des Bonfels: Die Darstellung des Geistes muß, wie die Darstellung der Natur, selbstständig, eigenständig, allgemein, ver- zimpfend und schöpferisch sein. Nicht wie es ist, sondern wie es sein könnte und sein muß.“

Wie es sein könnte, — das Wort des romantischen Dichters verleiht die Stelle des lebenden Künstlers aufs innigste. In menschlichen Sinne des Wortes ist er Idealist. Mittelpunkt dieser Welt ist das Herz. Und sein eifer, Haupt, das ist sein Studium, sagt in der (bei Schiller u. Hölderlin erschienenen) Bonfels-Studie: „Ziem Herz ist seine Heimat. Sein Herz ist die Quelle seiner Kraft.“ In zwei schicklichen Sätzen ist da das innerste Wesen des Dichters gegeben, dessen Herz aufsteht in Herzen der

*) „Menschenwege“ und „Indienjahre“ erschienen bei Mitten und Loeving, Frankfurt a. M.; alle übrigen hier ge- nannten Werke bei Schuster u. Loescher, Berlin.

abgewandelt wird: „Blut“, „Der tiefste Traum“, das Drama „Norb“, die Schloßgeschichte „Wartalun“ (schon stillschweigend ein Wunderwerk) und die bereits erwähnten „Menschenwege“, in denen er den Extrakt seiner Wanderjahre reicht und uns die Hauptgestalten jener Erlebnisse vorführt, die wir alle irgendwie erleben und die uns allen seit irgendwann vertraut sind. Ein deutsches „menschliches Dokument“, — das sind diese „Menschenwege“. Man könnte an „Wartalun“ vielleicht tadeln, daß dieses in seiner ersten Hälfte heute unerreichte Buch in der zweiten scheinbar zerfließt. Doch blickt man tiefer: so zerfließt nicht das Werk unter den Händen des Dichters, sondern es enttrinnen die darin gestalteten Menschenschicksale den Bezirken des sich entwickelnden Lebens. Feminine Männer und hysterisch zwischen Mann und Weib schwankende Frauen, — das sind, sollte man meinen problematische Naturen für Dramen von Strindberg. Doch Bonsels, obwohl er nur der klaren Erkenntnis fähig ist, ohne Konzeption und Sentimentalität, gestaltet nicht „naturalistisch“, sondern er rückt diese Schicksale in einen Raum, der zwischen Zeit und Ewigkeit liegt, — so wie das ähnlich Karl Hauptmann im „Ismael Friedmann“ tut. Und auch Bonsels ist ein Erfüller des schönen Karl Hauptmann-Wortes: „Ich sahnde allenthalben nach Seele“. — Ganz anders verlaufen die „Menschenwege“. Sie sind gestern, heute und übermorgen, — immer unsere eigenen Wege; aufgezogen im Seelenpiegel eines wundervoll harmonischen Geistes. Das ist nicht der übliche „Entwicklungsroman“, sondern es ist die Chronik eines Herzens, dessen tausend blutende Wunden sich langsam im Ueberwinden schlossen. Und, neben „Wartalun“ und „Indienfahrt“, das dritte tiefbegründete Dokument der Religiosität des Dichters, der als Vagabund dem gastfreundlichen Landpfarrer gesteht: „Erst in meiner Liebe wird Gott lebendig, nicht in dem, was Sie seine Liebe zu mir nennen. — Nie wird ein Mensch sich gottlos fühlen, der liebt. Ist es aber so, so vermag ich nicht mehr zu wünschen, daß Gott mich liebt; denn Gott ist meine Liebe.“ — Der Naturphilosoph rührt an die innigsten Gründe all der großen Rätsel und Geheimnisse, vor denen wir zeitlos fragend stehen. Er tut es spielend im „Anjelin“, in jenem grundpoetischen, am weitesten von allen Werken des Dichters verbreiteten Tierroman „Die Biene Maja“, in den tausend Aphorismen und Beobachtungen des „Simflesboll“, das in innerster Verbindung mit der „Biene Maja“ steht. Und er tut es mit fast priesterlichem Ernst in der „Indienfahrt“, die ich neben „Wartalun“ für das bisher vollendetste Werk des Dichters halte. Die „Indienfahrt“ entstand aus Tagebüchern, die Bonsels auf seinen Zügen durch das wunderfame Land größtenteils verloren hatte. So wurde es ein Buch der Erinnerung, in welchem doch meistens das Bild mit der Frische und Eindringlichkeit der ersten Impression wirkt. Man lese daraufhin Kapitel wie das vom Fieber (— ein Höhepunkt verinnerlichter Schilderung äußerer Erlebnisse —), oder die Begegnung mit dem Tiger, oder das Kapitel „Mangalore“ mit seiner unerhört poetischen Darstellung der nach der Regenperiode zu lippigem Frühling erwachenden indischen Hafenstadt. Wenn ferner Karl Reinfurth von diesem Buche sagt, es sei „das Buch vom Ringen des Jüders Waldemar Bonsels mit dem Germanen Waldemar Bonsels“, so berührt er damit wiederum die Gründe Bonsels'cher Ethik. In sie hinabsteigen heißt: sich läutern zu einer Weltanschauung, die nicht fern ist von der Kraft und unendlichen Fülle göttlichen Geistes.

Es würde zwecklos sein, hier Inhaltsangaben zu machen, zwecklos, weil zu Föblerhaftigkeit und Unvollständigkeit verdammt. Es galt mir nur, auf die vereinzelte Stellung und auf die Gründe dieser Vereinzeltheit des Dichters Bonsels hinzuweisen. Alles übrige sagen seine Werke in einer Größe des Erlebnisses und der Sprache, die innerhalb eines knappen Aufsatzes nur angedeutet werden kann.

Waldemar Bonsels

Von Karl Rheinfurth-Alffolterbach

63

Man kann wohl sagen, daß Waldemar Bonsels der am meisten gelebte Dichter unserer Zeit ist. Er selbst steht zwar diesem seinem Ruhm sehr bedenklich und zurückhaltend gegenüber. Seine Sache ist ihm zu heilig, als daß er es dulden könnte, sie zur Mode gemacht zu sehen. Gewiß will er die Wirkung. Aber ihm, dessen ganzes Werk ein erschütterndes *De profundis* ist, genügt nicht die Wirkung in die Breite, sondern allein die seltene Wirkung in die Tiefe. Er will nicht unterhalten und nicht blenden, sondern überzeugen und gestalten. In seiner Person liegt ihm nichts. Die Sache ist ihm alles. In ihrem Dienst bringt er jedes Opfer, auch das Opfer seines Glücks. Sein Werk lebt von den Opfern, zu denen sein Opfer bereit ist.

Was ist es nun, das seinem Werk die freudige Teilnahme immer weiterer Kreise gewinnt? Es ist die Schönheit seines Stils. Wen dessen Melodie und Ornamentik einmal ergriß, den läßt sie nicht wieder los. Man möchte sich von ihm alle Dinge erzählen lassen, in der Gewißheit, daß man sie erst versteht, wenn sein Wort sie berührt. Sein Wort ist wahrhaft schöpferisch: es schenkt uns in strahlender Freude die Welt. In seinem Wort zuckt es von gesammelter Kraft, die sich jubelnd offenbart. Doch zugleich ahnen wir mitten in der hellsten Wortoffenbarung, daß er das Letzte ewiger Zusammenhänge nur verhüllt am Horizont seiner Welt erscheinen läßt, Dinge, deren Glanz und Schmelz selbst im geschmeidigsten und lebendigsten Wort verdürbe. So redet auch sein Schweigen. Es überwältigt uns die unsagbare Melodie seines Blutes. Er überträgt auf uns durch das Medium des Wortes den Rhythmus seines Geistes. So gestaltet er uns. Wir lassen ihn willig an uns gehen, denn er ist ein Meister.

Seine Meisterschaft bewährt sich im Gestalten. Gestaltungskraft ist ihm das einzige Kriterium des geistigen Menschen. In den „Menschenwegen“ läßt er eine Figur sagen: „Wer schaut und Gestalt sieht, dessen Gedanken sind etwas wert, mögen sie auch ohne diesen Zustand glücklicher Kraftverhältnisse wenig zu taugen scheinen. Wer aber schaut und nichts wird ihm Gestalt, dessen Gedanken sind schlecht, mögen sie auch um ihrer Schärfe willen eine Welt in Erstaunen setzen.“ Oder in der „Indienfahrt“ läßt er den Brahminen Mangesche Rao über Goethe urteilen: „... zuletzt wird er, wie alle Großen, nach dem Um-

fang seiner Gestaltungskraft eingereicht werden, und in dieser Einsicht erscheint uns Friedrich Schiller als der größere Meister.“

Bonsels selbst steht in der Plastik und Monumentalität seiner Gestalten heute unerreicht da. Er ist als Schöpfer rein gotischer Mensch, der alle Erfahrungen des Blutes und Geistes in edlem Pathos zu einer Gestaltenwelt erhöht, die sinngebend über der Welt der Erscheinungen in herber Notwendigkeit glüht.

Es ist kein Gebiet des Lebens, das er in seinem Werk nicht irgendwie berührt, das er uns nicht neu zu sehen zwingt. Seine Universalität ist dabei stets tiefstürfend. Er sagt einmal in einem Brief: „Ich beginne tief in mir und ende überall.“ Dies gilt auch von seinen Gestalten. Ihr Schicksal ruht nicht in dem, was sie tun, sondern in dem, was sie in der Tiefe sind. Alle Gestalten bezeugen — sei es nun in der Tragik ihres Untergangs oder im Triumph ihrer Vollendung —, daß das menschliche Sein, die „Beschaffenheit“, wie Bonsels sagt, seinen geistigen Wert oder Unwert sich nie im Streben zu sichern vermag, sondern vom Schicksal vorherbestimmt in sich trägt. Mit dieser strengen Aufrechterhaltung des Prädestinationsgedankens tritt der Dichter in die Reihe aller wahrhaft religiösen Menschen, wie er denn überhaupt nur im Urteil dessen die rechte Einschätzung zu erfahren vermag, der die Religiosität dieses großen Menschentums erkennt. Unser religiös noch unsicher tastendes Geschlecht neigt dazu, die herbe religiöse Grundanschauung des Dichters um des Lebens willen zu mildern. Das ist falsch. Was liegt am Leben? Das Leben hat sich der Idee zu fügen. Dadurch erst gewinnt es Wert, Tiefe, ewige Dauer.

Des Dichters Liebe gilt allein dem Menschen. Seine Universalität hat in der Menschen Liebe ihre konkrete Mitte. Er selbst will nichts als Mensch sein. Damit will er das Größte und Schwerste. Mensch sein, heißt ihm stark sein in der Liebe, treu im Eigenen, unbittlich im Geistigen. Der Weg zu erhöhtem Menschentum führt durch die Entdeckung der Eigengesetzlichkeit zu Gehorsam und Treue in der Sendung, der Berufung. Wir sind alle zur Liebe berufen. Mensch sein heißt ihm letzten Endes verwoben sein in jene geheimnisvolle Tragik des Vogels Phönix, der ewig aus seiner Asche neu erstehen muß.

Hören wir den Dichter selbst: „Was mich in die Einsamkeit treibt, ist meine Erwartung, daß es nichts Höheren, nichts Gewaltigeren und Herrlicheren in der Welt gibt als den Menschen. ... Ich will in meinem Glauben an die Höhe des Menschen nicht gestört sein, das ist alles. Welches Geschick mir

die Menschen bereiten, ist mir so gleichgültig wie mein Kleid. Je mehr ich von ihrem Wert erkenne, um so reicher wird mein Leben gewesen sein." „Wir sind Menschen! Es gibt nichts Größeres. Wir sind es nicht zu unserer Entschuldigung, sondern zu unserem ewigen Ruhm. Welch voreiliger Idealismus, etwas zu erstreben, das höher stehen soll als der Mensch. Erstrebenswert kann zuerst immer nur sein, den Menschen hoch zu stellen.“

So ist Waldemar Bonsels ein leidenschaftlicher Verkünder einer vollblütigen Humanität. Seine Gestalten sind Träger ihrer Verwirklichung, auch wenn viele tragisch untergehen. Aus all ihrer Not strahlt der tröstende Glanz eines wahren herrlichen Menschentums. Langsam im Wandel der Zeiten wird unser Leben diesen Gestalten nachreisen.

Alles Unvollkommene des Lebens erfüllt den Dichter mit Trauer. Soweit es nicht durch die Tragik alles Irdischen bedingt ist, begegnet er ihm mit Humor und Ironie. Doch nie verblüffend, sondern in gütiger Geduld des überlegenen Menschen. Wer die „Viene Maja“ und das „Himmelsvolk“ kennt, weiß, wie unendlich fein Waldemar Bonsels zu spotten vermag.

Im engsten Zusammenhang mit seinem Schicksalsgedanken steht dem Dichter das Problem der Natur. Er weiß nichts von einem Dualismus zwischen Natur und Geist. Er erfährt den Menschen als organische Einheit, als ideale Blüte dem Schoß der Natur entsprungen.

In dem Prolog zu dem Epos „Don Juan“ hat dieser Gedankenkomplex klassische Form erhalten: Wir erleben, wie alle Kräfte der Natur in einem Menschen zu dessen Charakter und Schicksal zusammenschließen:

„Nur das Gesetz der Erde fesselt ihn.“

So wird dem Dichter Natur nicht zu einem feindlichen Prinzip, das es zu überwinden gilt, sondern zur Norm der Beurteilung alles wahren Lebens. Nur im Einklang mit der Natur findet der Mensch sein Glück, vollendet er sein geistiges und sittliches Sein. In den Kräften der Natur, die noch ungestaltet sind, wie auch in den Kreaturen liegt gleichsam die geheime Tendenz der Menschwerdung.

Auf dieser gedanklichen Grundlage, die hier allerdings nur in ganz flüchtigen Umrissen gezeigt werden konnte, ruhen die

wunderbaren Dichtungen der „Viene Maja“, des „Himmelsvolkes“, der „Indienfahrt“.

Wandeln wir uns im Erlebnis dieser Bücher nicht in Weisen der Natur und fühlen uns für alle Zeit geborgen in ihren mütterlichen Armen? Erlöst von wahnwitziger Selbstzerfleischung durch Intellekt und ethische Grübeleien erhöht sich unser Menschentum zu echter Güte in inniger Harmonie mit der Natur. Wir empfangen im Erlebnis der Schönheit die gewisse Verheißung, daß alles Schöne auch wahr und gut ist und uns einst aus allen Trümmern und Trübungen als vollendete Gestalt entgegengeteilt wird, wie wir selbst dem Bild unserer Vollendung entgegengehen, indem wir allen Stoff, Blut und Erde nicht überwinden, sondern durchglühen, in Geist wandeln. Dieser Prozeß vollzieht sich im Ablauf des Lebens gleichsam selbsttätig in allen Menschen, die von Liebeskraft erfüllt sind.

Bonsels ganzes Werk ist ein machtvoller Hymnus auf die Liebe, auf Groß, den Gott dieser Erde. Der Dichter hat sich im Lauf seiner Entwicklung aus der relativ unbegrenzten erotischen Problemstellung zu einer weiten und tiefen Gestaltung und Lösung aller Menschheitsfragen durchgerungen. In uns beginnen erst die Wirkungen der Werke, die er in rastlosem Werden als Zeugen seines Kampfes und seiner Befreiungen hinter sich ließ. Vor allem zu nennen sind: „Bartalun“, „Menschenwege“. Aus den Notizen eines „Bagabunden“, „Norby“. Eine dramatische Dichtung und „Don Juan“. Eine epische Dichtung. Versucht man die Schloßgeschichte von „Bartalun“ und die „Menschenwege“ literarisch einzureihen, so wird man sie am besten romantische Werke nennen, allerdings mit dem starken Hinweis darauf, daß sie sich von allen literarischen Erzeugnissen der Romantik vor 120 Jahren entscheidend abheben und über sie erhaben durch ihre einzigartige, heute unerreichte Gestaltungskraft. Die erotische und menschheitliche Tendenz dieser Werke ist indessen ganz romantisch. Den Höhepunkt seines Schaffens erreichte Waldemar Bonsels bis jetzt in den beiden Dichtungen „Norby“ und „Don Juan“, in denen er den Typus des genialen Mannes in seine beiden Elemente zerlegt.

Leider ist es mir hier versagt, näher auf diese Werke einzugehen. Diese Zeilen haben ihren Zweck erreicht, wenn sie einen oder den anderen zu einer Vertiefung in das Werk des großen Dichters angeregt haben. Er, der unermüdlich Schaffende, ist heute noch am Werk, in erschütternder Einsamkeit mit seinem

Tämon, der ihn allein durch alle Tiefen und Höhen des Lebens zur Vollendung führt.

„Gibt nicht den dunklen Teppich meiner Träume,
Läßt mich allein im Reich des mangellosen
Und reinen Ringens um vollkommenes Heil.
Gibt wird euch meine große Welt zuteil,
Wenn ihr, erdauend unter Blut und Rosen,
Eintretet in die ewig lichten Räume
Des hohen Lomes, wo euerne Gestalten
Des Menschlichen auch euren Frieden halten.“

Ueber Waldemar Bonsels.

Von Prof. Dr. Arthur Drews.

Waldemar Bonsels gehört gegenwärtig zu den am meisten gelesenen und gelesenen deutschen Schriftstellern. Seine Werke haben zum Teil erstaunlich hohe Auflagen erlebt und erfreuen sich der weitestgehenden Anerkennung. Vor allem „Die Biene Maja und ihre Abenteuer“ (Schuster und Poeschl, Berlin 1919). Das Buch liegt bereits in 150. Auflage vor. Und es verdient in der Tat das hohe Lob, das ihm von allen Seiten zuteil geworden ist. Ein glänzender Stilist und echter Dichter schildert hier in einem an Andersen erinnernden Märchentone die wunderbaren Abenteuer einer Biene, die unbedachter Weise ihren Stod verläßt, sich frohgemut in der Fremde umhertummelt, allerlei Bekanntschaften mit den verschiedenartigsten Tieren und sogar mit einem Blumenelfen schließt, um schließlich durch ein wundersames Zusammentreffen von Umständen die Reiterin ihres Stodes vor einer furchtbaren ihm drohenden Gefahr zu werden. Ein reizender Humor würzt die anmutige kleine Geschichte, die man mit Entzücken liest, und wenn man zu Ende gekommen ist, so freut man sich, die Bekanntschaft ihres Verfassers gemacht zu haben, der mit ihr in der Tat ein Märchen geschaffen hat, an welchem Alt und Jung gleichermaßen ihre Freude haben können.

Einen ähnlichen Gegenstand, wie in der „Biene Maja“ hat Bonsels in „Stimmels-voll“ (Schuster und Poeschl, 81.—90. Auflage) behandelt. Ein Buch von Blumen, Tieren und Gott nennt er die Geschichte und berichtet von den Erlebnissen jenes Blumenelfen, den wir bereits aus der Biene Geschichte kennen, in der gleichen anmutigen, lebenswichtigen und gemühtiefen Weise, die den Leser in seinem Buch entzückt. Ganz prächtig sind die Naturschilderungen. Der Dichter besitzt eine Einfühlungskraft, die es ihm ermöglicht, Pflanzen wie Tiere, Biene und Wesen, die ganze Natur in der reizvollsten Weise zu befeelen und dadurch die prächtigsten Wirkungen hervorzubringen. Andersen scheint wieder aufgelegt zu sein, und erzählt, was sein liebevolles Dichterauge in der Natur geschaut hat, hier und da in jener ein wenig empfindsamen Weise, die uns allen aus der Jugendzeit her so vertraut ist u. die uns nicht selten fast zu Tränen gerührt hat. Die rührselige Geschichte der „Traule“ überschreitet in dieser Beziehung fast die Grenze des Erlaubten. Volle aber verlißt der Dichter nach meinem Empfinden gegen den guten Geschmack durch die Art und Weise, wie er am Schlusse seines Buches das alte Rinde den Geschöpfen des Waldes das Leben Jesu erzählen läßt, wo man doch auch nicht versteht, wie ausgerechnet eine deutsche Rinde zu ihrer Kenntnis der evangelischen Geschichte gelangt sein sollte.

Ausgezeichnet durch die Kunst der Romanisierung sind auch die übrigen Bücher Bonsels. Im „Anjelind“ (11.—25. Auflage, Schuster und Poeschl 1918) führt er uns ein feldsam gezeichnetes weibliches Wesen vor, das irgendwo draußen in der Heide mit seinem menschenfeindlichen Vater haust und uns selbst wie die vermenslichte Natur ihrer Umgebung annimmt. Hier begegnet uns auch jener bei Bonsels noch öfter wiederkehrende Zug der Ueberlegenheit des Weibes gegenüber dem Mann, der u. a. auch darin zum Ausdruck gelangt, daß das Anjelind den Pfarrer foppt, und den jungen Forstgehilfen, der sich ihr zu nähern wagt, nicht bloß durch einen Steinwurf verwundet, sondern ihn am Ende sogar tötet, weil er in der Ausübung seines Berufes ihren wildernden Vater erschossen hat.

In „Der tiefste Traum“ ist der junge Pfarrer Arne an der einsamen Ostseefküste als ein trauriger Schwächling gegenüber dem Vorkind Raemi geschildert. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn nur das sonderbare

Gebaren des Pfarrers nicht in einen so geheimnisvollen Schleier eingehüllt und unserem Verständnis näher gebracht wäre. Daß ein Mann in seiner Lage ein heimliches Verhältnis mit einem Mädchen, wie Raemi, haben sollte, die ihn allnächtlich mit ihrer Gegenwart beglückt, ist wenig wahrscheinlich, wie denn überhaupt die Sinnlichkeit in diesem Buche einen bedenklich hohen Grad erreicht und einen bitteren Geschmack hinterläßt, mit welchem einen selbst die wundervollen Naturschilderungen nicht auszuwöhnen imstande sind. Es verdriest einen schließlich doch, sich durch das nicht willig aufgeklärte Ende eines Mannes rühren lassen zu sollen, für den man durch die ganze Erzählung hindurch keine Teilnahme gewonnen, und dessen ganzes Liebesleben bei seiner Stellung als Pfarrer einen bedenklichen Zug von Niederlichkeit an sich hat. Immerhin ist das sinnliche Moment im „Tiefsten Traum“, dessen Titel übrigens nicht recht verständlich ist, noch einigermaßen maßvoll gegenüber der alles in den Schatten stellenden Art und Weise, wie dieses Moment in der Schloßgeschichte „Wartalun“ (26.—37. Auflage, Schuster und Poeschl) vorherrscht. Nicht so sehr in den ersten beiden Dritteln dieses Romanes. Hier erzählt uns Bonsels in einer sprachlich meisterhaften Form und voll dichterischen Stimmungszaubers die Geschichte der schönen und seelenstarken Afra, der es gelingt, dem jämmerlich schwachen eigentlichen Eigentümer gegenüber, sich zur tatsächlichen Schlossherrin von Wartalun aufzuschwingen, mag auch die Stellung, die sie in dem Roman einnimmt, mit nüchternen Blicken angesehen, nicht gerade sehr wahrscheinlich sein, und die Schlagfertigkeit, die sie dem Besitzer des Schlosses, ihrem Herrn, wegen seiner in der Tat großen Erbarmlichkeit gegenüber an den Tag legt, starke Anforderungen an die Gutgläubigkeit des Lesers stellen. Aber dann beginnt die Sinnlichkeit einen immer breiteren Raum in der Geschichte einzunehmen. Nicht genug, daß der frühere verschwundene Schlossherr von Wartalun, vor dem man bis dahin alle Achtung hatte, uns plötzlich als ein geradezu ekelhafter Wüstling enthüllt wird, auch Afra selbst, die vorher unsere volle Anteilnahme besaß, sinkt von Seite zu Seite in der Achtung des Lesers, wenn sie immer rüchhaltiger, in immer unweiblicher und schamlosen Weise sich der Liebe zu einer Verworfenheit hingibt, deren eigentliches Wesen ihm ganz unverständlich bleibt, ja schließlich von einer so rasenden Brunnst erfasst wird, daß sie damit sogar das ganze Schloß in Flammen setzt. Wissen denn unsere heutigen Romanschriftsteller wirklich von gar nichts anderem mehr zu erzählen als von den Ausartungen des Geschlechtstriebes? Gibt es keine anderen Stoffe mehr für sie als die Liebe, die im wirklichen Leben ja gar nicht die ungeheure Rolle spielt, welche die Herren ihr einzuräumen belieben, und bilden sie sich wirklich ein, der Leser habe nur das eine Interesse mehr, ob der Hans seine Kreise bekommt oder nicht? Es ist traurig und ein bedenkliches Zeichen für den Verfall unseres Schrifttums, daß ein so feinsinniger Mann wie Bonsels, ein echter Dichter, mit allen Vorzügen eines der glänzendsten lebenden Stilisten ausgestattet, ein so schön begonnenes Werk, wie „Wartalun“, so wüst zu Ende gehen läßt und selbst vor den größten Unwahrscheinlichkeiten nicht zurückschreckt, um sich in rein Geschlechtlichen zu erschüttern. Ich gestehe, selten an einem Buche eine so große Enttäuschung erlitten zu haben, wie an dieser Schloßgeschichte, die in ihrem letzten Drittel eigentlich eine Bordellgeschichte ist, und ich verstehe nicht, wie ehrliche Kritiker, den beigefügten Zeitungsartikeln zufolge, über dieses Werk sich in einem solchen Tone der Begeisterung haben aussprechen können, die, wenn sie echt wäre, ihrem guten Geschmacke das bedenklichste Zeugnis ausstellen würde.

Auch den „Menschenwege“ Bonsels mit dem Untertitel „Aus den Notizen eines Vagabunden“ (Literarische Anstalt Ratten und Vo-

ning, Frankfurt a. M.) vermag ich keinen Geschmack abzugewinnen (18. Tausend, 1918). Das Buch besteht aus sieben Geschichten, in denen uns die eigenartigen Erlebnisse eines Vagabunden erzählt werden, der aber eigentlich gar keiner ist, sondern uns als ein überaus gart empfindendes und vornehm denkendes Individuum vorgeführt wird, dem wir alles eher als sein Landstreichertum ansehen können. Auch hier spielt die sogenannte Liebe besonders in „Teja“ wieder eine höchst sonderbare und bedenkliche Rolle. Oder wer wird dem Verfasser das morgendliche Zusammentreffen mit der Schlossherrin glauben, wird ihm glauben, daß eine Frau wie Teja sich sofort dem wildfremden Vagabunden an den Hals werfen, ihn mit auf ihr Schloß nehmen und sich eine Zeit lang während der Abwesenheit ihres Gatten mit ihm vergnügen wird, und dabei eine höchst achtbare, ja, edle Dame sein soll? Und nun gar die Gespräche, die Bonsels seine Menschen führen läßt! Sie sollen tiefinnig sein und uns den Landstreicher als einen Weltweisen und Lebenskünstler vor die Seele führen. Aber sie sind, wenn man sie ihrer hochtrabenden Form entkleidet, zum größten Teil nur leer und verschwommen und verstümmen durch ihre oft seltsam gekünstelte und gewundene Ausdrucksweise. Die beste der hier gebotenen Geschichten ist „Das erste Abendmahl“. Dies Erlebnis im Pfarrhause ist wirklich tief empfunden und schön erzählt. Aber das Bemühen Bonsels, uns etwa für ein heruntergekommenes Subjekt, wie „Scholander“, zu interessieren, erscheint mir ganz und gar verloren, und man legt auch dieses Buch trotz einzelner Schönheiten aus der Hand mit dem Gefühl, daß der formelle Aufwand des Schriftstellers in keinem Verhältnis steht zum inneren Gehalte seines Werkes. Das mag hart klingen, aber es ist nötig, dies einem Manne gegenüber hervorzuheben, der von der Kritik bisher in geradezu anerkennender Weise verwöhnt zu sein scheint und mit ihrem Gerede von „kosmischer Empfindungsweise“ und „Weltanschauung“ ganz falsche Vorstellungen von diesem Schriftsteller erweckt.

Hätte Bonsels nur die bisher erwähnten Bücher geschrieben, so würde man ihn für einen liebenswürdigen Dichter von erfreulicher Eigenart, aber auch von einer so überhöhten Sinnlichkeit ansehen müssen, daß man seine Bücher mit Ausnahme der „Diene Raja“ und des „Himmelsvolkes“ in den Händen keines edlen weiblichen Wesens wissen möchte. Nun aber ist er der Verfasser der „Indienfahrt“, ein deutsches Dschungelbuch (Mitten und Voening), und dieses Werk ist von einer so bezaubernden Schönheit und überragt so hoch alle sonstigen ähnlichen Werke, die uns von Indiens Land und Leuten zu erzählen wissen, daß man darüber den Ertiter Bonsels aus seinen übrigen Werken ganz und gar vergißt und sich nur glücklich schätzt, dies so reichhaltige und bedeutende Buch kennen gelernt zu haben. Was er in diesem Buche schildert, ist im Grunde wenig: seine Erlebnisse in einigen kleinen Ortschaften an der malebarischen Küste und seine Reise, die er mit zwei Dienern teils im Dschowagen, teils zu Boot unternimmt, von einem jener Orte zum anderen zu gelangen. Aber wie er diese Erlebnisse schildert, wie er die ganze grobhartige, gefährliche und geheimnisvolle Natur Indiens hierbei vor unserer Seele lebendig zu machen versteht, das muß man selbst lesen, um den hohen dichterischen Wert dieses wundervollen Buches recht ermessen zu können. So kann in der Tat nur ein wirklicher Dichter die Dinge sehen, so nur ein großer Schriftsteller und bedeutender Mensch das Gesehene im Bilde wiedergeben. Auf Einzelheiten einzugehen, erscheint überflüssig. Alles, was der Dichter hier erzählt, hat seine eigene Schönheit und seinen besonderen Reiz, mag er uns nun die schwüle indische Nacht mit dem grauenerregenden Kampf zwischen den Rajen und den Ratten miterleben lassen, der durch die Dazwischenkunft der Kobra beendet wird, oder mag er seine Begegnung mit

dem wunderlichen indischen Fürsten in dem abgelegenen Dschungelbuche, die Erlebnisse mit dem Tiger, seine Zusammenkunft mit dem englischen Beamten in Mangalore schildern oder uns zu Teilnehmern an seinen Gesprächen mit dem Brahminen Rangeshe Rao machen. Und wie nahe tritt uns diese ganz fremde und rätselhafte Welt in der humordurchtränkten Schilderung des Umganges mit dem biederer Diener Panjal! Wie lebt die Natur Indiens vor uns auf in der Beschreibung des Fisches auf den Klippen von Cannanore oder der nächtlichen Bootfahrt auf den einsamen Gewässern und des gefährlichen Aufenthaltes in den von Flederfüßern geschnittenen Sümpfen, Erlebnisse, wo tausend Gefahren den Menschen auf Schritt und Tritt bedrohen und die erhabene Größe der Natur ihn überwältigt. Ganz herrlich sind besonders die Schilderungen der indischen Nacht. Man sieht die vom Monde beschienene Gegend wie im Bilde vor sich, und man kann den Verfasser nicht genug bewundern, wenn er uns in seiner farben gesättigten Sprache etwa die prasselnden Niederschläge beim Anbruch der Regenzeit und das Wiederaufleben der Natur zu Beginn des indischen Frühlings schildert. Ein leiser Zug der Schwermut geht durch das Buch und verleih ihm einen eigenen Reiz. Ja, dieses Werk rechtfertigt in der Tat voll auf den Ruhm des Dichters Bonsels. In seiner „Indienfahrt“ hat er uns ein Buch geschenkt, das es mit Kiplings berühmten Dschungelbüchern wohl aufnehmen kann. Verechtfertigt es doch auch zu der Hoffnung, daß sein Verfahren auch auf dem Gebiete des Romans noch einmal etwas Besseres schaffen wird, an dem man sich reiflich erfreuen können.

Waldemar Bonsels

Von Hans Tschann

Im allgemeinen hört man von Waldemar Bonsels als von dem Dichter der „Biene Maja“ sprechen, jenes „Romanes für Kinder“, in welchem aus dem kleinen Insektenleib etwas wie eine Menschenseele spricht, die teils mit grazilem Humor, teils mit ganz unkindlicher Ueberlegenheit auf die große Welt herabsieht. Und andererseits ist Bonsels vor allem als Verfasser der „Indienfahrt“*) bekannt. Diese Bücher haben bisher den größten Erfolg gehabt, und nur des Dichters „Himmels-Volk“, eine Art Fortsetzung der „Biene Maja“, folgt dieser in den Auflagesziffern schnell nach. Und es ist bemerkenswert, daß dieser äußere Erfolg nicht plötzlich da war, daß er nicht mit den allzu bekannten Zeichen des Modeerfolges in die Welt trat, sondern daß er sich langsam anbahnte, dann aber unaufhaltsam wuchs. Solch Ergebnis kann nur durch innere Werte notwendig bedingt sein. Nur Kräfte des Gemüts können so eindringlich sich offenbaren.

So ist der Erfolg dieser Werke nicht falsch zu verstehen. In ihnen ist im Wesentlichen die Grundlage alles Bonsels'schen Schaffens gegeben. Vor allem seine einzigartige Naturbetrachtung, die sich nicht damit begnügt, die Erscheinungen der Natur zu beschreiben. Der Dichter, nie in eine an sich selbst berauschte Naturbetrachtung verfallend, gibt vielmehr von der objektiven Schau nur soviel, als notwendig ist, um auf ihrem Grunde das Wesen der Natur in seiner Wirkung auf Seele und Wesen der Geschöpfe zu zeigen. Wenn im achten Kapitel des „Himmelsvolkes“ das Erwachen einer Windenblüte geschildert wird, so ist in diesem unsagbar einfältigen und innigen Vorgang ein Erlebnis von derselben Kraft des Schönen und Erhabenen gegeben, wie sie etwa in der „Indienfahrt“ das Kapitel

„Mangalore“ trägt, in welchem wir das Wunder des nach der Regenperiode ippig erwachenden indischen Frühlings unmittelbar zu erleben scheinen. Im vierten Kapitel der Erzählung „Das Anjefind“ verdrängt sich die Schau solcher Zusammenhänge in der Natur mit den Dingen des menschlichen Geistes einmal zu dem unscheinbaren Satz: „Anje hörte an den Regungen der Kreaturen, wann die Sonne unterging.“ Und gleich darauf wird gesagt, daß „ihre Sinne Gemeinschaft mit den Sinnen der Lebendigen der Natur hatten.“ Irigendwie sind alle Gestalten des Dichters in dieser innerlichsten Verbindung mit dem Wesen der Natur gesehen. Und deshalb bleiben sie dem, der sie recht zu erfassen vermag, unvergeßlich eingepreßt wie ein ganz persönliches Erlebnis. — In einer kleinen autobiographischen Skizze zitiert Bonsels einmal des Novalis schönes Wort: „Die Darstellung des Gemüts muß, wie die Darstellung der Natur, selbsttätig, eigenständig, allgemein, verknüpfend und schöpferisch sein. Nicht wie es ist, sondern wie es sein könnte und sein muß.“ In dieser Forderung begegnen sich die Kreise beider Dichter; und Bonsels starkes Allgefühl scheint ihn mit den Romantikern zu verbinden. Doch er geht — im Gegensatz zu jenen — in dem Naturbewußtsein nicht unter, sondern es stärkt ihn wunderbar.

Von solchen Ergebnissen ist ernsteste Vertiefung in die religiösen Probleme, jenseits von Kirche und Dogma, nicht fern. Sie trifft man in der „Indienfahrt“ und vor allem dann auch in den „Menschenwegen“ in den Formen unablässiger Auseinandersetzung der eigenen Gemütskräfte mit den seelischen Kräften der wichtigen Erscheinungen des Lebens. Und Auseinandersetzung dieser Art muß notwendig stets zur Scheidung des Göttlichen im Menschen, seiner höheren Natur, von den Variationen seines tierischen Daseins führen. Scheidung aber schafft erst die Klarheit, in der wir wahrhaft erkennen. Denn so über dem Erlebnis und seiner Entäußerung.

*) „Indienfahrt“ und „Menschenwege“ erschienen bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M.; alle übrigen Werke bei Schuster & Seifert, Berlin.

rung die klare Schau steht, dann ist das Kunstwerk in den möglichen Bezirken der Vollenbung gegeben. —

Eine Erscheinung wie Bonsels, die sich durch Werk und Leben abseits von der Literatur unserer Zeit stellt, schwankt allein schon aus diesem Grunde in der Bewertung durch die Zeitgenossen. Wie groß muß die Enttäuschung der Expressionisten in der Dichtung sein, daß er, der verhältnismäßig jung anerkannte und selbst von ihnen nicht angezweifelte Künstler, nicht begeistert in ihre Reihen tritt! Sie zuden heute die Achseln über ihn, — ohne zu wissen, daß in seinen Werken allein mehr Expressionismus steckt, als in ihren gesamten Erzeugnissen von Anfang bis zu Ende. Kapitel, wie „Fieber“ in der „Indienfahrt“, „Das erste Abendmahl“ in den „Menschenwegen“, die ganze zweite Hälfte der Schloßgeschichte „Wartalun“, die epische Dichtung „Don Juan“, — das alles sind Zeugnisse des innerlich bedingten Expressionismus, fern von der üblichen „Expressionistenweise“. — Die zweite Hälfte von „Wartalun“ zerfließt scheinbar in gewollter Phantastik; doch, blickt man tiefer, so zerfließt nicht das Werk unter den Händen des Dichters; sondern es enttrinnen die darin gehaltenen Menschenjochale den Grenzen des klar sich entwickelnden Lebens. Diese abschlagen Menschen sind, sollte man meinen, problematische Naturen für Dramen von Strindberg. Doch Bonsels, nur der klaren Erkenntnis fähig, ohne Konzeption und Sentimentalität, gestaltet nicht „naturalistisch“, sondern er rückt diese Schicksale in einen Raum zwischen Zeit und Ewigkeit. — Im Zusammenhang damit wird auch leicht die Form der „Menschenwege. Notizen eines Vagabunden“ verständlich, eines Ich-Buches, das nicht den gewohnten „Entwicklungsroman“ gibt, sondern die Chronik eines vagabundierenden Herzens, dessen immer neue Wun-

den sich im Uebertreiben schlossen, und dessen immer tieferes Erkennen zu wundervoller Harmonie entporführt. In den „Menschenwegen“ und der „Indienfahrt“ liegen Bonsels' eigentümlichste Forderungen und Werte beschlossen; sie haben unbedingt etwas von der Kraft und Fülle des goethe'schen Lebensgeistes in der notwendigen Ueberlegenheit der Uebereinstimmung von Vision, Erkenntnis und Gestaltung.

Es ist nicht verwunderlich, daß zu den „Menschenwegen“ ein zweiter Band angekündigt wird, der den Titel „Eros und die Evangelien“ tragen wird. Die „Menschenwege“ führen immer noch weiter hinaus und hinauf, — wann endet jemals ein Weg? — Bis zu einem gewissen Grade Abschluß einer Entwicklung aber ist die Dichtung „Don Juan“, die beim ersten Lesen unermessbar scheint; denn in ihr sind letzte Gedanklichkeiten in glühende Formen gegossen. Sie drücken mit leuchtender Gewalt, — nicht um ihrer selbst willen; es sind die Formen und Bilder des zugrunde liegenden Stoffes. Und es ist in dieser, nur an den höchsten Vorbildern zu messenden Dichtung der seltene Fall, daß Leben und Tod des notorischen Lüflings auf Erden in einer Weise dargestellt wird, die von diesem Leben mehr verschweigt, als daß sie aus den Ergebnissen seiner mannigfachen Stadien Don Juans Wesen offenbart. Dem Dichter gilt nur das Problem. Und der Prototyp der Immoralität, Don Juan, wird vermöge höchster dichterischer Kraft unser Bruder.

Und so kommt man, wo man Bonsels' Werke anpackt, immer wieder auf das Wort Scholanders in den „Menschenwegen“ zurück: „Es kommt auf das an, was ich empfinde, nicht darauf, wieviel der Gegenstand wert ist, vor dem ich erlebe.“ Das ist die Keimzelle seiner gesamten Dichtung.

rückt Bonfels nicht nur von den Forderungen des Tages ab, sondern ebenso auch von den Absichten der vielen Gruppen moderner Künstler und Dichter, die, teils unter Ausnutzung der nun einmal herrschenden „Konjunktur der Leere“, teils aus wirklich echtem Antrieb die schwankende Menschheit unter einen terroristischen oder jedenfalls aber abstrakten Willen zu beugen versuchen. Bonfels sieht seine Aufgabe, wenn man sich recht mit seinen Werten vertraut macht, darin, wieder hinzuführen zu jener klaren und unbeirrten Schau, die es dem Guten in uns notwendig macht, wieder zum Guten zu streben. Das scheint so einfach und ist so unendlich bedeutungsvoll, daß es Streik hervorrufen muß bei denen, die sich in den kalten Konstruktionen ihres Hirns und den erklügelten Forschungen ihres Willens bedrängt sehen. Kein Wunder ist es daher, daß Bonfels von „modernen“ Literaten häufig über die Schulter angesehen wird: er gehört ja auch wahrhaftig nicht zu ihnen. Und die „Expressionisten“, diejenigen, denen er die fabelhaften Auslagen wegschnappt, gehen über ihn hinweg zur Tagesordnung über, zu ihrer Tagesordnung. Sie ahnen nicht, daß in den Büchern dieses Dichters mehr Expressionismus steckt als in ihren gesamten Erzeugnissen von Anfang bis zu Ende. Kapitel wie „Fieber“ in der „Indienfahrt“, „Das erste Abendmahl“ in den „Menschenwegen“, die zweite Hälfte der Schloßgeschichte „Martialum“, die epische Dichtung „Don Juan“, das sind alles Zeugnisse des innerlich bedingten Expressionismus; fern von jener üblichen „Expressionistenwelt“. Sie wirken trotz ihres Gedankens, der aus dem Gemüt sich nährt; daher ist ihr Sieg stets größer als der Scheinfolg des Gedankens, der vom Willen konstruiert wird.

Man hat der zweiten „Martialum“-Hälfte gewollte Phantasie vorzuerwerfen; hat gesagt, daß das Werk gegen den Schluß hin

Waldemar Bonfels.

von
Hans Tschmer.

Auf den vielversprechenden „Menschenwegen“ kommt der Bagabund einmal in ein Pfarrhaus (im „ersten Abendmahl“ betrachtet er davon) und, bevor er in den widerstrebenden Kreis seiner Bewohner treten darf, nimmt ihn der geistliche Herr in ein Kreuzverhör, in dessen Verlaufe er das freimütige Wort findet: „Meine Sicherheit liegt im Schritt, nicht im Wissen um mein Ziel, nur in dem Bewußtsein, daß ich finden werde, was mein Teil ist.“ Und auf des Pfarrers Forderung, dieses Selbstbewußtsein zu begründen, antwortet der Bagabund unbeirrt: „Nicht dieses Selbstbewußtsein ist der Bestand meiner Zuversicht, sondern mein Glaube.“ — Aber noch ein anderes Wort des Bagabunden möchte ich hier anführen; er spricht es im dritten Kapitel, „Benina“, aus: „Zu Beginn unseres Lebens glauben wir an das Gute, obgleich wir nicht wissen; später gilt es zu glauben, trotzdem wir wissen; die Vollendung aber ist die Erkenntnis, die nichts als Zuversicht ist. Ihr ewiges Wort heißt: Es ist vollbracht.“

In solcher nur scheinbar billigen Weisheit ruht das Wesen von Bonfels' gesamtem Werk, dessen Ziel ist: klare Schau und damit klare Scheidung: Aufrichtung eines tief begründeten Glaubens, der nicht an Dogmen gebunden ist, sondern um seiner selbst willen die Menschheit beglücken muß. Die Forderungen des Dichters sind nichts anderes als: Umwertung unseres irreführten Willens in einer Zeit, die jeder Wahrheit aus dem Wege geht und mit Hilfe dunkler Kräfte die Leere zudeckt, in der heute unser Leben zu verkommen droht. In diesem Sinne

zerfließe. Und übersah dabei, daß ja doch nur die darin gestalteten Menschen-schicksale den Bezirken lebensvoller Entwicklung entriemen. Diese femininen Männer und hysterischen Frauen sind problematische Naturen für Dramen von Strindberg. Bonsels aber, nicht fähig zu Sentimentalität und Konzeption, gestaltet nicht „naturalistisch“, sondern er rückt diese Schicksale in eine Sphäre zwischen Zeit und Ewigkeit. Dort spielen sie sich ganz unbedingt und unbeengt ab, wachsen aus Menschlichkeit heraus, ohne in den Alltag einzumünden. Im Zusammenhang damit wird auch leicht die Form der „Menschenwege“ verständlich, eines Ich-Buches, das nicht den üblichen „Entwicklungsroman“ gibt, sondern die eigentümliche Chronik eines vagabundierenden Herzens, dessen immer neue Wunden sich im Überwinden schlossen und dessen immer tieferes Erkennen zu wundervoller Harmonie emporführt. Diese Harmonie ruht in der oben angedeuteten Erkenntnis und in der unbeirrbar Kraft des Gemüts. „Es kommt nur auf das an, was ich empfinde,“ sagt Scholander einmal, „nicht darauf, wieviel der Gegenstand wert ist, vor dem ich erlebe.“ Das ist mit anderen Worten die echt romantische Forderung des Novalis: „Nicht wie es ist, sondern wie es sein könnte und sein muß“, so soll die Darstellung des Gemüts wie der Natur sein. Da berührt Bonsels, wie jeder echte Dichter, die Kreise der Romantik, der er auch in seinem starken Allgefühl innerlich nahe ist; doch er geht nicht, wie die typischen Romantiker, in diesem Unbewußtsein unter, sondern es stärkt ihn wunderbar. Viele seiner Gestalten sprechen nicht allein echte Naturerkenntnis aus, sondern sie scheinen mit der Natur vollkommen verwachsen zu sein, so daß vom Anjefind (in der gleichnamigen Erzählung) gesagt wird, ihre Sinne hätten „Gemeinschaft mit den Sinnen der Lebendigen der Natur“. Die Natur spricht durch diese Menschen zu uns in der Vielfältigkeit

Ringen gewordenen, doch in einem Guß aufragenden Epos unternimmt es der Dichter, das Prototyp der Immoralität, Don Juan, zu unserem menschlichen Bruder zu erhöhen. Sein Wesen wird ethisch so begründet, daß sein Tun nichts Immoralität haben kann für den, der hinter den Geschweiften die große Idee fühlt und sieht. Don Juan ist ein Geschöpf Gottes, der in ihm „sein Herz wagt“. Und er stirbt auch als ein Gottesgeschöpf, obwohl Salom den Augenblick seiner vollen Menschwerdung befaßt und Don Juan den höllischen Vornur des Treubruchs macht, der ihn dem Teufel verfallen lasse. Dem genialen Prolog folgen zwölf Gefänge, in denen die Quintessenz der Klappen von Don Juans Friedensfahrt gegeben wird. Geschehen und Wissen bedrängen die wachsenden Rhythmen. Runder der Poesie blühen auf, wo der Dichter die Natur durch sich sprechen läßt, wo er sie als die eigentliche Mutter des Helden zeigt. Und wenn eine warnende Stimme sich vor Don Juan erhebt: „Denn die Natur, die nie ein Mensch ergründet, ist dem Geiste der Edelsten verbündet“, so wird mit wenigen Worten Don Juans Außenwelt in den Brengen des landläufigen Menschentums unrissen, wird ihm hochhaft seine Sendung gedeutet und an den äußersten Massen der Naturgewalt gemessen. Zu den eigentümlichsten Kapiteln gehört das „Frühlingsopfer“, das Kapitel von Don Juans erster Eroberung. Schnelles Geschehen und poetisches Verweisen bei dem so schönen Augenblick und eine über alle Schranken führende, unporchende Phantastik geben ein Bild von tiefer feilscher Einprägsamkeit.

Noch ist Bonfels auf dem Wege, der erst mit dem letzten Atemzuge enden wird. Sein Schaffen wächst mit der Notwendigkeit der Natur: es ist nichts überreites, nichts Bewolltes darin. Erleben und Vision und jene klare Schau, nichts weiter; das aber ist ja doch — wahrhaftes Dichtertum.

ihre Entäußerung. Am vollkommensten freilich in dem „Roman für Kinder“: „Die Biene Maja“ und in dem „Buch von Blumen, Tieren und Gott“: „Himmelsvolk“. Leben und Kampf einer Biene, die so etwas wie eine Menschensee besitzt, und die mit gutem Humor auf die dumme Menschenwelt herabsieht. Wenn wäre in Deutschland ein ähnliches Buch geschrieben worden, das mit so vollendeter Grazie durch ein Unseß zu den Menschen sprach! Zu den Menschen, die — in wahrhaftiger Einsicht — ihr Sein einzig im Erleben fühlen. Und deshalb: „Ein Roman für Kinder“. In innerster Verbindung mit ihm steht das „Himmelsvolk“; in beiden liegt des Dichters Naturbegegnung am klarsten zutage, und die wenigen Geschnisse in ihnen sind nur der Phantasie als Weg bestimmt durch die seltsame Musik des Lebens unter den Gräsern und in den Baumwipfeln. Tritt in den „Menschenwegen“ vor der Auseinandersetzung des Wagnisses mit den Problemen der Seele und des täglichen Seins die Darstellung der Natur oft zurück, so beherrscht sie um so mehr die „Indienfahrt“, die allein durch das Kapitel „Mangalore“ mit seiner unerschöpflich positiven Verbildlichung des nach der Regenperiode üppig blühenden Frühlings in ihrer Einzigartigkeit gekennzeichnet wird. Doch: von der unüppigen Verschmelzung des Menschenherzens mit dem großen Pulsschlag der Natur kann ernsteste Vertiefung in die religiösen Probleme, jenseits von Kirche und Dogma, nicht fern sein. Sie trifft man in den „Menschenwegen“ und vor allem in jenen Kapiteln der „Indienfahrt“, in denen der Wanderer mit dem Brahminen um den Sieg ringt. Auseinandersetzung solcher Art muß Scheidung der wahren Gemütskräfte von den Kräften des äußerlichen Willens, Scheidung des Göttlichen im Menschen von den Gedanken und Ergebnissen eines tierischen Daseins herbeiführen. Scheidung aber schafft die Klarheit, mit deren Hilfe Schau zu Erkenntnis wird. Wenn über dem Erlebnis solchermaßen die klare Schau steht, dann ist das dichterische Kunstwerk in den möglichen Begirten der Vollkommenheit gegeben.

Die „Menschenwege“ führen immer noch weiter. Wenn endet denn ein Weg? Und so wird ein zweiter Band: „Eros und die Gezeiten“ bald folgen. „Don Juan“ aber ist ein Problem für sich und ein Abschlus. In diesem obwohl in sechsjährigem

Romain Rolland und Waldemar Bonsels.

Von H. M. Nauheimer.

Romain Rolland und Waldemar Bonsels sind zwei Persönlichkeiten, die in ihrer tiefsten Weltanschauung viele gemeinschaftliche Züge aufweisen und die künstlerisch und literarisch betrachtet grundverschieden sind. Die beiden neuesten Werke dieser Autoren, *Clérambault* und *Gros* und die *Evangelien*, beruhen auf dem Liebesgedanken Christi.

Romain Rolland gibt in seinem Buche die Geschichte eines in seinem Innersten durch den Krieg erschütterten und umgewandelten Menschen. *Clérambault* wird aus einem dem All gläubig Hingeebenen, aus einer im All aufgelösten Dichterpersönlichkeit durch die auf den Krieg folgenden revolutionären Geschehnisse zu einem Kämpfer, der sich von dem falschen demokratischen und kommunistischen Idol durch die Liebe befreit und zur Gemeinschaft mit der Liebe Gottes findet. Vor seinem Tode begegnet so *Clérambault* den Schwesterseelen, die das durch Christus geheiligte Liebesgebot gleich ihm anerkennen und in Christo, dem freiesten Mann, dem empörtesten der Welt, das in alle Ewigkeit wirkende Prinzip des Widerspruches gegen den Geist Cäsars sehen. Für sie ist Christus der bis ans Ende der Welt in Todesangst ringende Verkünder des freien Geistes Gottes, Gottes unseres Herrn.

Wir sind in Deutschland so bemerkenswert auf Romain Rolland eingestellt, daß es wertvoll ist, die Franzosen selbst über ihn zu hören.

Dominique Braga urteilt in der „Europe Nouvelle“ folgendermaßen:

„Die Haltung Romain Rollands ist tatsächlich mutig. Er bleibt dabei, über dem sozialen Streit, an — dessus de la mêlée zu stehen wie er über dem militärischen stand. Dadurch wird er von rechts und von links angegriffen. Romain Rolland ist weder Patriot, noch Sozialist. Da er aber so hoch auf dem Berg wohnen will, macht er sich noch andere zu Feinden: alle wahren Künstler. Er verteidigt in seiner Lehre das Leben; da er sich aber zur Wahl nicht entscheiden konnte, so hat er die Beziehung zum Leben verloren; seine Unparteilichkeit ist somit eine kritische Tatsache; sie liegt nicht in der Natur des ästhetischen Impulses. Romain Rolland liebt die Menschen nicht, sondern seine Idee von der Menschenliebe. Daraus entsteht seine Unfähigkeit zur Gestaltung. In *Clérambault* sind vielerlei Typen; einige darunter sehr scharf beobachtet, keine derselben aber wird zur lebenden Gestalt; alle sind nur die Träger seiner Ideen, seiner Argumente; sie verkörpern die eine oder die andere Seite der Frage. Die Schlussfolgerungen des Schriftstellers entstehen nicht von selbst und ohne Erklärung aus dem Buche, wie die Wahrheit aus dem Leben, sondern sie sind das Ergebnis eines langen Gedanken-Spaziergangs, der zu einer Vorlesung wird. Romain Rolland will alles in diese Vorlesung hineinbringen, das ist mäßig-

sam und widerspruchsvoll und, wenn man wie Romain Rolland dreihundert Themen behandeln will, wird keines gründlich herausgearbeitet. Romain Rolland ist gar kein Romanschriftsteller und außerdem vernachlässigt er seinen Stil und schreibt mehr und mehr wie ein Journalist.

Die Gründe, aus denen er bewundert wird, liegen auf anderem Gebiet und beruhen auf seinen ethischen Theorien und seiner individualistischen Mystik.

So weit der Franzose; wenden wir uns nun Waldemar Bonsels zu. So erkennen wir sofort, daß seine Weltanschauung derjenigen Romain Rollands verwandt ist; aber ganz im Gegensatz zu dem französischen Schriftsteller ist er vor allem ein schöpferischer Dichter, der überall Gestalt sieht und der sein innerstes Erleben nicht theoretisch, sondern rein künstlerisch nur in seinen Gestalten zum Ausdruck bringen kann. Wohl stellt auch er seine Geschöpfe in unser gegenwärtiges Leben hinein und umgibt sie mit Betrachtung und Weisheit, aber sie sind weder vom Raum noch von der Zeit begrenzt. Waldemar Bonsels ist deutsch in seiner Liebe zur Heimat, in der Tiefe seines Gemüts, in der Art und Kraft seiner Geistigkeit; aber als Dichter steht er so fraglos über allem vergänglichem Streit, ist er so sehr die Verkörperung göttlichen Wesens, daß niemand je daran denken wird, ihn seiner politischen oder sozialen Meinung wegen anzuseinden. Fernerhin ist er ganz im Gegensatz zu Romain Rolland so sehr in sein künstlerisches Material hineingeboren, verwalltet er das deutsche Sprachgut mit solcher Ehrfurcht, daß die vollendete Kraft und Schönheit der Form die geradezu notwendige Folge und fast kein Verdienst für ihn ist.

Waldemar Bonsels hat kein Werk geschrieben, dessen ti-stischer Sinn nicht das Christusproblem streift, aber es wäre töricht, zu glauben, daß wie bei Rolland, äußere Umstände, oder der Weltkrieg ihn dabei beeinflusst hätten; es ist vielmehr das Bewußtsein in ihm, daß der Geist das mystisch Ursprüngliche und der Leib das im Gleichnis Hinzuge tretene sei. Erkenntnis ist ihm im allerhöchsten Sinne das einzige Wirkliche. Indem er sich selbst in seiner inneren Welt erkennt, erwacht er zum Bewußtsein der äußeren. Das Göttliche in ihm strahlt mit befehlter Kraft in die Sinnenwelt. Er glaubt an die Gewißheit der mystischen inneren Offenbarung, aus ihr entstehen seine Gestalten.

Was Waldemar Bonsels in Christus sieht, liegt tief in ihm selbst; der Wille zur Erhebung, zur Auferstehung. Der Sinn der Welt ist ihm die Liebe, die aus Blutzugehörigkeit dem Uebel nicht widersteht, die die Welt nicht verläßt, sondern in ihr weilt, sie erleidet, sie überwindet und sie und sich erlöst.

Nun liegt der zweite Band der Menschenwege vor: *Erös* und die Evangelien (Mitten und Poening, Frankfurt am Main), nur zwei Kapitel: der Tod und das Meer, die unvergängliche und die vergängliche Liebe.

Das Liebesproblem ist das gleiche wie im ersten Band dieser Notizen eines Vagabunden, nur nach der fortschreitenden Erkenntnis des Weltwanderers in hoher Steigerung, nicht getrennt

aufzufassen als himmlische und irdische Liebe; der Dichter kennt diesen Unterschied nicht; die Liebe ist nur eine, nur durch das Überwinden des Erdenleids wird sie zu Geist. Sie ist wie das Wasser: „Vom Himmel kommt es, zur Erde kehrt es ewig wechselnd wieder.“ Die sinnliche Liebe steigt vergeistigt zu Gott empor und sinkt, Segen spendend im ewigen Kreislauf der Erneuerung und der Auferstehung zur Erde herab.

Dies ist der Sinn dieses neuen Buches: das nach Form und Gehalt wie eine Zusammenfassung alles Bisherigen wirkt. Waldemar Bonsels erkennt die kosmische Bedeutung der Liebe in der Gesetzmäßigkeit seines Lebens:

„Heute erkenne ich das Gesetz, das über meinem Leben waltet; das ich, aus mir stammend, in mich vermag und ward, indem ich ward. Du Eins und Alles, was suche ich nach deinem Namen? Es war alles gut. Das ist dein Name.“

So stehen sich Romain Rolland und Waldemar Bonsels gegenüber, sie, deren leider Einwirkung beginnt, europäisch zu werden. Im Franzosen der heilige Wille zu Tun und Wirken, der die Kunst wie ein Mittel seines hilflosen Menschentums braucht; im Deutschen die in schöpferischer Gestalt lebendig gewordene Offenbarung der göttlichen Seele, die Wiedergeburt der Liebe ohne Wille und Willkür.

Waldemar Bonsels.

Zu seiner Vorlesung bei den „Freunden Wilhelm Raabes“.

Gon

Dr. phil. Otto Haslmann.

Sein neuestes Buch, eine Fortsetzung der „Menschenwege“, nennt Bonsels „Eros und die Eoangelien“. Damit gibt er sehr gut die Rolle seines Wesens: eine Sinnenlosigkeit, die in seinen ersten Werken bis zur Erotomanie schweifte, und eine Geistigkeit, die aus Asketische streift; jene in der Heppigkeit der Tropennatur, den Tieren, den Kindern, den kindhaften Mädchen und dem ganz in Eros webenden Weibe verkörpert, diese in den meisten Männern seiner Werte. Seine heiße Grotte bedarf der Geistigkeit — sonst würde er in eigener Glorie verkahlen; seine kalte Geistigkeit bedarf der Erotik — sonst würde er im eigenen Eise ersticken. Auch er, wie Strindberg, dichtet den Kampf der Geschlechter, aber viel edler und großartiger, und immer ohne Haß, vielmehr mit glühendster Liebe zu allem Lebendigen, welt- und gottirrunen zugleich, weil ihm Welt und Gott daselbe ist. Wenn man ihn überhaupt vergleichen will, steht er Kierkegaard wohl am nächsten, nur daß diesem die Natur stumm ist. Für Bonsels ist alles göttliche Offenbarung: Pflanze, Tier und Mensch, Fleisch und Geist. Gut und Böse gibt es für ihn nicht. Moral ist ihm viel zu dürftig; Leben, Leben, nichts als Leben erfüllt diesen tiefstinnlichen und tiefen, jenen Bagabunden. Als ich vor etwa zwölf Jahren zum ersten Male ein Buch von ihm zur Besprechung in die Hand bekam — es war irgend ein essayistischer Erguß — schante ich es ab, und andere taten es auch. Die Erotik darin schien vielen zu jämmerlich. Man ahnte noch nicht, wie religiös dieser Erotiker war, mit welcher Andacht und Inbrunst er alles Lebendige umflammete, und daß in ihm einer der tiefsten Deuter der modernen, auf Leben um jeden Preis gestellten Seele im Nachhinein lag. Ein paar Jahre darauf — 1912 — war dann sein bis dahin kaum bekannter Name mit einem Schläge weltberühmt: Die „Biene Major“ wurde das gefallteste Kinderbuch — mit vollem Genuß gelesen freilich wohl mehr von den Eltern. Für Kinder ist es im Grunde zu tiefinnig; für Naturmystiker hat ein Kind, wenn es nicht gerade ein Genie ist, noch kein Organ. Immerhin ist ja auch viel harmlos Drolliges darin; daran halten sich die Kinder. Die Großen aber lassen sich von den beseligend schönen Nachdichtungen goldener Morgen und Ki-

berner Mondnächte berauschen. Zur selben Zeit entstand die „Indienfahrt“, erschien aber erst 1916. Ein unglaublich schönes Buch, ein feierlicher Hymnus auf das Wunderland Indien mit seinen Schlangen, Affen, Tigern, kindhaften Menschen- und der unvergänglich hehligsten Gestalt des vergeistigten Brahmanen Mangelhahe Rao. Hier hatte sich die Seele Indiens einem Europäer zum ersten Male ganz offenbart, nicht durch Studien heiliger Texte, sondern nur durch Intuition. Auch „Das Anjefind“, die Geschichte eines naturhaft aufwachsenden Mädchens, und „Himmelsvoll“, ein „Buch von Blumen, Tieren und Gott“, die taufreichen, wie vom Glanz des Schöpfungsmorgens überstrahlten Erlebnisse eines Esen in Tier- und Pflanzenvwelt, bedeuten ungeheure Erfolge. Ohne sie wäre dem persönlichsten Buche von Bonsels, „Menschenwege“. Aus den Notizen eines Bagabunden, wohl kaum eine so hohe Auflagenzahl beschieden gewesen: das ist nämlich ein Werk, das vom Leser eine außerordentliche Gefühlsempfindlichkeit und -fähigkeit verlangt. Es steht völlig außerhalb der uns vertrauten Gefühlswelt, ist so überzart und dann wieder so überhart, daß es einen oft nur aus Enjaden in Beständen schleudert. Es ist unheimlich wie alles Geniale aus erster Hand. — Endlich nenne ich die dramatische Dichtung „Korby“, das heftige Ringen des Geistes, eines Händlers, mit dem Naturwesen, einem leidenschaftlichen Weibe, und das Epos „Don Juan“, worin Gott und Satan um des Menschen Seele streiten, beide vom Dichter als gleichberechtigt angesehen; ja vielleicht erscheint ihm das sogenannte „Böse“ noch lebensvoller als das Gute: er nennt Satan „das leuchtendste Zügel“, das dem Ring unwandelbar harmonischer Gefühle entsprang.

Bonsels stammt väterlicherseits aus Frankreich, womit aber nicht gesagt ist, daß er französisches Blut hat: das Land seiner Vorfahren war die Normandie, deren Bevölkerung noch heute viel mehr germanisch als romanisch ist. Und was er etwa an französischem Blut haben sollte — keine Grotte? — ist zum großen Teile durch holländische und dänische Einflüsse von Mutterseite neutralisiert. Geboren ist er am 21. Februar 1881 in Ahrensberg bei Hamburg. Auf dem Lande hat er seine

Kindheit verbracht. Dann begann der Vater, von dem er die ruhelohe Wanderlust geerbt hat, ein unfestes Umhergehen von Großstadt zu Großstadt. Der Sohn besuchte das Kieler Gymnasium, „wo ich lerne, wie man es ungestraft anstellt, die Schultage im Freien zuzubringen, statt im Klassenzimmer.“ Als Siebzehnjähriger brannte er durch und durchstreifte als Bogabund nicht nur Deutschland, sondern auch Ägypten und Indien. Dieses kaum gläubliche Wanderleben führte ihn „durch Spielunten, Wästen und Gärten, bürgerliche Häuser und Schlösser, Bergen und alle Kälte der Gegend.“ Außer Menschenherzen las er Dostojewski, Schiller, die Evangelien und „eine unerhörte Fülle von schlechten Romanen.“ „Nur das nicht wundervoll, daß ein Mensch um 1900 den Mut hat, sich so ganz auf sich selbst zu stellen, nur dem Sehnsuchtsdrange seines heißen Veragens zu folgen? Ans Schriftstellern dachte er zunächst gar

nicht. Erst mit 28 Jahren gab er seine erste Novelle „Belien ich grüße dich“ heraus. Und jetzt ist er einer der gelehrtesten Dichter, nicht nur Deutschlands, sondern der Welt. Die „Wiener Waja“, „Himmelswohlf“, „Kaiserin“ und „Indienfahrt“ sind z. B. ins Englische, Russische, Schwedische, Finnische, Polnische und Dänische überseht. Wiewohl ist er ein Lebensführer geworden; er ist eben mehr als ein Dichter, er ist ein Seher und ein Heiliger, eine Wiebergeburt des Franziskus von Assisi, dem Wind und Sonne wie Brüder vertraut waren und der den Vögeln predigte. Eigentlich mußte Bonsels nicht im Saale am Forttagspunkt lesen, sondern im Walde, auf grünem Rasen sitzend, von Bäumen umrauscht, oder von einem Kaskade auf der Klammerumwirren Rucht eines indischen Urwaldflusses die Magie seines Wortes erklingen lassen. Er ist so gar kein Ziviltationsmenschen! — dieser gottberauschte Bogabund der Seele!

Zeitungen

München/Die Propyläen

18.3.1921

3.

Waldemar Bonsels

Von Gerhart Haug

Ich begreife, daß nicht Verzicht und Verzicht, sondern Einkehr. Ich will in der Welt wiederfinden, was ich bin, nicht aber von ihr empfangen, damit ich sei. Wer sich kennt, findet die Welt nicht fremd, wer in ihr erst sein Teil sucht, verliert sich in ihr.

(Aus „Eros und die Evangelien“)

Vermöchte man es, sich einem seiner Zeugenossen so objektiv gegenüber zu stellen, daß alles vom Augenblick bedingte Gefühl abflüße, so wäre manches Wort erspart, das hiemit unnötig und verwirrend über ihn fällt. Dieser Kunst jedoch waren von jeher nur die ganz Großen fähig, und auch sie nur in wenigen Augenblicken. So bleibt uns denn lediglich jenes Gefühl tiefer und geheimster Sympathie, das wir für ihn hegen, zu schärfen und zu klären und es auf jenes Gran von Weisheit zu reduzieren, das uns beglückt und bereichert.

In diesem Verhältnis ungefähr stehen wir heute zu Waldemar Bonsels, der am 21. Februar das vierte Jahrzehnt seines Lebens vollendet hat. Seine Bücher: das von der Biene Maja und das vom Anjefind, das von Schloß Wartalun und das vom Himmelsvolk und andere, haben durch die „Indienfahrt“ und durch die „Menschenwege“, „aus den Notizen eines Vagabunden“ beibenannt, und neuerdings durch „Eros und die Evangelien“ einen eigentümlichen, eigen gearteten Zuwachs erfahren, aus den Notizen eines Vagabunden schreiben aber nicht nur die beiden letzten, sondern auch schon „Indienfahrt“ zu sein, um so mehr als in ihnen bereits eine großangelegte Konzeption den Anlauf zu weiteren „Fortsetzungen“ vermuten läßt. Behalten wir deshalb diese drei letzteren Bücher im Auge, denn der Dichter hat in ihnen zum erstenmal freier als sonst sich zu offenbaren vermocht, und das geheime Band, das sie verbindet, zieht sich hin vom farbigen sinnlichen Erlebnis Indiens bis hin zu dem tiefen, grauen Kapitel vom „Tode“ in „Eros und die Evangelien“.

Erinnern wir uns: „Ich begreife, daß nicht Verzicht uns beruhigt, sondern Einkehr“. Dieses seltsame Wort, fast wie ein Paradoxon klingend, wirft schon durch seinen Gegensatz ein eignes Licht auf den Verfasser. Nichts von Verzicht steht in seinen Büchern, denn wer hätte wie er so glühend und genießend das Wunderland Indien und die Welt überhaupt beschrieben, allein wer wäre dabei auf jene Gedanken gekommen? Wer hätte in jedem auch noch so schillernden Gewande das Symbol, das innenwohnende Gleichnis mitentdeckt? In Bonsels' Büchern geht das Erlebnis von außen nach innen; es schärft sich in der Seele des Dichters zu einem Reflex, der alsbald als gedankliches Spiegelbild aus dem Innern hervortritt und sich leicht und arabeskenhaft an des Dichters Gebilde anhängt. Die „Indienfahrt“ bereits illustriert dies und zugleich auch die übrigen großen Seiten des Verfassers. Schon Vaudelaire und andre haben die Schönheit des Orients in den sieberndsten Farben wiedergegeben, ja Vaudelaire's ganzes Leben war ein großer Europäertramm davon. Er sah jene Welt durch das Prisma des Aestheten, tausendfarbig, doch — gebrochen. Bonsels bedient sich auch dieser farben- und tönereichen Palette; aber mit welcher lodernen Glut der Künstler auch die buntesten Wirkungen hervorruft, nie wird dabei die persönliche Stellung des Menschen vergessen, die immer wieder erinnert, daß das alles, so schön es immer sei, nicht des menschlichen Maßes entbehre. Aus der objektiven Verwunderung ist subjektive Wertung geworden.

Die „Einkehr“, der die Welt nur als ein Gleichnis erscheint, ist bei Bonsels neues und wahrhaftes Erlebnis. So ist in all seinen Augen- und Sinneserlebnissen hintergründig eine Moral verborgen, ja fast möchte man sagen: alles ist um sie geschrieben. Nach all den großen objektiven Bemühungen der letzten Jahrzehnte, nach der Kunst des Singsiederns und Erklärens, der Psychologie und Nuance, bringt Bonsels wieder die Kunst der subjektiven Meinung, aber nicht unter Umgehung jener, sondern durch sie hindurch zu einer Synthese zu einem ethischen Zweck. Wie ein Dorfvolk klingen seine Worte in den „Menschenwegen“, wie ein Dorfvolk und ein sieghaftes Lächeln, wenn er sagt: „Denn die meisten Menschen haben nicht mehr den Mut zu ihrer eigenen Weisheit, noch zu ihrem eigenen Recht, noch zu ihrer eigenen Schuld. Es ist wahr, sie sind darüber ernsthaft Leute, und niemand lacht über sie, aber doch würde einer, dessen Herz groß genug wäre, über sie weinen.“

Das ist der Ethiker, der es sich nicht am bloßen Erkennen genügen läßt, am bloßen wissenschaftlichen Konstatieren, an der bloßen Wirkung durch Kontraste. Wohl ist auch bei Bonsels jene Kunst zu ihrer vollen Anerkennung gekommen. Seine Erlebnisse zeugen von einem fast überfeinen psychologischen Blick und nirgends wird so scharf Gefühlsanalyse getrieben, wie bei ihm, aber alle feinen und feinsten Beziehungen der Menschen und der Geschlechter haben ihre Diät erhalten und sind auf eine Formel gebracht. Aus Analyse ist Synthese geworden. Drum ist sein Wesen kein Widerspruch. Es ist eine Verquickung von Leben und seiner Moral. Das zeigen am besten die „Menschenwege“, ein Buch subjektiv sicherlich wahrer Erlebnisse (wie mögen sie in Wirklichkeit gewesen sein!); denn Bonsels hat auch das Wunderbare wieder entdeckt, daß die wahre Dichtung sich nicht mit der Realität der Dinge legitimieren braucht. So schildern denn die „Menschenwege“ eine Reihe von Begebenheiten, die nicht lediglich zufällig sind und bloß den Stoff zu einer Art Novelle abgeben. Sie sind gerade dadurch typisch, daß sie nicht der Form, sondern des ethischen Gehaltes wegen geschrieben wurden, also keine rein ästhetischen Gebilde im alten Sinn darstellen, vielmehr bei aller künstlerischen Feinheit auf eine beachtliche Pointe verzichten, weshalb sie denn auch als wahr wirken. Doch alles in allem sind sie Dichtungen. Aber ob wir nun Hölzer oder Schölander, der kleinen Penina oder Teja darin begegnen, immer bleibt uns trotz aller individuellen Kleinschilderung der Anreiz einer ganzen Art von Menschen zurück, niemals der einzelne, und nur die Vorurteilslosigkeit des Erlebenden läßt immer wieder neue Gestalten in neuen Farben an uns herantreten, um sie zuletzt doch wieder einer großen Unterart von Menschen zuzuteilen. Das Erlebnis bei Bonsels geht vom Besonderen ins Allgemeine. Es bleibt nicht bei der zufälligen Erscheinung der Dinge, sondern es geht tiefer es geht auf ihr Wesen. Und da kommt nun die deutliche Scheidung zustande, die Entscheidung über den Wert und Unwert der Dinge, die Scheidung von schönem Schein und von Wahrschaffigkeit, von Schele und Kern, von irdisch und göttlich, von Ewigkeit und Vergänglichkeit. Und diese Bewertung spricht sich aus als ein Bekenntnis zum Wesentlichen, Beständigen und Idealen in der Welt, als ein Bekenntnis zur Liebe und zum Glauben, als die positiven Kräfte zur Erhaltung dieses Idealismus und zu einer Religion, die, frei von jeglichem Dogma, aus der Notwendigkeit des eben Erlebten entspringt. Dies ist deutlicher als früher in dem neuesten Buche: „Eros und die Evangelien“ ausgesprochen. Hier münden des Dagabundens vielgestaltige Begegnungen in zwei letzte, große und grundlegende, in zwei entscheidende und bestimmende Erlebnisse, und mit viel Feingefühl hat der Dichter sie in zwei Mädchengestalten gelegt, in Asja und Kaja. Alle seine früheren Geschöpfe scheinen in diese zwei zusammengefloßen. Der

Dichter hat mehr verallgemeinert und ist schließlich doch nirgends so in Einzeltüpe eingegangen wie hier. Trotzdem erleben wir dieselben Kämpfe wie früher, nur auf einer höheren Stufe gleichsam, gereinigter von allem Zufälligen, wesentlicher und endgültiger.

Asja und Kaja! Die eine ganz Seele, die andre ganz Körper, diese naiv und diesseitig, sogar dumm bis zu einem gewissen Grade, jene, hellseherisch und überirdisch. Und sei die Stimmungsbildung, die Bonsels in hohem Maße anwendet, auch noch so sinnlich beschwingt, deutlicher denn je tritt hier, freier und selbstbewusster, der Ethiker zu Tage, der immer wieder über den Dichter und Aestheten triumphiert und der sich doch wieder so glücklich mit ihm paart. Was in „Indienfahrt“ bescheiden, in den „Menschenwegen“ fühlbarer wird, das erhält in dem mit „Der Tod“ überforderten Kapitel freien Lauf.

In den „Menschenwegen“ steht der Satz: „Ich, ein zerlumpter Gefelle von der Straße, weiß, daß das Feuer, das mich lächerlich macht, reiner in die Welt scheint als der matte Schimmer eurer Seelen, der euch vor Spott und Angst bewahrt. Niemand wird euch verfluchen und niemand segnen.“

Und abermals; diesmal aus „Eros“: „Meinst du, es läge mir daran, dich zu überzeugen oder ich gäbe dir Ratschläge? Niemals! Nimmermehr! Ich spreche, wie ein Baum blüht, aber nicht, damit jemand Nutzen davon habe. Die Wirkung des Herzens macht sich nicht belohnt; verstehe doch dies: weit eher ist sie ein Lohn.“

Fühlen wir hier nicht deutlich den Menschen im Künstler? Er will wesentlich sein, und wer dies ist, darf verkünden, denn er ist Verkünder durch den innersten Kern seines Selbst. Das führt nun zu jenen Klärungen des Religiösen, und dieselbe Vorurteilslosigkeit, die der Dichter allen Erscheinungen der Welt entgegenbringt, zeigt er auch gegenüber der geheimnisvollsten. In seiner ganz eigenwilligen Auffassung der christlichen Lehre liegt ihre große Anerkennung. So heißt es schon in den „Menschenwegen“:

„Ich glaube nicht, daß die Gewißheit, von Gott geliebt zu sein, ein Ziel und ein bleibender Trost ist, sie ist das Vorrecht der Unmündigen. Das Wesen der Liebe, ihr Licht, ihre Allmacht, kann niemand empfinden, der nicht selber liebt. Erst in meiner Liebe wird Gott lebendig, nicht in dem, was sie seine Liebe zu mir nennen. Vermag ich aber zu lieben, so lebt Gott in mir.“

So steht es über die Liebe geschrieben, und über den Glauben wird folgendes gesagt:

„Mir ist, als sei der Glaube der mystische Sinn, die ewige Seele dessen, was Erlösung bedeutet. Der Glaube in uns ist etwas wie Gottes Tat für unsere Tat: Man sollte den Glauben adren, wie man die Liebe achtet, an sich und als eine edle Kraft, aber nicht gemessen am Wert oder an der Wahrheit seines Gegenstandes.“

Und nun noch jene ergreifende,
innerlin so heitere Stelle. wo der Vagabund Asja fragt:

„Und nun noch jene ergreifende, innerlin so heitere Stelle, wo der Vagabund Asja fragt: „Glaubst du an Christus?“ Sie aber antwortet: „Wie du doch fragst! So kann ich nicht antworten. Ich glaube nicht an ihn, aber ich glaube wie er. Er war reinen Geistes, ein freier Weg der Liebe, die vor ihm war und immer ist. Sagt er nicht selbst, er sei der Weg! Sieh, so versteh ich es. Nicht mit ihm kam die Liebe in die Welt, sondern durch ihn, wie durch viele vor ihm und nach ihm.“

Doch das letzte Wort behält auch hier wieder der Dichter, wenn er, am Grabe Asjas den Pfarrer über das Wort des Johannes reden läßt: „Ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt. Und dem beugt sich auch der Vagabund, dem es als Antwort auf seine letzte Frage dient, die er innerlich hegt und nicht ausgesprochen hat. Vorläufig scheint Bonsels hier zum Tiefsten, was er geben konnte, vorgebracht zu sein. Das Kapitel „Der Tod“ hat etwas Endgültiges durch die Behandlung jener letzten religiösen Fragen. Das

hindert aber nicht, daß der Dichter im nächsten Kapitel: „das Meer“ eines seiner rauschendsten Erlebnisse preisgibt, eines, das ihn in all seiner Ergebundenheit, im Sinnenjubiläum der Daseinsfreude zeigt, aber auch nur, um zu bedeuten, wie all das letzten Endes bloß eitel Blendwerk ist, schön und glutvoll für den Augenblick, schal und ekel auf die Dauer. Und den Schluß des Buches bildet ein Traum von Asja, die den Vagabunden zu neuem, tieferen Leben erweckt. Und doch, wer vermöchte sich nicht auch wie der Dichter all jenes Sinnenglücks zu erfreuen, wenn er es benützt, um w. etrum reicher in sich selbst einzufahren.

Wenn wir heute Bonsels beurteilen, können wir es, glaube ich, fast nur als die Menschen eines aufs Negative, Analytisch-Epische angelegten Zeitalters. Jene positive Note aber, die zuletzt noch der alte Naabe als stiller, wehmütiger Humorist und Philosoph aufgebracht hat, jene Durchdringung einer Dichtung mit unserer Anschauung, ist uns heute etwas fremd geworden. „Die Menschen haben nicht mehr den Mut zu ihrer eigenen Weisheit.“ das ist heute ein Satz geworden, wie er wahrer nicht gesprochen werden kann. Wenn wir drum heute Bonsels lesen, tun wir es auch, weil wir zum erstenmal jenes alte Recht mit der verfeinerten Abstimmung des modernen Menschen verqu coast finden, und wir legen keines seiner Bücher aus der Hand, ohne die Empfindung, von der Natur, nicht eines Künstlers allein, nein auch von der eines Menschen berührt zu sein.

Haben wir uns im Vorliegenden objektiver Werturteile enthalten, in bezug auf den Inhalt sowohl als auf die Form der Werke Bonsels, so geschah es aus jener tiefen Sympathie und Kritiklosigkeit, die uns das Neue und Positive, uns zu tiefst Bereichernde seiner Bücher dankbar anerkennen ließ, ohne vorerst auf den Gedanken einer kritischen Wertung zu kommen, denn dazu sind uns seine Dichtungen noch zu nah und zu schön.

3.

Gerhard Haug

Waldemar Bonsels, ein Führer für unsere Zeit?

Waldemar Bonsels wird hier einen Vortrag halten. Man bereitet für ihn (laut Zeitungsnachrichten) besondere Ehrungen vor. Wer ist Waldemar Bonsels? Ein glänzender Schriftsteller. Seine Werke sind in hunderten tausenden von Exemplaren verbreitet und in verschiedene Sprachen überetzt. In jedem Buchladen sind sie zu finden, und in den Konzertsälen wird manches Lied des ungewöhnlich fruchtbaren Dichters gesungen. Seine Werke sind freilich größtenteils durchaus nicht als Lektüre zu empfehlen, vielmehr, mit Ausnahme der von „Die Maia“, „Himmelsvögel“ und „Das Buch von Blumen, Tieren und Gott“ — in den Giftschrank zu verweisen, da sie einem bedenklichen Sinnenkult huldigen, dessen gefährliche Wirkungen auch durch die hervorragende künstlerische Gestaltung und durch eine gewisse mystische Verklärung nicht gemildert werden. Auch die glänzend geschriebene „Indienfahrt“ (auf die wir am Schluß noch einmal zurückkommen müssen) ist in dieser Hinsicht leider nicht einwandfrei. In seinem neuesten Werk „Gott und die Evangelien“ findet ein Rezensent ein so ables Gemisch von Geist, Andacht und Sinnlichkeit, daß das Recht auf Führertum dadurch verwirkt sei. Selbst in den obengenannten 3 Büchern, die unbeanstandet passieren sollten, berührt es peinlich, wie religiöse, christliche Gedanken und Begriffe ins Naturhafte gezogen und dadurch „in einer an Faltschmürerei grenzenden Weise ihres ursprünglichen Gehalts beraubt werden.“ Seine Romane wie „Bartalum“ zeigen in dieser Hinsicht abstoßende Verirrungen. Das Bonsels trotzdem ernstliche Beachtung verdient, zeigt die Studie,

die ein altgläubiger Theologe, Prof. Stange in Göttingen, ihm gewidmet hat (Göttersloh, Verlag Bertelsmann).

Bonsels ist ein moderner Mystiker. Wer die mystischen Bewegungen der Gegenwart kennen lernen will, kann nicht an ihm vorbeigehen. Die von ihm vertretene Mystik ist Natur-Mystik, erotische und religiöse Mystik. Für die letztere kommt besonders der 1. Teil seines Buches „Gott und die Evangelien“ in Betracht. Hier wird im Wesentlichen in Gesprächsform die mystische Auffassung vom christlichen Glauben und vom Menschendasein überhaupt entwickelt. Die wichtigsten Begriffe unserer Heilslehre, Gott, Christus, Liebe, Gnade, Erwählung, Erlösung werden in höchst eigenartlicher Weise mystisch aufgelöst. Nur eine Probe von der Art, wie der Mystiker seinen Beruf zu wirken auffaßt:

„Meinst du, es läge mir daran, dich zu überzeugen oder ich gäbe dir Ratschläge? Niemals, nimmermehr! Ich spreche, wie ein Baum blüht, aber nicht, damit jemand Nutzen davon habe. Die Wirkung des Sagens macht sich nicht belohnt, weit eher ist sie ein Lohn. Ein Lohn, wie eine Seligkeit in sich selbst, der Triumph von Kräften, die längst zurückliegen, ein Ende, auf das begonnen wurde... Die Menschen glauben, durch ihre Liebe die Welt zu bessern und empfehlen sie den Ungläubigen und Lieblosen, den Bedrängten oder Traurigen. Als die Kriegeskräfte das Haupt des Heiligen bespielen, waren sie schuldloser als diese Propheten der Liebe, die Niemand berufen hat, als Baal, um sein Reich der Finsternis zu sichern. Sie rufen den Menschen, ihre Seele zu erhalten, und nennen sich Priester dessen, der gesagt hat: „Wer da sucht seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren. Wer seine Seele zu erhalten sucht, hat nichts gemein mit der Liebe. Das Reich kommt nicht mit äußerlichen Gebärden.“

„Die Offenbarung ist nicht durch die Macht der Gedanken zu locken, sie bereiten ihr wohl den Weg, aber ihr Kommen ist Gnade. Ich glaube nicht, daß die Lichtblumen dieser Gnade nach dem Wert des Ackers fragen, auf dem sie emporblühen. Sie keimen geheimnisvoll, mit Vergangenheit und Zukunft im heiligen Bund, wo sie wollen, nicht aber dort, wo ein Mensch will. Die Kraft des Gedankens allein hat noch kein bleibendes Geisteswerk, das schön, gut und erhaben ist, hervorgebracht; immer geschah die Vollendung im göttlichen Spiel der Gnade, heiter und mühelos, und der Empfangende sprach seinen Seufzer, dessen Namen Gnade ist.“

Zweifelloso liegt in diesen Ausführungen ein starkes Körnlein Wahrheit. Man denkt unwillkürlich an Tersteegens: „Laß mich so, still und froh, deine Strahlen fassen und dich wirken lassen.“ Der Mystiker will nichts, sondern er wächst — er denkt nicht, sondern „es“ denkt in ihm — er überzeugt nicht, sondern überstrahlt mit seinem Licht; er ist das Gegenteil von einem Latmenschen — ein Wesensmensch von ganz eigener Art, in absoluter Innerlichkeit und Gelassenheit. Aber ist Jesus so gewesen? Paulus? Johannes? Gewiß nicht! Sie waren bei aller Innerlichkeit doch Menschen der Tat; sie empfingen die Gnade, um in ihrer Kraft zu wirken in bewusster Aktivität. Sie sind unsere berufenen Führer auch durch die mystischen Wirren dieser Zeit.

In seiner glänzend geschriebenen „Indienfahrt“ zeigt Bonsels einen bedauerlichen Mangel an peinlichem Wahrheitsfönn und leidenschaftloser Objektivität, die wahren Führertum eignen muß, und an Verständnis für das Wesen und die Aufgabe der christlichen Mission, über die er sich fast nur abfällig zu äußern erlaubt, und das Bild, welches er von den Missionaren selbst entwirft, ist eine große Karrikatur. Deutlich auf das Behagen unterhaltungsbedürftiger Leser spekulierend, erzählt B. z. B., wie die sehr natürlich zugegangene Heilung einer Missionarsochter vom Bandwurm in einer Gebetsversammlung mehr wie kindlich als Gebetsverhöhung verherrlicht worden sei, und ein junger Missionar einen heranschleichenden Tiger mit Harmoniumspiel „Wie soll ich dich empfangen“ vertrieben habe. Nach den von führenden Männern der Mission angestellten Ermittlungen sind die Geschichten von A bis Z frei erfunden und zwar möglicherweise von B. selbst. Es besteht nicht einmal der Schatten eines Vorkommnisses, das zu ihrer Entstehung hätte Veranlassung geben können, schreibt der bekannte Missionsmann D. Paul in einer Abrechnung mit der „Indienfahrt.“ Es ist außerdem zum mindesten fraglich, ob B. je als selbständiger Reisender Indien gesehen hat, in seiner Stellung aber im Dienst der Basler Missionshandlung hat er weder je einen Dschungel zu Gesicht bekommen noch zu einem Brahmanen, zu einem englischen Beamten oder gar zu einem Radja Beziehungen gehabt. Seine darauf bezüglichen Schilderungen entstammen wohl auch nur seiner blühenden Phantasie. Er gab damals Kergernis und wurde binnen kurzem heimgeschickt. Daher wahrscheinlich seine Voreingenommenheit gegen die Mission. Derselbe D. Paul bemerkt mit Recht: Wer rechtschaffene Menschen ohne ihr Verschulden dem Gespött der Welt preisgibt und sich den Anschein gibt, als ob er objektiv die Wahrheit berichtet, fällt unter das Gericht des Wortes: „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.“ Und das ausgesucht ein Deutscher zur selben Zeit, wo die Vöge im Weltkrieg ungeahnte Triumphe gefeiert hat, nichts Besseres zu tun weiß, als seine eigenen unschuldigen Landsleute, die man mit Schimpf und Schande von dem Ort ihrer selbstlosen Tätigkeit vertrieben hat, zum Geziß von der Welt zu machen, das geht über das Maß des Alltäglichen und Erträglichen hinaus. „Wann wird man aufhören, einer Pseudokunst nachzulaufen, die unter äußerem Glanz und nach Stoff schmeckenden Phrasen innere Hohlheit verbirgt? Was echt und schön ist in Bonsels Werken, behält seinen Wert. Aber das Recht auf Führertum in höherem Sinne hat er, solange er nicht der Wahrheit die Ehre gibt, verwirkt.“

L.

Das literarische Echo

Halbmonatschrift für Literaturfreunde

24. Jahrgang: Heft 18.

15. Juni 1922

Löns und Bonsels

als Beispiele entgegengesetzter Naturbetrachtung

Von Hans Georg Schid (Braunschweig)

Das betrüblich leere Verhältnis, das der moderne Mensch zur Natur hat, spielte in allen kulturphilosophischen Diskussionen der letzten Zeit eine große Rolle. Man sah hier den Anfang oder mindestens doch einen sehr wesentlichen Faktor für die seelische Erstarrung, die man sich nachgerade als Charakteristikum der Gegenwart anzusehen gewöhnt hat. Demgegenüber muß es besonders anziehend sein, die Stellung zu betrachten, die die Natur (hier immer in dem vollstümlichen Sinne gemeint, also Wald und Wiese, Vögel und Sterne) bei den verschiedenen belletristischen Schriftstellern der Gegenwart einnimmt. Um so mehr als hier eine Möglichkeit vorliegt, ungefähr an sie alle heran- und weitestgehende Unterschiede selbst bei einander nahestehenden Schriftstellern festzustellen, die wohl niemals zufälliger Art sind, sondern stets höchst charakteristische und ungemein aufschlußreiche Ausblicke auf die inneren Voraussetzungen des Werkes und das Wesen seines Autors gestatten. Denn es gibt wohl von keinem ein Buch, in dem sich auch nicht eine der verschiedenen Arten der Naturschilderung fände. Wenn wir hier Löns und Bonsels herausgreifen, so geschieht das nicht so sehr deshalb, weil es sich um zwei ungemein erfolgreiche Schriftsteller handelt, und etwa aus diesem Erfolg sich (wahrscheinlich sehr irreführende!) Schlüsse dahin ziehen ließen, was dem Empfinden eines großen Teils des deutschen Volkes heute entspricht, sondern deshalb, weil das Schaffen dieser beiden ganz ungewöhnlich eng mit der Natur verknüpft ist, gleichzeitig aber ihre Art, von der Natur zu erzählen, einen geradezu polaren Gegensatz darstellt.

Hermann Löns, der kaum vergleichliche Schilderer der Heide, ist Naturwissenschaftler und Jäger. Durch Beobachtung ihrer Einzelheiten ist er mit der Natur vertraut geworden. Und nachdem er um die Eigenart aller Lebewesen wußte, ward ihm das Bild einer Landschaft auch in seiner Gesamtheit lebendig. Fast nie aber ist er intuitiver Gestalter der Stimmung einer solchen Gesamtheit: erschöpfend in knappsten

Worten. Auch wo seine Technik ihren Höhepunkt fand, wo Mensch und Natur ursächlich, sich ineinander spiegelnd, zusammenhängen, und wo er es dann vermag, mit zwei, drei Worten den äußeren Sinnesindruck einer Waldstelle beispielsweise anzudeuten, auch dort verleugnet sich die erste Einstellung, die natürlich als ein Ausdruck seiner Veranlagung anzusehen ist, kaum. Sie verirrt sich in den früheren Schriften in ein fast troden anmutendes Aufzählen und formal durchaus unbezungenes Aneinanderreihen von (naturwissenschaftlich sicherlich einwandfreien) Einzelbeobachtungen. Nun täten wir Waldemar Bonsels bestimmt Unrecht, wenn wir — eines bequemen Gegensatzes halber — hinter seinen ersten Schriften einen Herrn vermuten wollten, der von der Veranda seines Landhauses aus, fein und künstlerisch empfindend, naturphilosophische Betrachtungen anstellt. Auch wenn wir es nicht anderswoher wüßten, aus seiner innigen Vertrautheit mit der Natur läßt sich ein bedeutend weniger theoretisches und müheloses Kennenlernen schließen. Nur: wie er uns in seinen Schriften gegenübertritt, scheint ihm von vornherein die Ahnung eines großen Zusammenhanges eigen gewesen zu sein. Dabei besaß er das, was man mit künstlerischem Empfinden und künstlerischem Ausdrucksvermögen ungefähr andeutet, von vornherein in weit höherem Grade als selbst der spätere, geschweige denn der frühe Löns. Was nicht hindert, daß seine ersten Erzählungen noch ziemlich hilflos an der Natur herumtasten und im Bemühen, mit zwei, drei Worten eine Gesamtstimmung einzufangen, weder tiefer empfunden noch auch nur formal künstlerisch gestaltet wirken. Je mehr Einzelheiten er aber erkennt, desto wärmer fühlt er das Sich-Zusammenfügen der gesamten Natur. So ist seine Darstellung von Einzelheiten nie (wie bei Löns so oft) eine lebendige und bunte Photographie, die nichts anderes will als das geschilderte sympathisch und anschaulich zu machen, sondern immer ist gleichzeitig ein Ahnenlassen der großen Schöpfung, die hinter und in diesen Einzelheiten

steht, sein Ziel. Inwieweit dieses Ziel erreicht wird und ob es nicht gelegentlich mehr aus Absicht denn aus Andacht erstrebt wird, kann hier unerörtert bleiben.

Demgemäß, und damit kommen wir zur Technik der Naturschilderung überhaupt, ist ihm ihre Darstellung nie Selbstzweck. Er will mehr fühlbar machen, und deshalb findet sich bei ihm die selbständige Naturschilderung nicht. Den mannigfachen Heidebildern, in denen sich der Künstler Vöns weit stärker zeigt als in den (teilweise ebenfalls hierher gehörigen) Jagdgeschichten, hat Bonsels nichts Gleichartiges gegenüberzustellen. Erst im Tierroman bemühen sich beide wieder um den gleichen Stoff. Und wieder offenbart sich sofort der ganze Unterschied im Ausgangspunkt und in der Wirkungsabsicht. Auch dort, wo bei Vöns Symbolisches hinzutritt (die Brennhexe im „Zweiten Gesicht“) liegt die sichere und vollständige Anschauung zugrunde, die eine Legende genau durch das künstlerisch gestaltete, was diese Legende entstehen ließ, durchaus impressionistisch. Nie verleugnet sich ein gesundes und gewiß feinsinniges, aber doch eher vollstimmlich-derbes als ästhetisch-bewußtes Empfinden. Bonsels möchte, wenn man so sagen darf, das Leben seiner Biene Maja von Innen heraus beleuchten, Vöns sieht in seinem Mümmelmann (der schönen, noch viel zu wenig bekannten Geschichte von dem alten heldenhaften Hasen) den Kampf der Natur. Er denkt nicht daran, feilenvolle und mytische Dinge dahinter zu suchen. Lebendig und anschaulich, ohne Pathos und ohne Sentimentalität, aber auch ohne die Wehmut und die Schönheit eines tiefer schauenden, wirklich dichterischen Empfindens ist ein Tierleben gesehen. In dem ewigen Kampf siegt die Kraft und die Gewandtheit. Soviel Schönes auch gefühlt ist: Die Kugel des Jägers, die Kraft des Stärkeren endet es ohne Bedenken und eigentlich fast auch ohne Schmerzlich- oder Trauriges dabei empfinden zu lassen.

Sodann können Einleitung und Schluß eines Prosastückes Gelegenheit sein, die Erzählung, die einer ganz anderen Angelegenheit gilt, durch eine kürzere oder längere Naturschilderung abzurunden und emporzuheben. Das ist ganz das Feld von Bonsels. Er — wie so viele andere — verzichtet (besonders in den kleineren Erzählungen) nur selten darauf, die Stimmung, die über dem Ganzen liegen soll, durch eine Naturschilderung an- und ausklingen zu lassen. Ja, er unterbricht häufig den Gang der Erzählung, um irgendetwas aus der Natur zu erzählen, das zunächst nur den örtlichen und zeitlichen, sodann aber auch den stimmungsgemäßen Hintergrund von neuem bewußt machen, die innere Lebendigkeit, die Schaubarkeit des Erzählten steigern soll. Möglich ist hier eine Angabe mit viel Realist, die häufig in allerloosestem inneren Zusammenhang mit dem Erzählten steht, sodann ein Herausgreifen besonders charakteristischer Einzelheiten, weiter ein visionäres Schauen, und schließlich eine reine Stimmungs-

andeutung, die auf objektive Richtigkeit keinerlei Wert mehr legt. Selbstverständlich findet sich diese Technik, die Natur in eine Erzählung hineinzuziehen, auch bei Vöns. Nur daß er, seinem ganzen Schriftstellercharakter nach, längst nicht so geschickt nach artistischen Gesichtspunkten verfährt, und vor allem nur selten durch die Wortwahl die Suggestivwirkung erreicht, die Bonsels recht oft gelingt. — Eine dritte, seltenere Möglichkeit der Naturschilderung wäre, daß die Natur als Vergleich oder Gleichnis gewissermaßen beiläufig herangezogen wird, d. h. ein Bild aus der Natur dient dazu, ein Wesen oder eine Stimmung zu versinnbildlichen, ohne irgendwie eigenen Wert zu beanspruchen. Sicherlich ist die Tatsache, daß Vöns wie Bonsels verhältnismäßig häufig zu solchen Vergleichen aus dem Leben der Natur greifen, ein Zeichen ihrer Vertrautheit mit ihr. Denn auch der Schriftsteller nimmt naturgemäß Vergleiche am liebsten daher, wo ihm die meisten Einzelheiten lebendig sind. Wenn wir auch hier trennen, ob die Natur aus zwingenden oder nur aus wohlklingenden, also äußerlich-artistischen Gründen bemüht wird, so ist Vöns öfters für die erste, Bonsels für die zweite Möglichkeit zu nennen. Wohl kann Vöns lehrhaft trocken sein, künstlerisch ein wenig primitiv, wenn er einmal in der Schilderung über die Lautmalerei des Vogelrufs nicht hinauskommt. Aber Hohlheit hinter klangvollen Naturbildern wird ihm wohl nie vorzuwerfen sein.

Muß erst gesagt werden, daß diese Ausführungen durchaus kein Verurteilen der beiden Schriftsteller bedeuten sollen? Wie die Höhe der äußeren Technik bei ihnen wahrscheinlich schlechterdings nicht miteinander zu vergleichen ist, weil sie beide, von Verschiedenem ausgehend, zu Verschiedenem streben, so ist die Frage nicht zu beantworten, wer der tiefere von beiden ist. Die Antwort kann nur sein, daß jeder durchaus eigen und in seiner Art etwas Geschlossenes (d. h. durchaus nicht etwa Vollkommenes!) bedeutet. Als Gemeinsames wäre allein festzuhalten, daß beiden in der Natur das liegt, was man mit Religion etwa bezeichnen könnte; für Bonsels allerdings weit mehr als für Vöns, wie jener es auch sehr häufig, dieser nur selten ausspricht. Sodann verkörpern diese beiden Schriftsteller in ihrem Schaffen die zwei Möglichkeiten, mit der als wesentlich (d. h. als wichtiger Teil des Lebens) erkannten Natur vertraut zu werden. Für Vöns ist die Heide beispielsweise eine Gelegenheit, den Blick für das Ursprüngliche, das Gesunde und das Bleibende gegenüber der Kleinheit des Tages neu zu schärfen. Eine Gelegenheit, die er ganz auskostet, um sodann gestärkt wieder in sein eigentliches, schaffendes Leben zurückzukehren. Im tiefsten Grunde ist Bonsels hier anders eingestellt. Er ist, möchte man sagen, durchaus Metaphysiker, während Vöns hier geradezu als das Beispiel eines Positivisten erscheint. Dem einen sind Naturschilderungen ein Sich-Versenken in den großen, heiligen Schöpfungswillen, dem anderen

ein Verweilen bei schönen, freundlichen Erinnerungen. Löns kommt von der Natur her, er ist ihr Herr, mindestens ihr gleichgestellt, der sie überwand, seit er bewußt streben lernte. Bonsels ahnt in der Natur und allen ihren Erscheinungen das Bräderliche (in der Richtung des Zieles), die letzte Heimat: sie will er sichtbar machen, wenn er jene schildert. Er kennt die „beschauliche Gemeinschaft mit dem Leben der großen Natur“. Bei Löns ist es ein Sich-hinneigen, nie aber ein Darin-sein, ein Sich-aufgeben. So offenbart sich, was wir zeigen wollten: Löns und Bonsels sind als Naturschilderer Verfächter zweier Weltanschauungen, beide liebenswert, weil sie den Strom der lebendigen Natur gespürt, und interessant, weil sie ihn auf zwei so verschiedenartige Weisen uns nahe bringen. Womit gewiß nicht verlangt sein soll, daß man sich über die sonstige grundsätzliche Verschiedenartigkeit dieser beiden, die gelegentlich auf den Unterschied zwischen Dichter und Schriftsteller hinausläuft, und über die Mängel, die ihnen anhaften, irgendwelchen Täuschungen hingibt.

Waldemar Bonsels / Ein Grundriß seines Wesens¹. Von Hans Roselieb

Nicht der Wille zu einem Daseins-Ziel, sondern die Hingabe an das Dasein bildet nach diesem Dichter das Leben, „denn mit allem was du tust, entheiligt du, was mit dir geschehen soll.“ Der Vergangenheit angehören soll aus dem tiefsten Gebete das Wort: „Scheitlig werde Dein Name. Keine Tempel, keine Trichter, keine Steine und keine Worte sollen mehr den Allerhöchsten heiligen, indem sie ihn streitend verehren. Sein Wille soll geschehen und unser Leben nichts wie sein Wille sein. Das Mittel dazu ist die Liebe. Liebe ist die Hingabe des ganzen Seins an den Gegenstand der Liebe, denn wen ich liebe, der bin ich. Durch diese Hingabe erlebt der Mensch sich selbst. Liebe ist deshalb das Erlebnis des Ichs in allen Formen, worin man lieben kann. Dadurch wird sie jene naturhafte, kosmische Kraft, die sowohl die Blüte erzittern läßt vor der Ahnung möglicher Befruchtung, wie sie auch den Schooß des Meeres allen Seligkeiten und Fruchtbarkeiten des Himmelslichtes öffnet. Bewußtsein dieser Kraft ist Abglanz des Geistes, der die Welt will, ist das Dasein Gottes. In ihm wird Mensch und Natur eins. Hoffnungen sind die Blüten der noch schlummernden Rechte auf dieses Erlebnis und alle Erfahrungen und Erkenntnisse, die damit verwoben sind. Leid ist letzten Endes nichts wie die Angst des Kleinmuts gegen die gänzliche Hingabe an was es sei: Unglück, Schmach, Hohn; Schwäche oder Stärke; reine oder dunkle Leidenschaft. Sünde ist nur der Zerweg in die Bezirke des herrschgierigen Willens zum gesellschaftlichen Anstand und zur staatlichen und religiösen Sitte. Reue ist die Suche nach der Liebe. Gebet ist die Sammlung zur Vereinfachung; Auferstehung ist das Erwachen; Gnade die Erfüllung der Liebe, die vollkommenste Einheit zwischen der Hingabe des Selbst und der Aufnahme der Hingabe durch den Geliebten. In diesem wunderbaren Augenblick ist die Seele aufs Höchste gebunden und schwebt gleichzeitig in der Seligkeit der Freiheit. Indem sie sich ganz hingibt, besitzt sie sich ganz in einer gleichmütigen Stille, die mehr ist als Glück, die das Schicksal selbst ist. Tausend Jahre sind wie ein Tag. Der Tod, der größte Feind gegen den Willen zur Macht des Lebens, wurde ein Freund dadurch, daß die Begier zum Leben unterging in der Lust zum Erleiden. In diesem Zustand offenbart sich die göttliche Dreieinigkeit. Gott Vater ist der vollkommene Liebes-Gehorsam. Der Heilige Geist ist das Licht dieser Liebe, der Geist, der alles anzieht und durchdringt! Christus, der Sohn, aber ist der Weg der Liebe. Er hat kein anderes Ziel wie zu sein. Er ist der Welt nur ein Beispiel; er erlöst niemand durch sein Erleiden, denn Nächstenliebe ist nur Liebe zum Etwas, das wir von uns im Nächsten erkennen. Liebe ist die argloseste Sehnsucht, weil sie sich am demütigsten hingibt. Die besinnlichste Verfeinerung des Geistes gehört dazu oder eine unerschütterliche Einfachheit. Wegen des Ausschlusses der Erlösung Nichtberufener ist diese Weltanschauung aristokratisch; wegen der Gleichgültigkeit gegenüber den Sitten und Vorurteilen einzelner Stände ist sie das äußerste Gegenteil des Aristokratentums, ist sie Vagabundentum. Diese Religiosität besteht in den äußersten Grenzbezirken der Menschheit, wo Traum und Wirklichkeit ineinanderfließen.

Durch die Verschmelzung zweier Seelen zur höchsten Empfindung ihres Ichs bildet die Bonselsche Gemeinschaft eine Vereinigung, keinen Organismus, denn in einem Organismus ist der Einzelne stets und nicht nur in der Gnade ein wirkendes Glied. Die christliche Kirche stellt durch Christus den Körper dieser organischen Seelengemeinschaft dar. Nicht nur die Auserwählten, sondern alle, ob hoch oder niedrig, ob begabt, ob unbegabt, finden dort außer ihrem Sein je nach ihrer Berufung auch ihre Aufgabe und dadurch ihre Erlösung. Ihre Gläubigen müssen die Religiosität Bonsels für gefährlich halten, denn diese Religiosität erlaubt alles, was nicht der eigenen Hingabe widerspricht und lähmt so den Willen zum Handeln und zur Sittlichkeit einer Gemeinschaft von Menschen. Sie predigt das Wu-wei, die Neigung, keinem Abel zu widerstreben, deren verheerende Wirkung uns Döblin in seinem Roman Die 3 Sprünge des Wang-lun geschildert hat, und die wir auch in der russischen Zarenherrschaft sowie in der Geschichte der religiösen Sekten Europas in Abarten beobachten können. Ich schätze die lautere Absicht jener, die von dieser Religion der Hingabe erfüllt sind. Ich liebe ihre reinste Gestaltung durch Bonsels in der Person der Asja. Aber ein Mensch kann die stärkste Güte sein und dennoch auf andere durch den Reiz zur falsch verstandenen Nachahmung schlimm wirken. Der Dichter selbst ist sich dieser Tatsache bewußt, indem er seinen Glauben auf jene beschränkt, die dazu berufen sind.

Betörend ist seine Stimme, denn sie kommt aus dem Blute und verwischt die Grenzen; sie hebt mit dem Willen die Selbstbeherrschung auf und mißt alle Dinge mit den Maßen einer Hingabe, die kein Maß kennt. Aber der Dichter ist als Nachkomme durch die Vergangenheit gegangen.

¹ Nach den Werken: Menschenwege, Indiensfahrt, Troß und die Evangelien, verlegt bei Rütten u. Loening, Frankfurt a. M., Die Biene Asja und ihre Abenteuer, „Himmelsvögel“, „Bastard“, „Das Kieselkind“, „Blut“, „Der tiefste Traum“, verlegt bei Schuster u. Böhmer, Berlin.

Seine aristokratische Verufenheit macht ihn zum Besitzer der Ausgeglichenheit aller Kräfte im abwiegenden Flusse von Begierde zur Erfüllung bis zum großartigen Zuge allgemeiner Rechtfertigung. Im künstlerischen Ausdruck verfährt er wie Goethe, denn er steigt vom Besonderen zum Allgemeinen. Aus einem einzelnen seelischen Vorgange hebt er jene Verbindung, die sie mit dem allgemeinen Seelen- und Weltleben haben könnte. Oft steigert sich diese Bedeutung zum kosmischen Bilde. Keiner unserer modernen Dichter hat diese Form des Ausmaßes. Keiner gibt so rein die Linien des Anstandes und Tactes wieder. Doch dieser Dichter ist nur formischer, um Grenzenloses zu gestalten. Er ist ein Aristokrat der Form, um vagabundenhaft alles umfassen zu können. Seine Gestalten sind Grenzfälle, Gestalten, die an der äußersten Grenze ihres Standes stehen. So seine Gesellschaftsvertreter in den „Menschenwegen“. Es sind Gestalten, die fast zu tierhaften Wesen werden und in der ursprünglichen Natur wieder aufgehen. So das „Anjelind“ und sein Vater; so auch umgekehrt in den „Abenteuern der Biene Raja“ die Tiere, die wie Menschen empfinden. Selbst die Geschlechter verwechseln sich manchmal zu Grenzfällen. Der Pfarrer im „Tiefsten Traum“ und ähnlich die hervorragenden Männer in „Wartalun“ erscheinen weiblich chaotisch; Alra in „Wartalun“ dagegen erlebt ihre Weiblichkeit in männlicher Ordnung und Haltung. Die Menschen, die als Alltagsfiguren in der wirklichen Mitte stehen, dienen zum Humor, dem Lächeln des Dichters über ihren Lebensirrtum, den sie ihrerseits für Verufenheit halten. Seiner Hauptpersonen Leib ist Reisegewand und Totenhemd zugleich. Außer ihm selber sind seine bedeutendsten Personen wohl Alra und Raja; die erste steht im dämmrigen Licht der äußersten Vergänglichkeit zwischen Zeit und Ewigkeit, diesseits und jenseits; die zweite, Raja, flackert vergänglich und berückend hell in der sengenden Glut des Mittags. Man weiß bei ihr nicht, wer mehr Feuer ist: Der Gegenstand, der verbrennt, oder die Flamme, die den Gegenstand verzehrt. Bis in die Einzelheiten eines Satzes stellt er die Grenzenlosigkeit der Empfindungen dar, indem er sie in traumhaft zarten Linien bis zur Grenze der Genauigkeit ineinander rieseln läßt. Auch seine Landschaften sind Bilder der Nacht, der Dämmernis oder einer solchen Helle, daß sie ebenfalls alle Grenzen verwischt. Indien erscheint ihm im Dschungellicht, wo Tag und Nacht sich fieberhaft verschlingen.

Wegen seiner Jenseitslust, die sich ans All aufgibt, um sich hemmungslos zu besitzen, ist dieser Dichter eine äußerste Entfaltung der europäischen Persönlichkeitskultur. In der Melodie seiner Kunst verflüchtigt sich die Gegenwart im sinnlichen Rausche einer mythenhaften Verschmelzung von Vergangenheit und Zukunft, von Schicksal und Einzelwille, von Raum und Zeit, von Gott und Mensch, von Anfang und Ende. Wahr wird, was der Dichter von sich sagt: „Ich bin alles und nichts“. Keiner drückte klarer und sinnbetörender die seelische Verschwommenheit unserer Zeit aus; deshalb erwarb auch keiner einen solchen Erfolg wie Waldemar Bonsels.

8

Waldemar Bonsels.

Von Johannes Wendland.

Zu den am meisten gelesenen Dichtern der Gegenwart gehört der Solleiner Waldemar Bonsels, der 1881 geboren, seit 1905 in die Literatur eingetreten und sich, wie die zahlreichen Auflagen seiner erzählenden Werke beweisen, schnell einen Platz in ihr erobert hat. Bonsels verfügt über einige wenige Töne, die immer wieder erklingen, aber stark und eigenartig rauschen. Es kehren dieselben Situationen wieder, dieselben Frauengestalten begegnen uns unter neuen Namen: Leja und Raja, Isja und Afra. Motive, die in dem einen Buch leicht angeschlagen sind, werden breiter und voller im nächsten ausgeführt. Menschen, die aus der gewohnten Welt der Sitte und Konvention, des Gesetzes und der Ehrbarkeit herausgetreten sind, beschämen die in den gewohnten Geleisen des Lebens Zurückgebliebenen durch die innere Würde ihres Geistes, durch wahre Vornehmheit ihres Auftretens. Mädchen und Frauen werden — man begreift oft nicht recht wie — durch eine starke Männlichkeit angezogen, die jenseits aller Spiegbürgerlichkeit in unverbildeter Kraft, oft trotzig und gewaltfam, aber immer ursprünglich eigenartig und lebensvoll, auftritt. Die kraftvolle Persönlichkeit eines jenseits der vom Erwerbszinn verdorbenen Welt stehenden Mannes, sei er Vagabund oder Verbrecher, gewinnt im Augenblick das Weib. In der vollen Hingabe des Weibes an den Mann, gleichviel ob zu vorübergehender oder zu bleibender Gemeinschaft des Lebens, soll das Weib nicht bloß die Seligkeit irdischer Liebe fühlen, sondern auch dem himmlischen Vater in wahr-

klang der Orgelglocken, ja näher als in den erhabenen Gefühlen, die der Genuß des Sakraments dem verlangenden Menschenherzen schenkt.

Wie es scheint, hat Bonsels den Gedankenkreis seiner Dichtungen bereits erschöpft. Wesentlich Neues ist nicht mehr von ihm zu erwarten. Sein letztes Buch „Narren und Gelden“ (1923) mit seinem Nebentitel „Aus den Notizen eines Vagabunden“ nimmt das in den zwei vorangehenden Bänden „Menschenwege“ (1917) und „Gros und die Evangelien“ (1920) angeschlagene Thema wieder auf. Ich glaube nicht, daß uns Bonsels durch neue Themen überraschen wird. Daher ist es schon heute möglich, ein zusammenfassendes Wort über sein Lebenswerk zu sagen.

Es wird den meisten so gehen, daß Bonsels sie durch viele seiner Erzählungen ungemein anzieht. Er weiß stets zu fesseln trotz mancher Breite der Stimmungsmalerei, zum Beispiel im ersten Teil von „Gros und die Evangelien“. Tiefe religiöse Töne erklingen hier und im „Himmelsvolf“. Bibelsprache wird durch eigenartige Beleuchtung eine neue Seite abgewonnen. Wohl wird eine in konventionellen Geleisen erstarrte Frömmigkeit bekämpft, aber mit rauschenden Tönen erklingt das Lied von der wahren Freude, die von Heimweh nach einer ungetrübten schuldlosen Seligkeit Kunde gibt. Und das Schönste im Menschenleben, die Mutterliebe wie die Liebe zweier sich ganz hingebender Menschen trägt uns auf ihren Flügeln zu der ewigen Liebe Gottes.

Aber daneben finden wir im zweiten Teil von „Gros und die Evangelien“, in „Bartalam, eine Schloßgeschichte“ (1917), in „Narren und Gelden“ eine breite Ausmalung einer sinnlichen Glut, die sich in Bartalam bis zu Verwilderungen steigert, einer Kult körperlicher Nacktheit, der eine trübe Mischung von Schwüler, verzehrender Sinnlichkeit und religiöser Anbetung verkörpert. Man fragt sich erstaunt. Wie ist es möglich, daß dieselbe Persönlichkeit Werke

schreiben konnte, wie „Die Biene Maja“ und „Himmelsvolk“, die manche Mutter ihren Kindern vorgelesen hat, um die durch die Großstadtlust und die Verstandeskultur der Schule gefährdete Kindesseele in die reine Luft gesunder Phantasie, unverbildeter Lebensfreude und harmonischer Empfindung eintauchen zu lassen? Und derselbe Dichter verherrlicht die Sinnlichkeit, indem er sie in die Höhe der Gottesgemeinschaft hinaufschraubt, ohne das Dämonische, Lückliche, Gefährliche zu erkennen? Der Schlüssel zu diesen Widersprüchen scheint mir in einer Lebensauffassung zu liegen, die den Duft der Stimmungen des Alltagslebens in virtuoser Weise in sich aufzusaugen weiß, in einer ausartenden Romantik, die wohl von Freude und Liebe sich herauschen läßt, aber von Pflicht und Kampf nichts zu sagen weiß. Sie glaubt nicht an die Möglichkeit der Selbstüberwindung, an eine Erlösung durch Gottes Tod; sie glaubt nur an ein naturgemäßes Wachstum der Seelen. Die einzige Pflicht des Menschen ist, sich selbst treu zu bleiben, sein eigenes Leben zu führen, nicht sich Fremden anzupassen. Daher wird ein rein ästhetischer Maßstab an das Leben gelegt: ist es eigenartig, konsequent? offenbart es innere Kraft und Lebensfülle?

Bonsels kennt nur drei Klassen von Menschen. Die ersten sind die Auserwählten, die eine innere Liebeskraft aus sich ausströmen, so daß ihre Gegenwart, auch ohne daß ein Wort gesprochen wird, heilend wirkt. Ihr Blick tut schon Wunder. So heißt es in den „Narren und Helden“: „Wer Gregor gesehen hat, weiß, daß es einen Weg in die Freiheit gibt. Auch für diejenigen, welche diesen Weg nicht finden, ist es beglückend, es zu wissen. Geht ihn

einer wie Gregor, so ist schon vieles gut.“ Zu diesen Auserwählten, von denen ein helles Licht ausstrahlt, gehört Asja in „Gros und die Evangelien“, der Vagabund in den drei Bänden, die von ihm handeln. Es sind Menschen, die durchaus sich selbst treu ihr eigenes Leben führen. Er findet sie gewöhnlich unter denen, die vom Leben übel behandelt, zu den Ausgestoßenen gehören, aber unter solchen, die sich nicht von der Sklavenfessel eines gewöhnlichen Berufs haben binden lassen.

Die zweite Klasse von Menschen sind die, die den Ruf zur Freiheit vernommen haben, aber nicht die Kraft besitzen, diesem Ruf zu folgen. Es sind die Naturen, die unter diesem Zwiespalt leiden und innerlich zerrissen sind, weil sie nicht die Kraft haben, ihre Ideale im eigenen Leben durchzuführen. Zu ihnen gehören Venina und Scholander in den „Menschenwegen“, Menschen, die in einer trüben Atmosphäre leiden, Frauen, die von der Brutalität der Männer niedergetreten werden und sich kraftlos in eine Sphäre der Freiheit hinaussehnen; Männer, die haltlos von Laster und Leidenschaft geknechtet sind, aber doch nach einer Welt der Reinheit verlangen. Dostojewski sind diese Naturen besonders gut gelungen. Bonsels spricht ebenso wie Dostojewski seinen Glauben aus, daß ein ewiges Weltgewissen sein Erlösungswort des Erbarmens um dieser brennenden Sehnsucht der Verlorenen willen zu ihnen sprechen wird.

Aber seine volle Schale des Borns gießt Bonsels über die dritte Menschenklasse aus, über die, die weder berufen, noch auserwählt sind, über die Salten und Stumpfen, über die Selbstgewissen, die im gewohnten Kreise des Berufslebens sich bewegen, es meist zu etwas gebracht haben und dabei ihr Bestes, ihre Seele, ihr Gemüt, ihre Freiheit eingebüßt haben.

Diese drei Klassen von Menschen sind durch eine tiefe Kluft geschieden. Niemand kann etwas werden, was nicht schon von vornherein in ihm angelegt ist. Der Übergang von der einen Klasse zur

anderen ist unmöglich. Bonsels kennt nur eine Güte, die in dem Menschen naturhaft begründet ist, eine Liebeskraft, die mit Macht von innen hervorbricht. „Ein Mensch ist gut, wenn edle Kräfte ihm gegeben, absichtslos und ohne Zweck in ihm und durch ihn wirken.“ Er kennt kein Gutsein, das durch Kampf und Ueberwindung einer widerstrebenden Natur abgerungen ist. „Die meisten Menschen haben nicht den Mut zu ihrer eigenen Weisheit, zu ihrem eigenen Recht, zu ihrer eigenen Schuld.“

Man kann Bonsels Kampf gegen die Mittelmäßigkeit mit dem „Sturm und Drang“ des achtzehnten Jahrhunderts vergleichen, die Liebesabenteuer des Bagabunden mit Schlegels Lucinde, den Kampf für die Rechte der Sinnlichkeit mit der Lösung „Emancipation des Fleisches“, die von dem „jungen Deutschland“ der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts ausgesprochen war. Es ist verständlich, daß Bonsels, der sich ausdrücklich zum Wortführer einer kämpfenden Jugend macht, begeisterte Zustimmung bei ihr gefunden hat. Aber wer sähe nicht die Gefahren, wenn alles Heil darin gefunden wird, daß jeder konsequent sein eigenes Leben von innen heraus führt, mit Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, auch Grobheit und Rücksichtslosigkeit! Wie die alte Romantik so kann auch die neue zur Zuchtlosigkeit ansarten, wenn sie keine Norm über dem Individuum anerkennt, an keine Ueberwindung, keine erfolgreiche Erlösung glaubt!

Wir verstehen von hier aus die einzigartige Fähigkeit von Bonsels, mit der Natur zu leben und zu empfinden. Denn oft seine Menschen stehen im Grunde jenseits von Gut und Böse wie die Welt der Pflanzen. Jede hat ihr eigenes Wesen, sie wächst naturhaft innerhalb der Schranken, die ihr gegeben sind. Man kann sie nicht tadeln, daß sie so und nicht anders sind. Man kann sie nur in ihrer Eigenart und Lebensfülle bewundern. Darin liegt wohl die größte Stärke von Bonsels, in der kein Dichter der Gegenwart ihn erreicht. Er versteht die Sprache der Natur, er hört das Brausen des Sturmes gleich dem Orchester durch den Wald rauschen, er fühlt die Blütenpracht der Flur gleich einem Meer von Freude von der Seele Besitz nehmen. Er weiß auch, daß im Innenleben der Tiere manche Geheimnisse verborgen liegen, die sich der experimentellen Forschung nie ganz erschließen werden. Bonsels braucht nicht wie ein Wilhelm Bölsche das ganze Rüstzeug der naturwissenschaftlichen Forschung, um die Natur zum Reden zu bringen. Er hat in intimen Zusammenleben mit ihr all ihren Stimmen gelauscht, ihren Duft in sich eingesogen. Er vermag in seiner oft mehr Stimmung als Gedankenklarheit erzeugenden Sprache die Natur zum Gefühl des Lesers reden zu lassen.

Vor allem weiß er auch ohne alle darvinistischen Entwicklungstheorien, daß alles Lebendige eine Einheit bildet; er fühlt den Zusammenhang des Menschen mit der Natur. Eine Rousseau'sche Sehnsucht nach der Ursprünglichkeit, Reinheit und Unverbildetheit der Natur lebt in ihm. Er möchte, daß die Menschen so gerade, so frisch und natürlich wachsen wie die Bäume des Waldes. So beschreibt er im „Anfängling“ ein junges Menschenleben, das unberührt von aller Kultur ferne von den Menschen, die der Vater im Groll meidet, im Waldesrauschen aufwächst und dadurch natürlich unverbildet eine Herzensfülle in sich nähren kann. Bonsels hat tiefe Blicke in das Gemüt des Kindes getan, das der ursprünglichen Natur näher ist als der Kulturmensch der Gegenwart. Daher hat er in der „Viene Maja“ und im „Himmelsvolk“ zur Kindesseele sprechen und Bücher, die echte Freude atmen, der Familie schenken können. „Das Heimweh des Menschen ist die

Freude ohne Schuld." Dies Motto kann man über diese am wenigsten von allen Bonsels'schen Büchern angefochtenen Erzählungen schreiben.

Bonsels hat in der Natur auch den Kampf der Tiere unter einander beobachtet. Die Willkür und Kraft gehört zu ihrer Ordnung. Es ist nicht bloß ästhetische Freude an der Kraft, dem Mut und der Tücke, mit der Bonsels in „Himmelsvögel“ den Kampf zwischen Fuchs und Marder beschreibt. Es mischt sich im Anfang seiner „Indienfahrt“, in der abschreckenden Beschreibung eines Kampfes zwischen einer Kagen- und Rattenfamilie nach meinem Gefühl etwas von perverser Freude hinein, die sich gräßlich zerfleischenden Tiere mit einer Art wohl-lustigen Genusses zu betrachten. In der Menschenwelt kehrt derselbe Kampf wieder. Auch hier schaut Bonsels ästhetisch bewundernd die starken, leidenschaftlichen Menschen an, die ihre Nebenbuhler wie selbstverständlich umbringen. Der Vater des Anje-Kindes ermordet ohne Gewissensbedenken einen Liebhaber seiner Frau, und ebenso ersticht Anje den um sie werbenden Friedlin, der ihrem Vater als Wilddieb erschossen hat. So wird das wundervolle Idyll des Anje-Kindes von Bluttaten eingerahmt, die Bonsels genau wie die Tierkämpfe als jenseits von Gut und Böse stehend, wie naturgemäße Auseinandersetzungen dieser Charaktere beschreibt. Die ethische Beurteilung steht hinter der ästhetischen völlig zurück. Etwas wie blutdürstige Freude an einer charaktervollen Gewalttat besetzt auch den ersten Teil von „Narren und Selbsten“, wie den Schluß von Wartakum.

Von der Freude an allem naturgemäßen Wachstum aus wird die gegenwärtige Kultur scharf kritisiert, ja abgelehnt. Zwei Worte beleuchten den Grund der Ablehnung. „Es ist mir noch nicht gelungen, mich ohne Zugeständnisse in irgend eine Arbeit zu schütten.“ „Was ist eine Pflicht wert, die nicht Freiheit bedeutet?“ Beide Worte läßt Bonsels den Vagabunden sagen, der sich von der Gesellschaft gelöst hat, um sein eigenes Ich zu bewahren. Und noch merkwürdiger ist, daß er glaubt, eine wahre, erste Gemeinschaft ließe sich eher finden in der Lösung von aller Sitte und Konvention. Bonsels tritt damit in die Reihe der Gesellschaftskritiker ein, die wie Ibsen das Unwahre in Familie und Gesellschaft, Kirche und Staat mit grimmiger, oft verbissener Kritik ans Licht ziehen und zugleich eine Sehnsucht nach echten Formen des Zusammenlebens offenbaren. Naturgemäß schießt Bonsels Kritik über das Ziel weit hinaus. Er läßt es nicht gelten, daß ein Charakter nur durch Selbstbeschränkung, durch Einordnung in eine bestimmte Pflicht zur wahren Freiheit kommen kann, eine Wahrheit durch die z. B. Goethe den Sturm und Drang überwunden hat.

Wohl läßt man es sich gefallen, wenn Bonsels ähnlich wie Dostojewski in der Welt der Ausgestoßenen, der Verbrecher und Dirnen Züge echter Menschlichkeit entdeckt. Aber bei Bonsels erscheint nun umgekehrt in der guten Gesellschaft nichts als Heuchelei, in der Ehrbarkeit entdeckt er die Züge einer rein durch äußere Rücksichten bewahrten Tugend, hinter der er Lüsterheit argwöhnt. Er selbst schätzt eine „haltlose Lust“ höher ein als eine „lüsterne Enthaltjamkeit“. Aus dem grimmigen Haß gegen die Scheinsittlichkeit der guten Gesellschaft erfindet er immerlich unwahre und unmögliche Gegenbilder der guten Gesellschaft. Ein der Verbrecherwelt angehöriger Mensch leistet einer jungen Dame einen Dienst. Von seinem Gedanken aus: eine Frau werde eher einem Räuber anhängen als einem Spießbürger, wenn er nur Konsequenz und Kraft offenbart, läßt er das junge Mädchen sich

ihrem Retter hingeben. Sie wird aus der guten Gesellschaft ausgestoßen, ihre Familie sagt sich von ihr los. Und sie ist dem Verbrecher, von dem sie ein Kind erwartet, dankbar, daß er sie zur Erkenntnis der Hohlheit der konventionellen Sittlichkeit gebracht hat. Keine Spur der Erkenntnis, daß die neue Moral noch auflösender wirkt als die alte. Man glaubt weder an die Möglichkeit einer solchen Verführung noch an ihre befreiende Wirkung.

Damit sind wir schon zu dem Hauptthema von Bonfels gekommen, der Liebe von Mann und Weib. Im „Himmelsvolk“ wird die Liebe als die Blüte aller von Gott gegebenen Freuden mit lichten Farben geschildert. Und im ersten Teil von „Eros und die Evangelien“ liegt ein heller Schein über der tiefen Liebe, die vom Krankenbett eines armen Mädchens ausstrahlt. Hier findet Bonfels eine echte Seelengemeinschaft, nach der er sich oft vergebens gesehnt hat. Aber im zweiten Teil desselben Buches wie in „Bartalan“ und in „Norren und Gelden“ spricht er unverhohlen aus: Jede Frau, die von einem starken und reichen Charakter überwunden wird, erlebt in der Hingabe an ihn ihre wahre Erlösung, ihre Wiedergeburt. Bonfels feiert die sinnliche Seite der Liebe mit uneingeschränkter Gewalt. Es mag ihm wie Schlegel in seiner „Lucinde“ vorgekommen sein, daß die Durchdringung und Verschmelzung des Sinnlichen und Geistigen das höchste Ziel sei; so hat auch Schleiermacher Schlegels „Lucinde“ gewaltig idealisiert, wenn er schreibt: „Der Gott muß in den Liebenden sein, ihre Umarmung ist eigentlich seine Umschließung“. Ungefähr dasselbe meint Bonfels, wenn er sagt: „Der Gott, den man uns lehrt, will uns nur zur Hälfte. Deshalb schämen wir uns vor ihm, wenn wir ganz sein möchten.“ Aber in der Art, wie Bonfels die Liebe darstellt, tritt immer stärker die Sinnlichkeit als das Herrschende hervor.

Es scheint, daß alles, was aus dem Naturtrieb stammt, als solches schon heilig und göttlich ist, weil es uns Menschen mit den tiefsten Quellen des Seins verbindet. Damit triumphiert die Sinnlichkeit über alle sittlichen Maßstäbe. Die Jugend, an die Bonfels sich wendet, kann aus seinen Schriften das Recht aller Zügellosigkeit ableiten. Eine Frömmigkeit, die von der Natur um uns und in uns, von der Welt der Freude und Lebenslust zu Gott führen will, verirrt sich in eine kraftlos sentimentale Gefühlschwärmerei, wenn nicht ebenso stark eine ethische Frömmigkeit den Weg von der Pflicht durch Kampf und Ringen zur Erlösung in Gott weist. Dieser Gefahr ist Bonfels erlegen. Seine Werke führen einen absteigenden Weg. Eine reich begabte Dichternatur verirrt sich immer mehr in den Preis einer durchaus nicht neuen, aber immer wieder bekämpften und überwundenen Votschaft. Das Neue bei Bonfels ist, daß er seine Verkündigung von der freien Liebe mit Bibelworten verteidigt, denen er einen fremden Sinn unterschiebt. Er läßt seinen Bagabunden durch die natürliche Geradheit seines Auftretens überraschend schnell ein Zigeunermädchen gewinnen, das sich ihm anbietet. Sie feiern auf einem Friedhof zwischen Gräbern eine Liebesnacht. In der Morgendämmerung liest er auf einem Grabstein: „Ihr sollt nicht meinen, daß ich euch beim Vater verklagen werde.“ Derartige Verfehrung von Bibelworten wirkt abstoßend. Unsere Jugend wird die Harmonie von Geist und Sinnlichkeit, von Gesellschaft und Individuen nicht finden, wenn die Sinnlichkeit und Rücksichtslosigkeit der Selbstsucht die Führung hat.

Zeitungen / Bielefeld/Westfälische Neueste Nachrichten
1924/Nr. 85

Alfred Günther: Waldemar Bonsels

Bonsels ist Holsteiner; aber, daß er viele Jahre in Bielefeld lebte, rechtfertigt die Aufnahme des Essays in diese Westfalen vorbehaltene Aufsatzreihe.

I.

Das Bild, das unsere Zeit vom Angesicht dieses Dichters bewahrt, zeigt nicht sein ganzes Wesen. Und nicht nur darum nicht, weil das Wesen des Dreißigjährigen sich noch nicht bis ans Ende offenbart hat. Sondern weil der beispiellose Erfolg einzelner Werke des Dichters andere zurückdrängte und einzelne Züge seines Wesens übertreiben mußte, die nun unberechtigt vorherrschen. Wer nur die „Biene Maja“ und „Himmelsvolk“ kennt, um die zwei Bücher zu nennen, die in aller Hände sind, der kennt diesen Dichter nicht. Und so kennt man ihn eben nur als den romantischen Idylliker. Bei keinem Künstler unserer Zeit hat der Erfolg ein solches Mißverständnis gebracht wie gerade bei Waldemar Bonsels. Und das Erstaunen der Maja-Schwärmerinnen möchte ich sehen, wenn sie die erste Gesamtausgabe der Werke ihres Dichters in den Händen hatten und neben den blumigen Idyllen, die sie lieben, die brennenden Abgründe, die brausende Freiheit seiner eigentlichen Welt sich ihnen auftun. . . . Aber selbst der, der die „Indienfahrt“ und die nun vollendeten „Notizen eines Vagabunden“ (in den drei Bänden: „Menschenwege“, „Eros und die Evangelien“ und „Narren und Helden“) als die Hauptwerke erkennt, kennt Waldemar Bonsels noch nicht ganz. Im Zentrum seines Schaffens stehen und bleiben bestehen der „Don Juan“ und die Verse des „Feuers“, ihnen am nächsten verwandt der repräsentativste seiner Romane „Die Toten des ewigen Kriegs“ (nun „Wartalun“ genannt). Denn alles, was in den Hauptwerken der letzten Epoche an beispielmäßigen Gestalten und Ereignissen, Erkenntnissen und Erlebnissen sich findet, einfach und bedeutend, absichtsvoll und tiefbewegt betrachtet und gesagt, dargestellt und erzählt, das wächst gesammelt und triumphierend auf in den Jugendwerken dieser beiden Gedichte und des einen Romans.

II.

Waldemar Bonsels ist kein Romantiker der Idylle, er ist ein Mystiker der ewigen Romantik. Blutverwandt dem Novalis. Und das ist alles.

III.

Er steht in unserer Zeit nicht neben denen, die man heute Neu-Romantiker nennt oder so ähnlich. Er steht gar nicht in der Zeit. Er steht in der Welt.

Er lebt nicht in den Städten, wo der „Geist der Zeit“ lebt, er lebt auf der Erde. Er ist zuhause bei den Elementen und Geschöpfen der Erde.

Er ist kein Schilderer und Erzähler des Sichtbaren, er schildert und erzählt das Unsichtbare. Er schaut durch die Gegenwart und die Nähe der Erscheinungen in das Sein. Er verkündet die eingeborene Gewalt in allen Geschöpfen. Er verkündet Gott.

Er verkündet ihn in den Jubeln und den Grausamkeiten des Schreckens. — Die Sonne braust über die Berge, blüht aus den Tautropfen auf jedem Blumenkelch, trägt die Vögel hoch, dunkel und herrlich schweigt der Wald, ewig stürmt das Meer an die Felsenküste. Und nackt unter den Geschöpfen, die ihm verwandt sind, nackt neben Stein, Pflanze, Tier, steht der Mensch auf dieser Erde. Der Mensch, geteilt in Mann und Frau.

Im lautlosen Jubel des Daseinsglücks ruht das Auge auf dem Getrenntsein der Geschlechter. Bebt hier nicht in endloser Sehnsucht, im Umlangen und immer wieder Lassen, in der Erlösung und der Schuld der Umarmung das Leid der Erde? Das Leid des Da-Seins. Der Kampf, die Erwählung?

Wir sind im inneren Herzen dieser Dichtung. In ihrem glühendsten Kern, im Chaos dieses Vulkans, auf dessen besonnenen, fruchtbaren Hängen die idyllischen Beete der Kinder-Tierbücher blühen.

IV.

Das erste und das letzte Wort dieser Dichtung heißt Liebe. Heißt? Ist Liebe. Und es ist ein In-Gott-Sein. Es ist ein kampfloses Seligsein, unerringbar, unerstrebbar, ein Miteinandersein mit allem, was ist. Eine Gnade. Da wiederholt sich einmal im letzten Stück der „Notizen“ („Gregor“ genannt) das Wort Asjas (dieser ewigen Gestalt): „Vergiß nie, daß wir der Liebe am nächsten sind, hilfloser wir sind“. Und nahe dabei ein Wort, das über dem ganzen Werke dieses Dichters stehen dürfte: „Da die Liebe mich das, Wenige hat erkennen lassen, das mich beschäftigt, so vermag ich sie nicht von den erschauten Gütern zu trennen, die mich erfreuen, immer irre ich in ihre Helligkeit ab, die die vernehmbaren Laute und sichtbaren Gestalten enthebt, und doch macht nur sie deutlich.“

Das ist es, was in diesen Büchern als das Geheimnis zu lesen ist. Hier ist es gesagt, einfach, still, so still, wie in diesem letzten Kapitel, das der Dichter bis heute schrieb, alles gesagt ist. Wie es stiller nicht in einer Gestalt dargetan werden kann. Wie wenig ist in diesem alten Gregor, der einigermaßen närrisch unter all den Figuren des Vagabundenweges steht! Und da steht dieses Wort. Ein Wort, groß genug, ein ganzes Leben rein zu erhellen.

Und neben diesem Narren der Liebe steht Jannot, der Held, „die kalte Kraft der Finsternis in unvermischter Macht.“ Der zerstört, um zu erlösen. Hier im letzten Buche ist er einmal ein Mann, in dem die dämonischen Kräfte der Erde, der Liebe, des Daseins sind. In den „Toten des ewigen Krieges“ ist es ein Weib, jene Afra, auf deren Wappen das Evangelien-Wort steht: „Wer hat, dem wird gegeben. Wer nichts hat, dem wird auch das genommen, was er hat.“ Und so wächst, indem wir das Auge schweifen lassen über diese Landschaften und Gestalten der Erde, die der Dichter beschwört, wächst unter dem Himmelsbogen des Eros und der Evangelien diese Welt empor, die wir leben.

Man muß sehen, wie Don Juan, dieser Kämpfer des Eros, zu dem Geschöpf Gottes wird, (wie „Gott sein Herz in diesem Menschen wagt“). Muß spüren, wie heidnischster Triumph des Geschlechts in allerchristlichster Welt mündet. Muß dieses Jovus-Gesicht erkennen, in dem Herrschaft und Dienst miteinander streiten, um am Ende sich als eines Geistes Geister zu erweisen. Grausamkeit und Demut, Macht und Hingabe, Wollust und Sehnsucht kreisen planetenhaft um das eine Gestirn.

V.

Es gibt wenig unzeitgemäßere Werke als diese Dichtungen. Und das allein war das Erstaunen derer, die darum wissen, daß gerade diese Dichtungen zu den meistgelesenen Büchern dieser Zeit wurden. Und nun darf bekannt werden, daß es ein ganz natürlicher Weg war, als erst die Kinder (mit den beiden Tierbüchern) diese Welt empfangen und bewahrten. Das bleibt ein unbegreiflicher Vorgang. Und unvergleichlich. In diesen unzeitgemäßen

Büchern steht das, was die Menschen von heute suchen, schmerzlicher, zerrissener suchen als je zuvor.

VI.

„Ich erkannte, daß wir im Grunde nichts aufzunehmen vermögen, was wir nicht zu werden bestimmt sind, und daß sich in uns eine eigene Welt heranzubilden trachtet, im Weben aller Welt. Ihrer teilhaftig zu werden im Bewußtsein, erschien mir die Aufgabe und der Sinn des Lebens.“

So spricht heute einer, der herabschaut auf sich selber und der sein eigenes Schicksal kennt, seinen Weg, seinen Tod. Er durchstieß die zweite Sphäre und atmet frei in der Welt der Erkenntnis. Diese letzten Bücher dieser Sphäre fühlen sich kühl an, und wie auf Umwegen kommt ihr Wert zu uns. Aber es ist dasselbe Wort, das im „Weihnachtsspiel“ kindlich spricht:

„Nun weiß ich wohl, wo Bethleem ist
und wo der Heiland geboren,
daß er in aller Liebe ist
und daß kein Herz verloren,
das Liebe fühlt und liebevoll pocht.“

Und das groß und flammend in den „Toten des ewigen Krieges“ brennt: „Wer überwindet, der wird alles ererben.“

VII.

Es ist nicht verwunderlich, daß die Literatur der Zeit mit diesen Dichtungen nicht viel anzufangen weiß. Klassifizieren? Wohin? Einordnen in die Stimmen der Gegenwart? Wie unmodern ist hier alles, wie unartistisch, wie voll Pathos und ohne einen Zug des Mondänen! Keine neue Problematik! Wie uninteressant! Welch bewußter Sprachstil! Wie entfernt vom Jargon der Literatur! Und welche Haltung! Eine ganze Generation ist unterdessen eilig heraufgekommen und wieder mitsamt ihren Werken versunken.

Welche Haltung dieses Dichters! Er fürchtet nicht, sich zu verlieren. Er kennt kein Kompromiß. Kein Weg ist organischer als dieser von der ersten Erzählung „Ave vita“ bis zu „Wartalus“, von den ersten Gedichten bis zum „Don Juan“, von der „Maja“ zum „Weihnachtsspiel“, von der „Indienfahrt“ zum „Vagabunden“. Es ist immer wieder derselbe Weg in dasselbe Reich. Der Weg durch alle Verwirrung und Leidenschaft des Sinnes in das Innere, der Weg durch diese Welt in die andere. „Es gibt einen Weg in die Freiheit“, wird hier verkündet. „Auch für diejenigen, die diesen Weg nicht finden, ist es beglückend, es zu wissen.“

VIII.

Im Angesicht des Dichters ist der große Ernst und die große Heiterkeit derer, die sich ganz der Persönlichkeit zu entäußern vermögen, um in ihrer Hingabe und inneren Schau nur „klares Weltauge“ zu werden. (Schopenhauer sagt das vom Genie.) Noch immer leuchtet in seinen großen hellen Augen das Feuer und das Meer. Das ist das Gesicht eines Menschen, dem nichts erspart blieb, aber der auch bekam, was er wollte. Er ist heute noch schlank wie ein Knabe. Er bleibt jung, denn er verkündet die ewige Jugend. Noch kein Maler hat dieses Gesicht so gemalt, wie es wahrhaft ist. Willi Geiger fand vor Jahren den Ausdruck des Dämons, der damals in dem Don-Juan-Dichter deutlicher als sonst brannte. Und der Italiener Paule hat in einer schönen Kohlezeichnung den leicht geneigten, knabenhaften Kopf mit gesenkten Lidern überm fest geschlossenen Mund gestaltet. Zwei Bilder des Dichters; aber noch nicht das eine.

IX.

Fast hätte ich vergessen zu sagen, daß Waldemar Bonsels, in Holstein geboren, Sohn einer dänischen Mutter, in der alte Oeschlechter erwachten, mehrere Jahre seiner Jugend im Hause seines Vaters in Bielefeld lebte . . .

Sein Haus aber steht seit Jahren am Starnberger See. In Süden die Berge, vor sich die weite, wandelbare Fläche des Sees und seine schönen Ufer, um sich das weite Land, den Wald naht und alle Elemente . . .

X.

„Die Lust, die Lust ließ diese Welt erstehen,
das Licht, das Licht!
Wir sind so schön, als wir die Erde sehen,
und schöner nicht.“

Zeitungen

Innsbruck/Innsbrucker Nachrichten/25.II.1924

Oberfläche treibenden und dann wieder untertauchenden Mentalitäts-
 ströme gewissermaßen in einer Verdichtung ein besonderes Exemplar
 erzeugt, schafft in dem dann eine eigentümliche neue Harmonie, einen Typus
 gen bestimmt und beeinflusst neue Harmonie, einen Typus
 Waldemar Bonsels ist so eine Meisterleistung, fast möchte man
 sagen Weltanschauung. Seine Visionen stammen aus der Normandie,
 aus Flandern, Holland, Deutschland, Dänemark, Griechenland. Man
 der das Blut, aber germanisches Blut. Und wirklich ist in diesem
 Dichter, nicht allein in seinem buntbewegten Leben, dessen Ein-
 tionen in mehreren Erdteilen stehen, etwas von einem germanischen,
 einem arischen Wesen. Die Linien des nirgends Selbsthaften, die
 das Erbe aus verschwebenden Zeitlagerungen ist, die unerlöste
 Wiefall des sich niemals Erschöpfenden und sich nie Wiedergebenden,
 die Vertrautheit mit jeder Zeit und jedem Wind, die feine Kind-
 heit des viel an dem Sorgen der Natur Lebenden, die Neu-
 gierde, unerschöpfliche Fähigkeit und Natürlichkeit des Stromenden,
 dann aber die Erfahrung, Andacht, Ehrfurcht, das viel Lebenden,
 vergessenden Weltwunders und die halb angeflogene, halb aner-
 kogene Kunst der Gestaltung, alles das sind die großen Facetten
 seiner Dichtung, dann aber hat freilich jede einzelne von ihnen
 Abarten, wunderliche Brechungen, leuchtende Schattierungen, denn
 immer wieder, zwar Typus, sich trennen, aber doch nicht erlösend,
 entschließt er der Eitelkeit, anwehnt mit jedem Buche die Gesamtheit
 seiner Erscheinung mit gewissen weitläufigen Betrachtungen, ohne
 ie die Grenzen seines schon in sich gerundeten Bogenes zu verlassen
 Wie seine Bücher*) stehen neben dieser Zeit, also bei den guten
 oder zumindest gültigen Menschen. Mit dem Geräusch des Tages
 haben sie kaum den Ur laut gemeint, aus dessen Klingen jeder
 Reiz für die Gehörsempfindungen kommt, sowohl Musik als auch
 Wärme. Es scheint als verweise sich in ihm manchmal die ständige
 gegogene Linie zwischen Wirklichkeit und Vision, besonders dort,
 wo er, ferne dem Menschen, nur eine große Natur um sich hat.
 Aber er vertieft sich nicht an die Einzelheiten, auch in der Land-
 schaft greift er über das Wesentliche des Seelischen nicht hinaus
 und so haben seine Dichtungen auch noch im Traumbereich, im
 fahnen, im Gange etwas Selbes gleichsam nicht sichtbar, aber doch
 sichtbar. Sogar das: den Willen des Schöpfers. Immer wird der
 Stoff gewollt, niemals trägt er den Dichter. Wie begerbt und flug
 ist die Geschichte von den "Menschen der Welt" erzählt,
 dann jenes herrliche Buch vom "Himmelsraum", den Tieren, Blumen
 und Gott gewidmet. Es ist durchaus kein Zufall, daß es geliebt
 scheint allen Lebensaltern. Mit einem nur im Begradeten stehenden

*) Erschienen im Verlag Mitten & Loening, Frankfurt a. M.

Waldemar Bonsels.

Waldemar Bonsels in Innsbruck.

Waldemar hat irgend einmal geschrieben: "Die Darstellung des
 Gemütes muß, wie die Darstellung der Natur, selbstständig, eigen-
 tümlich, allgemein, verknüpfend und schöpferisch sein. Nicht, wie
 es ist, sondern wie es sein könnte und sein muß." Dieses
 Bestreben, in dem sich die Bestimmung eines Dichters mehr als
 erfüllt, könnte auch über dem Lese stehen, durch das der Weg in
 das Reich Waldemar Bonsels führt. Er ist zu einem sich
 treu bleibenden Typus geworden und aus der klaren Entfaltung
 seiner reinen, reichen Kunst ist wohl auch sein ungeheurer Erfolg
 zu erklären. Hier ist einer, der inmitten von bedeutenden Mängeln,
 von raffinierten Konstruktoren, von gewissen Künstlern, denen sich
 jedes Werk logisch auf seinem Wege baut, gleichfalls mit ihnen
 zu einem außergewöhnlichen Ergebnis gelangt. Aber von Gnaden
 des Lebens und Erlebens. In ihm ruht das gegenwärtige
 Blut, das man sich denken kann, er ist eingeordnet in den unge-
 heuren Strom, der aus jedem neuen Tage in die Zukunft geht.
 denn seine Romantik ist nicht eine Romantik des sentimentalen
 Bergens, der sentimentalen Empfindsamkeit, sie ist die lächelnde Unbe-
 klammtheit aller im tiefsten Grunde der Seele Reinen. In diesem
 Dichter ist eines jener menschlichen Prachtworte mitschlag, die mit
 jedem Zustand über keine jenseitige Oberfläche hinauswachen, die
 sich regeln nach der Notwendigkeit des Augenblicks, in einer
 geradezu animalischen Anpassungsfähigkeit, die aber dennoch eigen
 bleiben, an denen die veränderlichen Einkünfte ablesen, wie Wasser
 am Delfin. Sie entspringen aus inneren Kräften und Anlagen, sie
 heraus, sie brauchen Umgebung und Erlebnis nur als Anregung, sie
 werden niemals abgetrieben von einer Linie, die ihnen durch eine
 gewisse Berührung und Zerstreuung, sowie Kraftanregung vortreibt, seit
 Verändern vorgewiesen ist.

Es gibt Menschen, und gerade unter den schöpferischen eine nicht
 geringe Menge, die Blut, Gefühle und Geistesströme ihres Ge-
 schickes aus den veränderlichen Zeiten in sich vereinigen, in denen
 die Durchdringung all der da und dort nachwirkenden, bald an die

Fortsetzung Seite 59 a

Instinkt hält sich da wie dort Anekdote und Form an jener geheimnisvollen Scheideleiste, an der sich die Lebensalter in Dingen der Anschauung und des Gefühls berühren.

Böllig erfüllt scheint seine Erscheinung in dem Reisebuche von der „Indienfahrt“. Auf den geringsten Apparaten der Neuherlichkeiten gestellt, in einer absichtlich kargen Regie von Handlung, wölbt es sich zu einem hohen Bilde über das asiatische Wunderland. Das unsagbare, seltsame Geheimnis des schillernden Orients, die Entbundenheit einer noch durch nichts getriebenen Natur, der wilde Trotz einer grausamen Jungfräulichkeit, sie erfahren durch ein heißes Herz und einen kühlen Kopf, durch leidenschaftliche Demut, glühende Sinne und abwägende Prüfung an Objekt und an Wirkung eine Darstellung von unerhört zwingender, im wahrsten Sinne hinreißender Kraft. So sehr dieses sonnenheiße trunksene Buch von Indien, wohl das an Saft reichste, das je über dieses Band gedichtet wurde, seine Wurzeln auch ins Seelische hinabtaucht und von dort seine Nahrung saugt, so sehr es sich über die Gegenständlichkeit hinaus in das Esoterische erhebt, es ist trotzdem noch immer ein Buch der Sinne, der Augen. Böllig dahin entrückt, wo er seine Heimat in einer immer wieder aufstingenden Sehnsucht wähnt, in einem Zustand entsinnlicher Erhöhung, läßt er in seinen „Aufzeichnungen eines Vagabunden“, den Bekenntnissen „Menschenwege“ und „Gros und die Evangelisten“ den Sinn jeder Wanderung ahnen: das Ziel. Und so enthüllt sich denn darin, daß nicht die Unruhe des Rastlosen, des immer wieder Menschen und Orte wechselnden, dessen Prozeß auch er durchschreiten mußte, Sinn, Genügen und Genuß des Wanderers ist, sondern das ertämpfte, erworbene, verdiente Ende. Auf dem Wege dahin aber, durch Sünden, Lüste, Buße, vorüber an Heiligen, Narren und Lumpen, Gebenedeiten und Verstoßenen, gelangt er allmählich zu dem Ethos, der Unruhe: sie zu leiden, ja sie zu suchen, um willen einer möglichen Erhöhung. Aus dieser religiösen Romantik heraus, aus einer klugen, aber nirgends doktrinär ausgelegten Inbrunst, ist damit aber auch unserer schmerzlichen Gegenwart eine Weisheit und ein Trost gesprochen. So ferne er allen zeitlichen Erscheinungen entstrebt, so gewiß kehrt seine Lehre auf Umwegen wieder zu ihnen zurück, in der bei diesem an Geist und Herz gleich erlesenen Dichter wohlbewußten, Absicht einer höheren, reineren Zweckhaftigkeit.

Die deutsche Gegenwart hat wenige Dichter von so lebendigen und dabei so gebändigten, einer tieferen Notwendigkeit eingeordneten Sinnen, außer ihm aber sicher keinen, in dem sich eine Mischung von Fanz zum Wirklichen und Neigung zu mystisch Verlebenden so glücklich vollendet.

Josef Friedrich Bertoni.

Vöns und Bonsels

(als Beispiele entgegengesetzter Naturbetrachtung)

von Dr. Max Brie.

Sermann Vöns, der kaum vergleichbare Schilderer der Heide, ist Naturwissenschaftler und Jäger. Durch Beobachtung ihrer Einzelheiten ist er mit der Natur vertraut geworden. Und nachdem er um die Eigenart aller Lebewesen wußte, ward ihm das Bild einer Landschaft auch in seiner Gesamtheit lebendig. Fast nie aber ist er intuitiver Gestalter der Stimmung einer solchen Gesamtheit: erschöpfend in knappsten Worten. Auch wo seine Technik ihren Höhepunkt fand, wo Mensch und Natur ursächlich sich ineinander spiegeln, zusammenhängen, und wo er es dann vermag, mit zwei, drei Worten den äußeren Sinnesindruck einer Waldstelle beispielsweise anzudeuten, auch dort verleugnet sich die erste Einstellung, die natürlich als ein Ausdruck seiner Veranlagung anzusehen ist, kaum. Sie vereinte sich in den früheren Schriften in ein fast trocken anmutendes Aufzählen und formal durchaus unbeeindrucktes Aneinanderreihen von (naturwissenschaftlich sicherlich einwandfreien) Einzelbetrachtungen.

Bei Bonsels nun läßt sich aus seiner innigen Vertrautheit mit der Natur ein bedeutend weniger theoretisches und müheloses Kennenlernen schließen. Nur: wie er uns in seinen Schriften gegenübertritt, scheint ihm von vornherein die Ahnung eines großen Zusammenhanges eigen gewesen zu sein. Dabei besaß er das, was man mit künstlerischem Empfinden und künstlerischem Ausdrucksvermögen ungefähr andeutet, von vornherein in weit höherem Grade, als selbst der spätere, geschweige denn der frühe Vöns! Was nicht hindert, daß seine ersten Erzählungen noch ziemlich hilflos an der Natur herumtasten und im Bemühen, mit zwei, drei Worten eine Gesamtstimmung einzufangen, weder tiefer empfunden noch auch nur formal künstlerisch gestaltet wirken. Je mehr Einzelheiten er aber erkennt, desto wärmer fühlt er das Sichzusammenfügen der gesamten Natur. So ist seine Darstellung von Einzelheiten nie (wie bei Vöns so oft) eine lebendige und bunte Photographie, die nichts anderes will, als das Geschilderte sympathisch und anschaulich machen, sondern immer ist gleichzeitig ein Ahnenlassen der großen Schöpfung, die hinter und in diesen Einzelheiten steht, sein Ziel; demgemäß, und damit kommen wir zur Technik der Naturschilderung überhaupt, ist ihm Darstellung nie Selbstzweck. Er will rührbar machen, und deshalb findet sich bei ihm die selbständige Naturschilderung nicht. Den mannigfachen Heidebildern, in denen sich der Künstler Vöns weit stärker zeigt als in den Jagdgeschichten, hat Bonsels nichts Gleichartiges gegenüberzustellen. Erst im Tierroman bemühen sich beide wieder um den gleichen Stoff. Und wieder offenbart sich der ganze Unterschied im Ausgangspunkt, und in der Wirkungsabsicht. Auch dort, wo bei Vöns Symbolisches hinzutritt (die Brennhexe im „zweiten Gesicht“), liegt die sichere und vollständige Anschauung zugrunde, die eine Legende genau durch das künstlerisch gestaltet, was diese Legende entstehen ließ, durchaus impressionistisch. Wie verleugnet sich ein gesundes und gewiß feinsinniges, aber doch eher volks-

tümlich derbes als ästhetisch bewußtes Empfinden. Bonsels möchte, wenn man so sagen darf, das Leben seiner Biene Maja von innen heraus beleuchten, Vöns sieht in seinem Mümmelmann (der schönen, noch viel zu wenig bekannten Geschichte von dem alten, heldenhaften Hasen) den Kampf der Natur. Er denkt nicht daran, seelenvolle und mystische Dinge dahinter zu suchen. Lebendig und anschaulich, ohne Pathos und Sentimentalität, aber auch ohne die Wehmut und die Schönheit eines tiefer Schauenden, wirklich dichterischen Empfindens ist ein Tierleben gesehen. In dem ewigen Kampf siegt die Kraft und die Gewandtheit. So viel Schönes auch gefühlt ist: die Kugel des Jägers, die Kraft des Stärkeren endet es ohne Bedenken und eigentlich fast auch ohne Schmerzliches oder Trauriges dabei empfinden zu lassen. Sodann können Einleitung und Schluß eines Prosastückes Gelegenheit sein, die Erzählung, die einer ganz anderen Angelegenheit gilt, durch eine kürzere oder längere Naturschilderung abzurunden und emporzuheben. Das ist ganz das Feld von Bonsels. Er verzichtet nur selten darauf, die Stimmung, die über dem Ganzen liegen soll, durch eine Naturschilderung an- und ausklingen zu lassen. Ja, er unterbricht häufig den Gang der Erzählung, um irgend etwas aus der Natur zu erzählen, das zunächst nur den örtlichen und zeitlichen, sodann aber auch den stimmungsgemäßen Hintergrund von neuem bewußt machen, die innere Lebendigkeit, die Schaubarkeit des Erzählten steigern soll. —

Möglich ist hier eine Angabe mit viel Realistik, die häufig in allerloosestem inneren Zusammenhang mit dem Erzählten steht, sodann ein Herausgreifen besonders charakteristischer Einzelheiten, weiter ein visionäres Schauen und schließlich eine reine Stimmungsandeutung, die auf objektive Richtigkeit keinen Wert mehr legt. Selbstverständlich findet sich diese Technik, die Natur in eine Erzählung hineinzu ziehen, auch bei Vöns. Nur, daß er seinem ganzen Schriftstellercharakter gemäß längst nicht so geschickt nach artistischen Gesichtspunkten verfährt, und vor allem nur selten durch die Wortwahl die Suggestiowirkung erreicht, die Bonsels recht oft gelingt. — Eine dritte, seltenere Möglichkeit der Naturschilderung wäre, daß die Natur als Vergleich oder Gleichnis gewissermaßen beiläufig herangezogen wird, d. h. ein Bild aus der Natur dient dazu, ein Wesen oder eine Stimmung zu versinnbildlichen, ohne irgendwie eigenen Wert zu beanspruchen. Sicherlich ist die Tatsache, daß Vöns und Bonsels verhältnismäßig häufig zu solchen Vergleichen aus dem Leben der Natur greifen, ein Zeichen der Vertrautheit mit ihr. Denn auch der Schriftsteller nimmt naturgemäß Vergleiche am liebsten daher, wo ihm die meisten Einzelheiten lebendig sind. Wohl kann Vöns lehrhaft trocken sein, künstlerisch ein wenig primitiv, wenn er einmal in der Schilderung über die Lautmalerei des Vogelrufs nicht hinauskommt. Aber Hohlheit hinter klangvollen Naturbildern wird ihm wohl nie vorzuwerfen sein. Die Frage, wer der tiefere von beiden ist, ist schwer zu beantworten. Die Antwort kann nur sein, daß jeder durchaus eigen und in seiner Art etwas Geschlossenes (d. h. durchaus nicht etwas Vollkommenes!) bedeutet. —

Als Gemeinsames wäre allein festzuhalten, daß beiden in der Natur das liegt, was man mit Religion etwa bezeichnen könnte! Für Bonsels

allerdings weit mehr als für Vöns, wie jener es auch sehr häufig, dieser nur selten ausspricht. Sodann verkörpern diese beiden Schriftsteller in ihrem Schaffen die zwei Möglichkeiten, mit der als wesentlich (d. h. als wichtiger Teil des Lebens) erkannten Natur vertraut zu werden. Für Vöns ist die Heide z. B. eine Gelegenheit, den Blick für das Ursprüngliche, das Gesunde und das Bleibende gegenüber der Kleinheit des Tages neu zu schärfen. — Eine Gelegenheit, die er ganz auskostet, um sodann wieder gestärkt in sein eigentliches schaffendes Leben zurückzukehren. Im tiefsten Grunde ist Bonsels hier anders eingestellt. Er ist, möchte man sagen, durchaus Metaphysiker, während Vöns hier geradezu als das Beispiel eines Positivisten erscheint. Dem einen sind Naturschilderungen ein Sichversenken in den großen heiligen Schöpfungswillen, dem andern ein Verweilen bei schönen, freundlichen Erinnerungen. Vöns kommt von der Natur her, er ist ihr Herr, mindestens aber ihr gleichgestellt, der sie überwand, seit er bewußt streben lernte. Bonsels ahnt in der Natur und allen ihren Erscheinungen das Brüderliche (in der Richtung des Zieles), die letzte Heimat, sie will er sichtbar machen, wenn er jene schildert. Er kennt die beschauliche Gemeinschaft mit dem Leben „der großen Natur.“ Bei Vöns ist es ein Sichhinneigen, nie aber ein Darinsein, ein Sichaufgeben. So offenbart sich, was gezeigt werden sollte: Vöns und Bonsels sind als Naturschilderer Verfechter zweier Weltanschauungen, beide lebenswert, weil sie den Strom der lebendigen Natur gespürt, und interessant, weil sie ihn auf zwei so verschiedenartige Weisen uns nahebringen.

Zeitungen

München / Münchener Neueste Nachrichten / 23.11.1925 / Nr. 263

B O N S E L S

Ein Bild des Dichters

Von Karl Kneinfurt

Schon nach der Lektüre weniger Seiten von Waldemar Bonsels steht man im Bann einer vollreifen, das All erschliessenden Kraft. Dies rührt daher, dass sich des Dichters Gestalt und Werk in jedem Augenblick unwillkürlich aus zwei Quellen speist: aus Natur und Geist, deren Wesen es in höchster Lebensfülle ausstrahlt. Bonsels ist primitiv im Sinn einer blutwarmen Naturnähe und glühenden Geistesunmittelbarkeit. Er ist triebselig und geistestrunken in allen seinen Lebensäusserungen, ein Mensch, in dem und durch den das Allmenschliche sich rein und stark offenbart.

Mit dem Hinweis auf das gleichgewichtige Nebeneinander der Kraftzentren von Natur und Geist ist die entscheidendste Tatsache der menschlichen und künstlerischen Struktur von Waldemar Bonsels aufgezeigt. Von dieser Tatsache aus ist alles weitere, was über den Dichter gesagt zu werden vermag, abzuleiten und zu verstehen.

Schon in seinen F r ü n w e r k e n ringt er sich zu jenen Ur-Gegebenheiten seines Wesens durch. So schemenhaft die Gestalten dieser Bücher ("Leben, ich grüsse dich", "Der letzte Frühling", "Blut", "Der tiefste Traum") auch noch gezeichnet sein mögen - in einem sind sie bereits stark und gross: in dem Trieb, bei sich einzukehren, um aus der eigenen Tiefe und Kraft heraus zu leben und zu bestehen. Ihre romantische Selbstanalyse zersetzt sie nicht, sondern lässt sie finden, was ihr Teil ist: sie rühmen "das Eigenste als das Edelste", es gibt für sie "keine grössere Sünde in der Welt als den Ungehorsam gegen ein starkes Gefühl", sie wollen "keinen anderen Halt als ihr glühendes Herz". Wenn sie untergehen, geschieht es nur deshalb, weil sie nicht teilhaben an der Grundspannung des Allmenschlichen, weil ihnen das Schicksalsgeschenk vor-enthalten ward, reich an Natur und Geist zu sein - wenn sie siegen, siegen sie nur deshalb, weil in ihnen sich Natur und Geist zu voll-

endeter Harmonie starken Menschentums, fruchtbaren Schöpfungstums zu fügen beginnt.

Alle - Sieger und Besiegte - stellen schon die Frage nach der Erwählung. Diese erscheint zunächst als Äusserung eines höchstgesteigerten Individualismus: das Ich sucht sich seines eigenen Wertes und Bestandes zu vergewissern. Aber es ist bezeichnend für Waldemar Bonsels, wie früh sich bei ihm schon die Überwindung des Individualismus anbahnt: in den Antworten, die seine Gestalten sich geben, lässt er durchblicken, dass im Kampf um die Gewissheit der Erwählung das Ich zugleich und vorherrschend um eine Verankerung seiner Wesenheit in einer höheren Macht ringt, die jenseits aller Ich-Beschränkung liegt und eine schier metaphysische Wirklichkeit besitzt. Es dreht sich für seine Gestalten immer mehr um die rechte Einstellung und Haltung dieser Macht gegenüber - und hier schon wird von dem Dichter die Lösung gefunden, dass sich der grosse Mensch in seiner Medialität vollendet: Empfängnisbereitschaft, Ehrfurcht, Demut, Geduld, Gehorsam und Hingabe werden zu entscheidenden Merkmalen seiner Beschaffenheit.

Je mehr seine Gestalten in der Folgezeit sich in dieser Beschaffenheit sichern und gründen, um so reinere Repräsentanten des Allmenschlichen werden sie. Ihre Selbstschau wird zur Weltschau, ihre Selbstgestaltung zur Weltgestaltung. Dies zeigt sich schon in den *W e r k e n d e s Ü b e r g a n g s* ("Feuer", "Wartalun"; die Naturbücher: "Biene Maja", "Himmelsvolk", "Anjekind", "Indienfahrt"). Hier sind zunächst die letzterwähnten Naturbücher nach Form und Inhalt bedeutsam. Das dämonische Element der Natur, das sonst den Dichter bedroht, wird ihm in den Märchen der "Biene Maja" und des "Himmelsvolkes" zu einem heiteren, göttlichbefreiten Spiel, er weiss sich so eins mit den Geschöpfen der Natur und den Kräften, die sie jeweils erfüllen, dass er mit ihnen wie ein Kind spielt - zur Freude aller, die mit ihm entspannt aufatmen nach schwerem Erleben und Bestehen der furchtbaren Sphinx des Dämonischen. Doch schon wieder im "Anjekind" und erst recht in der "Indienfahrt" nimmt das Naturerlebnis des Dichters seine ernstesten tragischen Züge an. Da ist alles wieder in die Tiefe letzter Entscheidung gebannt, alles wieder in seiner strengen Bezogenheit auf die Gestaltwerdung des Allmenschlichen geschaut. Diese hervorragenden Werke sind kosmische Legenden des von der Gnade der Natur und des Geistes erwählten Menschen, der sich aus der Naturgebundenheit zur Freiheit des Geistes erhebt. - Auch die Schlossgeschichte

"Wartalun" rührt an die gleichen Probleme, allerdings nicht mit der gleichen Prägnanz und Plastik der Erkenntnis und Gestaltung. Afra und Benvenuto Paule, die führenden Personen, sind grosse Typen der Naturvollendung und der Geistvollendung, sind Träger und Symbole kosmischer Gewalten: wie denn das ganze Werk bei aller zeitlich-räumlichen Milieuzeichnung kein Roman ist, sondern eine legendäre Dichtung grossen Stils voll leidenschaftlicher Glut.

In den *W e r k e n d e r R e i f e* ("Aus den Notizen eines Vagabunden": 1. Teil: "Menschenwege", 2. Teil: "Eros und die Evangelien", 3. Teil: "Narren und Helden"; "Norby", dramatische Dichtung, "Don Juan", epische Dichtung) - entfaltet Waldemar Bonsels ein Höchstmass künstlerischen Könnens. Zumal in den "Notizen eines Vagabunden" findet er seinen Stil: den Stil der grossen Legende des Allmenschlichen. Hier erst ist aller gedankliche und aller Erlebnisstoff völlig geklärt und durchleuchtet von dem schöpferischen Herz. Hier erst bewegen sich die Kräfte seines Wesens völlig ungehemmt in freiem, grossem Spiel und klingen zu reiner Harmonie zusammen. In den Gestalten des Vagabunden und Don Juans hat Waldemar Bonsels vollendete Repräsentanten des Allmenschlichen geschaffen. Man wird ihnen gegenüber irren, wenn man das Stoffliche, Erzählbare ihres Erlebens für das Wichtigste hält - aufs Grosse gesehen, ist einzig und allein wichtig nicht die Fabel, sondern die Form, die Erkenntnis ihrer Beschaffenheit, ihres Seins, das sich in Aktion und Reaktion auf die Erscheinungen des Lebens in seiner ewigen Werthaftigkeit offenbart. Was sie *s i n d*, wird indessen nicht als Lehre, zur Nachahmung von dem Dichter vorgetragen, sondern eben als eine Offenbarung des Absoluten uns geschenkt. Ihn bewegt keine andere Absicht - vorausgesetzt, dass man sein letztes Motiv überhaupt eine Absicht nennen darf - als *d i e* : Licht zu sein in dem Dunkel der Zeiten, zu erfreuen und zu trösten durch Kraft und Schönheit.

Den hier kurz skizzierten Werken des Dichters ist eine unvergleichliche Wirkung auf das deutsche Geistesleben des letzten Jahrzehntes und auch auf weiteste Kreise des Auslandes beschieden gewesen, eine noch stärkere Wirkung - nun in die Tiefe - steht ihnen bevor. Ich möchte meine Betrachtung schliessen mit einigen Worten aus einer kleinen, kürzlich erschienenen Arbeit, in der - so weit mir bekannt ist - zum erstenmal der Versuch unternommen wird, das Schaffen von Waldemar Bonsels im Rahmen der europäischen Geistesgeschichte zu würdigen - ich meine das Geleitwort, das

Dr. Reinhold Bulgrin seinem glänzend komponierten "Vagabundenbrevier" (Literarische Anstalt Ruetten & Loening, Frankfurt a.M.) mitgab. Er sagt dort: "...Dass gerade die reifsten Werke des Dichters - im Vergleich zu denen, die ihn berühmt machten - trotz aller Verbreitung noch nicht das Verständnis gefunden haben, das ihnen zukommt, ist im Urteil derer, die in seiner Welt leben, nur eine neue Bestätigung für die überragende Höhe und die vielen unfassbare Schwingungsweite seines menschlichen und künstlerischen Genies, noch mehr: die Gewähr für die Sicherheit seiner Fernwirkung auf Zeitepochen, die wir Heutigen kaum noch erleben dürften. Denn, um es kurz zu sagen: Der Kampf um Waldemar Bonsels ist für den geistigen Menschen der Kampf um die Weltanschauung des 20. Jahrhunderts.

Waldemar Bonsels über sein neues Buch „Mario und die Tiere.“

Von Lothar Drosenovich.

2. Rässig, mit seiner geliebten Pfeife im Mund, sitzt er in einem bequemen Stuhl, anzusehen wie einer jener Engländer, die ebenjüngig zwanzig wie vierzig Jahre alt sein können. Sein vorsichtig, fast zart geformter Schädel ruht in der knöchernen Hand des aufgestützten linken Armes. Um seinen eigentümlichen Mund spinnen die Jahre doch schon langsam leise ihre Fäden. Aber aus seinen nordisch-grauen Augen schimmert die werdende Klarheit eines Manneslebens, die Gewißheit gibt, daß die Jahresfurchen um den Mund nie bitter werden können, sich vielmehr immer klarer in ein sparsames Lächeln lösen, welches für ein Mannesgesicht wohl der schönste Ausdruck ist, den ihm das Leben zu gewähren hat.

Er ist versunken an diesem Sonntag mittags, an dem eine klüßliche Frühlingssonne unschlüssigen Denaregen weicht und an dem die ganze Stadt ihren großen Toten — Beethoven — feiert. Waldemar Bonsels ist einer jener seltenen Menschen, bei denen Blick und Stimme, wenn sie sich nicht verstellen müssen, eins sind und sich irgendwie aus Tiefe rührend ergänzen. Seine Stimme hat keinerlei Härte, so sie ist in ihrem Tönen vielleicht sogar von einer leichten Müdigkeit umflost. Aber es ist eine Müdigkeit, die in allen lebhafteren Momenten verrät, daß kraftvolle Gewalt unter ihr verborgen ist. Etwas wie die Gewalt eines, der einem sehr alten, körperlich nicht mehr allzu tüchtigen Gelehrten, entkammt, bei dem aber das generationentiefte Wissen um Recht und Unrecht, um Hoff und Liebe, um Kränkung, Trauer und Trost, um alles was zwischen Menschen sich spinnt, eine innerlich wachsende Steigerungsmöglichkeit enthält, die in seltenen Augenblicken wie eine steile Flamme aus ihm schlägt, im widersprüchliche Kraft aus dem Nichts schaffend.

„Natur ist eine Grundlage — aber sie ist keine Lebensaufgabe“, beginnt er langsam. „Als ich das Buch begann und den kleinen Mario in seine Welt stellte, ahnte es mir seine und meine einzige Aufgabe zu sein, ihn diese Welt und die Wesen des Waldes — das Gelernte — erleben zu lassen, ihn mit ihnen leben zu lassen und

die Natur nur durch seine kleine Seele, frei von allem trübsigen Lebenswissen, selbst als Kind die Natur zu erleben. Ich habe nie daran gedacht, daß Mario seinen Waldsee und seine Tiere verlassen könnte, um in die Menschenwelt zu gehen. Aber bald wurde mir klar, daß es anders kommen würde. Als ich die letzten Blätter des Buches schrieb (dabei wies er mit seiner Gebärde, in der eine verhehlte Trauer lag, auf einen Pack Maschinbogen, die seitwärts auf dem Schreibtisch lagen), da trat eine Frau in das Leben des kleinen Mario, nach deren Hand er griff, und ich wurde mir bitter bewußt, daß ich ihn würde zu den Menschen gehen lassen müssen. Daß es sein Recht sei, dem ich nicht widerstreben dürfte und auch nicht widerstreben konnte. Damit aber wurde mir auch klar, daß aus diesem Buche drei Bücher werden würden — man nennt es wohl eine Trilogie: „Mario“, „Mario und die Tiere“ und „Mario und die Menschen“ kommen. Erst Mario und der Tod wird ihn wieder zu mir, wird ihn heimführen. Doch das sind vorläufig erst Pläne. Mario mit seinen Tieren geht jetzt mit Beginn des neuen Monats an den Verleger. Was dann kommt? Arbeit und viel Kampf mit mir selbst, bis alles wieder so klar ist, daß es niedergeschrieben werden darf. Vielleicht in diesem Jahr schon soll ich nach Indien, eingeladen von einem Manne aus der Bewegung Mahatma Gandhis, um das gewaltige Rätschen und Branden eines Millionenvolkes zu hören und eine Deutung zu versuchen. Sie können sich denken, daß mich dieser Gedanke bei Tag und Nacht beherrscht. Wen wohl könnte eine solche Aussicht auch loslassen!

Jetzt daheim in Ambach, als ich an dem Buche schrieb, war mein Leben wie das des kleinen Mario. Kennen Sie den Starnberger See? Nein, — nun das ist kein See wie ein anderer. Wie eure Gebirgsseen etwa. In Ambach sind Wasser und Erde eins. Flach zieht das Ried herauf aus ferner Weite. Wehrhaftes Schilf steht auf, in dem die Winde rasseln, wie in einem Wald von Speeren und dahinter — grau, blau und weit, mit jagenden Wolken darüber — der See. Dem, der am Ufer steht, scheint's eine riesige Schale, die zu voll gegossen. So ungestüm bedrängen Wind und Welle das Land. An diesem See habe ich nun monatelang gelebt. Morgendlich — abendliches Ufer war mir so tief vertraut, wie amends Nacht, in der die Wildenten leise quarren und Taucher rufen. In Wind und Sonne lag mein Boot, über die verschleierte Bläue und ich fenne alles Lebendige, dem der See Leben und Heimat ist. Wie unbeschreiblich schön das Morgenlied des kleinen Mohrküners ist, hat mich erst Mario gelehrt. Nun kehre ich heim zu ihm, um mit ihm weiter zu leben, an ihm weiter zu schaffen, vielleicht treibt auch mich sein neuer Weg von See und Schilf, von Wind und Welle nach den Städten. Das kann ich heute noch nicht sagen.“

Waldemar Bonsels wird leichtthin ein Modeschriftsteller genannt, ist aber doch mehr. Das drängt sich jedem auf, der mehrere Werke des Dichters hintereinander liest und gewahrt, daß in ihnen Zusammenhang und Entwicklung ist. Einen guten Überblick über des Dichters weltanschauliche Entwicklung bietet Hanns Martin Elster in einer Einleitung, die einem vorzüglich zusammengestellten Sammelband der Deutschen Buchgemeinschaft vorausgeschickt wird.

Tiefer dringt in die Fragen ein Fritz Adler in einem Büchlein, „Waldemar Bonsels,

sein Weltbild und seine Gestalten“. Ähnlich wie bei Dehmel, so lebt auch hier in urtümlicher Stärke der Erdgeist und das Reich des Ewigen. Zwischen beiden wandern die Menschen, deren uns Waldemar Bonsels eine große Fülle bietet. Immer erfaßt er ihr Sein von seinen beiden Polen aus, und alles drängt zu einer Lösung, die von Adler sehr gut gegen Stefan George etwa abgegrenzt wird. Bei Stefan George endet die Schau in dem vergotteten Leib, bei Waldemar Bonsels aber werden wohl auch beide Seiten bejaht, aber die eine wird „Stufe zur andern“. Adler sagt darüber: „Im Gegensatz zu Georges antiker Lösung ist hier wieder die germanische, gotische Lösung gefunden. Denn das deutsche Mittelalter war keineswegs nur mönchische Weltflucht und -verneinung — diese sind nur die letzte gewaltsame Steigerung einer Wesensseite —, sondern gerade erst die stete Grundspannung zwischen Erde und Geist war der fruchtbare Boden, aus dem die mittelalterliche Kultur emporblühen konnte. Ausdruck dieser gotischen Seele sind aber in gleicher Weise der Kathedralbau, das Klosterleben und der Marienkultus wie auch das schwererfrohe Ritter- und Wikingertum, das großartige Kolonisationswerk des Ostens und die kraftvolle Machtentfaltung des jungen Bürgertums. Die Synthese von Germanentum und Christentum fand hier zum erstenmal Gestalt in der Grundspannung von Erdkraft und Geistkraft. Denn das Mittelalter diente der Erde und erlitt sie, darüber hinaus aber sang es in seinen Domen das unvergängliche, ewige Lied Gottes. In ihnen sang sich die himmlische Ungeduld dieser großen Epoche heim zu Gott.“

Leider fehlt in diesen Büchern jede kritische Einschränkung. Es wird ein Weltbild hingestellt, und man schreitet fort zu einem andern. Uns bleibt noch die Aufgabe, alle diese Weltbilder im Zusammenhang des einen großen Weltbildes zu sehen, das eben das Weltbild Gottes ist. Waldemar Bonsels ist stark bestimmt durch den Gegensatz zu der „rationalen“ Zeit und drängt überall zurück ins Kosmische. Was immer lebt und „wesenhaft“ lebt, das wird Gegenstand seiner Darstellung. Eine Moral gibt es in dieser Auffassung nicht, die nur verlangt, daß alles sich selbst und seiner innersten Bestimmung getreu bleibe. Das wäre so etwas wie eine wurzelhafte Ethik. Es mag auch noch zugestanden werden, daß in der Reinheit einer interesselosen heiligen Stimmung am ehesten noch das innere Gesetz offenbar wird. Aber die geistige Welt ist damit nicht fest genug gegründet. Ihr fehlen die starken Imperative gegen die Dämonen. Und so sinkt das Werk eines Dichters, den wohl ideale Sehnsucht erfüllt, doch stark ins Sinnenhafte und geradezu Animalische. Dieses wieder offenbart sich nicht in seiner eigentlichen Dämonie, die in der Schuld liegt, und so bietet es sich gern dem vergoldenden Hauch einer abendlich wehmütigen Stimmung. Das ist die indische Gefahr dieses an sich so deutschen Dichters und seines noch so idealen Vagabundentums.

Adler, Fritz: „Waldemar Bonsels, sein Weltbild und seine Gestalten“. Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1925. 8°. 133 S. Geh. 3 Mk., geb. 5 Mk.

Bonsels, Waldemar: „Der Wanderer zwischen Staub und Sternen“. Deutsche Buchgemeinschaft, G. m. b. H., Berlin. 8°. 370 S.

Schriften/Gütersloh/Der Geistekampf der Gegenwart/
Monatsschrift für christliche Bildung und
Weltanschauung./1927/Heft 8

Waldemar Bonsels' Weltanschauung.

Von Pfarrer Graßhoff, Nauen.

Bonsels' Weltanschauung ist eine Antithese zum Rationalismus. Dies ist der Schlüssel zum psychologischen Verständnis seiner Werke. In der Konsequenz, mit der er die Antithese durchführt, liegt seine Größe und seine Schranke.

Die ganze Geistesepoche der letzten drei Jahrhunderte trägt ein vorwiegend rationalistisches Gepräge. Sie ist insofern eine einheitliche, als sie den Menschen mit einem ungeheueren Maß von Aktivität ausstattet. Der Rationalismus ist eine aktive Weltanschauung, nicht nur weil er zum Moralismus führt, sondern vor allem in theoretischer Beziehung. Nach seiner Meinung besitzt der menschliche Geist schöpferische Kraft und gestaltet von sich aus die Welt. Die auf den Thron gehobene Vernunft reiht das Weltall an sich, dergestalt daß die Welt schließlich sogar nur als ein Produkt des menschlichen Geistes angesehen werden konnte. Die Welt wird immer kleiner, der Mensch immer größer, und die letzte Folgerung dieser Weltanschauung ist in theoretischer Hinsicht der Solipsismus. Praktisch aber wird das Handeln des Rationalisten durch den Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit bestimmt.¹⁾

Bonsels dagegen ist eine rezeptive Natur, die zur Hingabe an eine höhere Macht drängt. Daß es kosmische Mächte gibt, die größer sind als der Mensch, ist für ihn selbstverständlich. Ja, der Schwerpunkt der Welt ruht in ihnen. Und der Mensch soll nur wie ein Weg sein, auf dem die größere Macht einherschreitet, wie ein Kanal, von einer höheren Kraft durchströmt. Daher Bonsels' Abneigung gegen alles, was der Mensch autonom, von sich aus, tut. „Mit allem, was du tust, entheiligt du, was mit dir geschehen soll.“ Alles zweckmäßige Handeln, das einer menschlichen Absicht entspringen ist, widerstrebt ihm. „Ein Mensch ist gut, wenn edle Kräfte, ihm gegeben, absichtslos und ohne Zwecke in ihm und durch ihn wirken, niemals aber allein schon deshalb, weil er sich auf sie einstellt, um sie zu erreichen.“ Das klingt wie ein Widerspruch gegen Kant. Bonsels kennt nur eine Art menschlichen

¹⁾ Vergl. meinen Aufsatz „Waldemar Bonsels und Friedrich Nietzsche“ in der apologetischen Zeitschrift „Wort und Tat“ 1927, Heft 7.

Handelns: „Ich tue, was ich bin.“ Der Bonsels'sche Mensch beabsichtigt nichts, sondern er wirkt, er strahlt aus. Am deutlichsten offenbart sich dieser Zug seines Wesens in der Gegenüberstellung des geisterfüllten Schulmeisters Gregor und seines rationalistischen Kollegen.¹⁾

Fragen wir nun, welche Kräfte der Mensch in sein Inneres einströmen lassen soll, so würde Bonsels antworten: Nimm das auf, was deinem Wesen entspricht! So hat er es selber in seinem Leben gehalten. Sein Entwicklungsgang ist, ähnlich dem Friedrich Niehsches, nur von innen heraus bestimmt. Mag dieser Lebensweg äußere Nachteile mit sich bringen, er nimmt sie in Kauf. Er ist überzeugt, „daß wir im Grunde nichts aufzunehmen vermögen, was wir nicht zu werden bestimmt sind“. „Niemand kann etwas werden, was er nicht ist.“ Der Rationalist dagegen glaubt durch Denken und Logik den Mitmenschen beeinflussen zu können, und der rationalistische Pädagoge überschätzt das Maß seines Einflusses. Weiter fordert Bonsels, daß wir das, was unserem Wesen entspricht, nun aber ganz aufnehmen. Sei warm oder kalt, aber nicht lau! Er hat „einen nie ruhenden Haß gegen die Halbheit und Unechtheit“.

Das Wesen der Kraft, die wir aufnehmen bestimmt sind, ist ein zweifaches. Entsprechend der Wesensart der Menschen, die bald himmelwärts bald erdwärts gerichtet sind, gibt es zwei kosmische Mächte: Gottesgeist und Erdgeist. Betrachten wir zunächst, was Bonsels uns über den Gottesgeist zu sagen hat. — In die eine Gruppe der Menschen strömt der Geist Gottes ein. In ihnen wird die ewige Liebe die treibende Lebenskraft. Damit stehen wir mitten im Neuen Testament: Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Die Aufgabe des Menschen besteht nur darin, daß er das ewige Licht, das in seine Seele hineinfällt, ausstrahlt. In der Gestalt der Asja und des Gregor hat Bonsels diese Idee am vollendetsten dargestellt. Von hier aus ergibt sich in Verbindung mit dem oben Gesagten der Gedanke der Prädestination.

Damit hat Bonsels die eine Seite des Christentums folgerichtig entwickelt. Aber nur die eine! Den heiligen Gott, der mit seinem „du sollst“ uns entgegentritt und dadurch uns richtet, kennt er nicht. Dieser heilige Gott aber ist nicht etwa auf das Alte Testament beschränkt, sondern er ist und bleibt ein unentbehrliches Bestandsstück des Christentums. Denn der Gott der Liebe, der auf uns wirkt und als Geist uns durchströmt, ist nur für den erreichbar, der den richtenden Ernst des heiligen Gottes im Gewissen erfahren hat. Asja aber kennt kein „du sollst lieben“, sondern nur ein „du wirst lieben“. Sie sagt von sich selber: „Ich spreche, wie ein Baum blüht, aber nicht, damit jemand Nutzen davon habe.“ Und in ihrer Liebe verhält sie sich genau so. „Die Menschen haben die Folge der Liebe zu ihrem Zweck gemacht, und haben die Liebe dadurch entheiligt.“ Sie erblickt in der Liebe

¹⁾ „Narren und Helden“.

einen Ausdruck ihres Wesens, nicht aber eine sittliche Forderung. Hier liegt in Bonsels Weltanschauung die große Einseitigkeit. — Und doch müssen wir, um ihm ganz gerecht zu werden, folgendes im Auge behalten: Er zeigt uns an Asja und Gregor, wie das Christentum in den Erwählten sich darstellt. Immer wieder beschäftigt ihn die Frage: Was wird aus den Nicht-Erwählten? Daß er den Wert der sittlichen Forderung nicht schlechthin verneint, hat Adler¹⁾ mit Recht hervorgehoben. Dies erhellt aus seiner Unterredung mit der Frau des rationalistischen Lehrers. Er fragt verächtlich: „Wieviel ist eine Pflicht wert, die nicht Freiheit bedeutet?“ (d. i. ein Handeln, das nicht dem eigenen Wesen entspringt). Und er erhält zur Antwort: „Eine Pflicht, die nicht Freiheit bedeutet, kann viel wert sein, einmal werden Sie es auch wissen.“ Bonsels verachtet die sittliche Forderung nicht, aber im Leben der Erwählten spielt sie nach seiner Meinung keine Rolle.

Was nun den Erdgeist betrifft, so hat Bonsels diesen in Raja und Els, besonders in Jannot verkörpert. Jannot ist auch einer von den ausstrahlenden Menschen. Aber von ihm geht nicht Liebe aus sondern Kraft. Er ist der Eros mit der Fadel in seiner elementaren Fruchtbarkeit und Größe (Adler), erdverwachsen und aus ihr seine Kraft schöpfend. Auch hier bewundert Bonsels; denn auch Jannot ist vollkommen in seiner Art, er tut nur das, was er ist, und lebt nur aus dem Grunde seines Wesens. Wir verstehen, warum Bonsels mit Jannot sympathisiert: Jannot ist auf seine Art auch ein Antipode des Rationalismus; nicht isoliert, sondern erdgebunden; nicht zweckmäßig handelnd, sondern von einer größeren Macht getrieben; nicht intellektuell-vernünftig, sondern erdhast. In der Beurteilung dieser Gestalt weicht Bonsels von dem Christentum ab. Er sieht in der Erde einen Selbstzweck, während nach den Grundsätzen des Evangeliums das Irdische nur insofern Wert erhält, als es den Zielen des ewigen Geistes sich unterordnet und in den Dienst Gottes tritt.

Aber Asja und Jannot sind Grenzfälle. Da die Mehrzahl der Menschen ihrem Wesen nach zweipolig ist wie der Dichter selber, so erhebt sich die Frage nach der Vereinigung von Erdgeist und Gottesgeist: wir stehen vor dem Eros-Evangelien-Problem. — Bonsels hat diese Frage ursprünglich in pantheistischem Sinne beantwortet. Er hat eine Synthese von Eros und den Evangelien hergestellt durch einen alles umspannenden Gottesbegriff, dergestalt daß Gott sich nicht nur in der geistigen Liebe, sondern auch im Blut offenbart. Schreiner²⁾ hat mit Recht darauf hingewiesen, daß Bonsels mit Much-Lamberty sich hier berührt, und hat dargelegt, daß Bonsels' Weltbild die entscheidenden Kennzeichen einer mystischen Religiosität aufweist. — Seine Weltanschauung ist vorwiegend ästhetisch orientiert, und ihr geistiges Element erschöpft sich im Begriff der Schönheit. Bonsels zeigt in diesem Punkt eine gewisse Verwandtschaft mit Schiller. Auch er wollte

¹⁾ Adler, Waldemar Bonsels, sein Weltbild und seine Gestalten. Frankfurt 1925.

²⁾ Schreiner, Das Geheimnis des dunklen Torres. Schwerin 1925.

die Kluft zwischen Natur und Geist durch die Schönheit überbrücken, und es ist verständlich, daß Bonsels durch Schillers Werke besonders gefesselt wurde. — Aus alle dem ergibt sich, daß sein Gottesbegriff immanent sein muß. Die Liebe ist Gott. Und „die Liebe ist nicht ohne deine Liebestraft, erst du und alle sind sie“.

Bonsels läßt uns die Allgegenwart Gottes mit großer Eindringlichkeit empfinden, darin beruht der Wert seiner Dichtungen. Aber seine Weltanschauung wird, wie alle Mystik, dem sittlichen Problem nicht gerecht. Schreiner (a. a. O.) hat diesen Mangel aufgedeckt. — Eines jedoch hat Schreiner übersehen: Der ästhetisch-mystische Pantheismus ist nur eine Periode in Bonsels' Leben. Das hat der Dichter am Schluß seines Buches „Eros und die Evangelien“¹⁾ klar ausgesprochen. An dieser Stelle, deren Bedeutung für Bonsels Werdegang bisher nicht recht gewürdigt zu sein scheint, führt er ungefähr folgendes aus: Zwischen den Tagen jener Erlebnisse und der Gegenwart, in welcher er sie niederschreibt, liegt eine lange Reihe von Jahren. Damals habe er dem törichten Kinde geglichen, das ruhelos wandert, um den Ort zu finden, wo die Kuppel des Himmels und der Erde sich berührt. Aber seine damalige Weltanschauung sei eine von den Blüten gewesen, die dahinsinken, ohne Frucht zu tragen. Inzwischen sei er an den Scheideweg gekommen, wo das Vergängliche und das Unvergängliche sich wie Erde und Himmel vor den Augen unserer Seele öffnen. Das ist die Stunde des Abschieds von der Mutter Erde, um zum Vater, d. i. zum Geist, empor zu finden. Und heute weiß er, „daß in der Scheidung von Himmel und Erde der Trost liegt und nicht in der Mischung“. Auch sieht er die Schönheit der Welt nun mit anderen Augen an; sie ist ihm nur noch ein Gleichnis der Wahrheit, nicht mehr die Wahrheit selber. „Aber je weniger die hohe Forderung (d. i. das geistige Element) sich im Vergänglichen bewähren kann — ach sank doch diese Wahrheit in alle Herzen! — um so mächtiger blüht ihr Glanz über der Welt auf.“ — Das ist eine deutliche Absage an den Pantheismus. Das Irdische wird hier als das Vergängliche bezeichnet, und damit müßte nun konsequenterweise der Gottesbegriff auf die Seite des Geistes beschränkt werden.

Unüberbrückbar klafft jetzt die Kluft zwischen Himmel und Erde. Die alte Lösung des Problems ist verworfen. Es bleibt also dabei, daß Bonsels uns nur die beiden Koordinaten unseres Wesens zeigt. Und zwar beschreibt er jede der beiden, voneinander getrennt, in ihrer höchsten Potenz. Die Frage nach ihrer Vereinigung kann und will er nicht lösen. Er will nur die Richtung zeigen, in der der Mensch der Zukunft zu suchen ist. „Ich erblickte, schon halb im Traum,“ so schreibt er einmal, „eine Wiege, die unter einem hellen Stern schaukelte, als schwebte sie: Sie bewegte sich langsam zur Melodie eines qualvollen und süßen Liedes von Pol zu Pol der Welt

¹⁾ Seite 195 ff.

unserer Tage. Die Pole waren hier Eros, dort die Evangelien, und ich ahnte in der unaussprechbaren Zuversicht, die eine Vision vermitteln kann, daß einst, wenn sie zur Ruhe kommen würde, ein neuer Gott ihr entsteigen sollte, mit den heiteren Zügen eines klugen und guten Menschen." Früher hat er versucht, die schwingende Wiege künstlich zur Ruhe zu bringen und durch den Pantheismus die Spannung der beiden Pole aufzuheben. Davon hat er nun Abstand genommen. Auch von einer Lösung in dem Sinne, daß wir auf einen der beiden Pole zu Gunsten des anderen verzichten, will er nichts wissen. Bonsels fühlt in seiner Brust den Erdgeist wie den Gottesgeist; und weil beide Kräfte seinem inneren Wesen entsprechen, will er keine von beiden der anderen zum Opfer bringen. Er will den Himmel ganz und die Erde ganz. Dennoch sind bedeutsame Anzeichen dafür vorhanden, daß das Leben dieses Mannes letzten Endes doch auf den Geist gerichtet ist. Seine Begegnung mit der Dirne Raja hat ihn schließlich dem Geist doch näher gebracht und ihm das Verständnis erschlossen für das Wort der Asja: „Der Wandel der Natur hat keine Kraft, über seine Kreise emporzuheben, allein der Geist.“ Und das Resultat seines Verkehrs mit Raja faßt er in die Worte: „Da fühlte ich mit Zittern und tiefer Furcht, daß ich dieser Welt niemals anders Herr zu werden vermöchte, als indem ich sie ganz erlitt.“ Dieser Welt Herr zu werden, ist also doch sein letztes Ziel. In der Tat ist Raja nur eine Episode in seinem Leben, Asja ist mehr. Denn nachdem er Rajas Wege gegangen, begegnet ihm wiederum der Geist der toten Asja. — Demnach hat es den Anschein, als ob Bonsels die Erde nur darum will, weil sie ihn stets von neuem höher in den Himmel hinauftreibt.

Es bleibt abzuwarten, ob die auf den Geist zielende Tendenz in dem Wesen des Dichters sich stärker entfaltet. Jedenfalls werden wir der weiteren Entwicklung dieses beachtenswerten Künstlers und Denkers mit Aufmerksamkeit folgen.

Die Literatur, Stuttgart

Ausschnitt aus der Nummer vom: **APRIL 1927**

manifestiert sich primär der schöpferische Akt des Künstlers.

Dieser visionäre Aphorismus — wie ich ihn nennen möchte — ist für einen Dichter auf das Absolute eingestellten, nach der Verleiblichung der Idee im Material der Sprache trachtenden Dichter wie Vonsels zunächst die einzig mögliche und notwendige Form, in der ihm diese Verleiblichung gelingt. Denn die Idee ist eine Wirklichkeit von solcher Spiritualität, daß sie von dem erdgebundenen Menschen nicht wie das tägliche Brot empfangen und ertragen zu werden vermag. Sie kommt, befruchtet, beseligt — und geht.

Ihr menschlich faßbarer Aufblitz ereignet sich in dem visionären Aphorismus. Derselbe unterliegt — je nachdem er von oben oder von unten betrachtet wird — einer doppelten Einschätzung: vom Menschen aus betrachtet erfahren in der Kunstform des Aphorismus alle schöpferischen Kräfte ihre höchste Steigerung. Der Wille zur Form meistert hier in höchster Konzentration auf die Idee als Inhalt sein Material: die Sprache.

Von der Idee aus gesehen ist der Aphorismus nur eine Spur, eine flüchtige Berührung, ein Gruß der Idee, die den Menschen heimsuchte. Die Idee ist präeristent und vermag sich im höchsten Sinne doch erst durch, in und mit ihrem Offenbar-

nsels

literarischen Schaffens

Lehrbach)

n in einem schöpferischen Gemüt und durch Geistesstat zu realisieren. Es dürfte nach Besagten klar sein, daß ich in der Kunstform visionären Aphorismus nicht einen Notbehelf, daß ich Aphorismen nicht als Splitter und e aus der Werkstatt eines Künstlers werte — falls geschieht dies nicht mit den Aphorismen Waldemar Vonsels. Diese gleichen vielmehr literarischen Urworten. Sie bilden die Keime, aus denen heraus seine Gestalten sich ordentlich entfalten. Die in visionär-aphoristischer aufblitzende Erkenntnis birgt bei Vonsels in sich die ideelle Substanz einer Gestalt in sich. Ist zunächst zwar nur eine Teilerkenntnis, aber an der Vision der ganzen Gestalt orientiert, so wohl als ideell bewegte, aber nicht als

empirisch handelnde konzipiert wird.

Im weiteren Verlauf des Gestaltungsprozesses wird die ideelle Substanz der Gestalt klar herausgearbeitet und eindeutig abgegrenzt. Immer bleibt die aphoristische Vision ihrer Beschaffenheit die höchste und entscheidende Norm, und es entsteht dem Dichter eine Geistesfigur, die nicht als Persönlichkeit, wohl aber als Symbol der Idee in Erscheinung tritt. Nicht ihre empirische Zufälligkeit, sondern ihre metaphysische Notwendigkeit ist Gegenstand der künstlerischen Gestaltung. Nichts ist an der Schilderung ihres Seins, aber alles an der Erkenntnis ihres Seins gelegen.

Mit der Erhellung dieser Zusammenhänge ist der Boden zu einer neuen, ihm gerecht werdenden Beurteilung des Schaffens von Vonsels bereitet.

Vergleicht man seine Romane und Novellen mit anderen zeitgenössischen Prosawerken von Bedeutung, so fällt an ersteren ein Mangel an dem auf, was man „Handlung“ nennt. Derselbe ist eben durch diese „Idealität“ seines Schaffens — um es kurz so zu charakterisieren — durch seine visionäre Aphoristik, durch die Überordnung des Gestalterischen über das Beschreibende, Unterhaltende bedingt. Kurz: Vonsels verfährt inskriptiv in einem lapidaren plastischen Sinn — andere deskriptiv in literarischem Sinn.

Waldemar Bonsels

Ein Beitrag zum Problem des künstlerischen Schaffens

Von Karl Rheinfurth (Lehrbach)

Wer die Werke von Waldemar Bonsels unter dem Gesichtswinkel der Analyse seines künstlerischen Schaffens auf sich wirken läßt, wird in ihnen allenthalben Wort- und Satzgebilde antreffen, die sich wie beblühte Inseln über dem Meer der Sprache erheben. Sie zeichnen sich durch eine erhöhte Lebendigkeit, eine gewisse edle Pathetik aus. Sie überzeugen durch die unmittelbare Eindringlichkeit ihrer Melodik und durch ihren Beziehungsreichtum. Sie lenken das Auge zu weiten Horizonten und bannen doch den Blick in eine nahe reine Glut, die mit Licht und Wärme den Sinn erfüllt...

Ich sehe in diesen Gebilden die Grundbestandteile der Prosawerke von Waldemar Bonsels. Sie sind Erzeugnisse einer visionären Aphoristik. In ihnen manifestiert sich primär der schöpferische Akt des Künstlers.

Dieser visionäre Aphorismus — wie ich ihn nennen möchte — ist für einen derart auf das Absolute eingestellten, nach der Verleiblichung der Idee im Material der Sprache trachtenden Dichter wie Bonsels zunächst die einzig mögliche und notwendige Form, in der ihm diese Verleiblichung gelingt. Denn die Idee ist eine Wirklichkeit von solcher Spiritualität, daß sie von dem erdgebundenen Menschen nicht wie das tägliche Brot empfangen und ertragen zu werden vermag. Sie kommt, befruchtet, beseligt — und geht.

Ihr menschlich faßbarer Aufblitz ereignet sich in dem visionären Aphorismus. Derselbe unterliegt — je nachdem er von oben oder von unten betrachtet wird — einer doppelten Einschätzung: vom Menschen aus betrachtet erfahren in der Kunstform des Aphorismus alle schöpferischen Kräfte ihre höchste Steigerung. Der Wille zur Form meistert hier in höchster Konzentration auf die Idee als Inhalt sein Material: die Sprache.

Von der Idee aus gesehen ist der Aphorismus nur eine Spur, eine flüchtige Berührung, ein Gruß der Idee, die den Menschen heimsuchte. Die Idee ist präexistent und vermag sich im höchsten Sinne doch erst durch, in und mit ihrem Offenbar-

werden in einem schöpferischen Gemüt und durch dessen Geistestat zu realisieren. Es dürfte nach dem Gesagten klar sein, daß ich in der Kunstform des visionären Aphorismus nicht einen Notbehelf sehe, daß ich Aphorismen nicht als Splitter und Späne aus der Werkstatt eines Künstlers werte — jedenfalls geschieht dies nicht mit den Aphorismen von Waldemar Bonsels. Diese gleichen vielmehr schöpferischen Urworten. Sie bilden die Keimzellen, aus denen heraus seine Gestalten sich organisch entfalten. Die in visionär-aphoristische Form aufblitzende Erkenntnis birgt bei Bonsels zugleich die ideelle Substanz einer Gestalt in sich. Sie ist zunächst zwar nur eine Teilerkenntnis, aber doch an der Vision der ganzen Gestalt orientiert, welche wohl als ideell bewegte, aber nicht als empirisch handelnde konzipiert wird.

Im weiteren Verlauf des Gestaltungsprozesses wird die ideelle Substanz der Gestalt klar herausgearbeitet und eindeutig abgegrenzt. Immer bleibt die aphoristische Vision ihrer Beschaffenheit die höchste und entscheidende Norm, und es entsteht dem Dichter eine Geistesfigur, die nicht als Persönlichkeit, wohl aber als Symbol der Idee in Erscheinung tritt. Nicht ihre empirische Zufälligkeit, sondern ihre metaphysische Notwendigkeit ist Gegenstand der künstlerischen Gestaltung. Nichts ist an der Schilderung ihres Tuns, aber alles an der Erkenntnis ihres Seins gelegen.

Mit der Erhellung dieser Zusammenhänge ist der Boden zu einer neuen, ihm gerecht werdenden Beurteilung des Schaffens von Bonsels bereitet.

Vergleicht man seine Romane und Novellen mit anderen zeitgenössischen Prosawerken von Bedeutung, so fällt an ersteren ein Mangel an dem auf, was man „Handlung“ nennt. Derselbe ist eben durch diese „Idealität“ seines Schaffens — um es kurz so zu charakterisieren — durch seine visionäre Aphoristik, durch die Überordnung des Gestalterischen über das Beschreibende, Unterhaltende bedingt. Kurz: Bonsels verfährt inskriptiv in einem lapidaren plastischen Sinn — andere deskriptiv in literarischem Sinn.

Es geht Bonsels nicht um die Handlung als solche, sondern um Darstellung, Verleblichung der Idee. Er bedarf der Handlung nur insofern, als sie ein aus dem Wesen der Gestalt mit zwingender Notwendigkeit hervorgehender Akt ihrer Realisation ist. Wandern, Schauen, Lieben, Leiden, Opfern — dies sind eigentlich die einzigen Taten und Handlungen seiner menschlichen Gestalten. Sie geschehen tiefinnen — und sind doch außen sichtbar, sie strahlen in ihrer monotonen Wiederkehr doch den ganzen Reichtum eines harmonisch durchgeisteten und durchbluteten, auf das Absolute hinielen den großen Seins aus.

Was dem Prosaisker Bonsels als ein relatives Minus zu buchen verbleibt — der Mangel an Handlung — ist in der epischen Dichtung „Don Juan“ überwunden. Die Fugen zwischen der aphoristischen Konzeption der Idee und ihrer epischen Ausgestaltung sind hier verschwunden. Der Held des Epos ist seiner Beschaffenheit nach in dem Prolog der Dichtung visionär erschaut. In den zwölf folgenden Gesängen zieht eine

Fülle von Geschehnissen, Abenteuern, Schicksalen vorüber, die alle streng auf die Vision der Idee des Helden bezogen sind. Alles ist hier aus einem Guß, Idee und Handlung verhalten sich zueinander wie Geist und Leib.

Freilich einiges — wie auch in den Prosawerken — scheint sprachlich-lyrisches Füllsel zu sein, doch es scheint nur so. In Wirklichkeit handelt es sich hier wie dort um ein durch die aphoristisch-visionäre Konzeption bedingtes Anfluten und Verebben der Idee. Der Dichter stimmt sich ein, läßt den Leser mit sich auf den Akt seiner Begeisterung warten — und auf einmal ist man mit ihm hineingerissen in den Sturm und Sturz, das Wehen und Draußen...

Vielleicht regt diese kurze Untersuchung den einen oder anderen dazu an, sich in der angegebenen Richtung näher mit Bonsels zu befassen. Wie kaum eines anderen zeitgenössischen Künstlers Werk (abgesehen von Thomas Mann) ist das von Bonsels geeignet, neue Aufschlüsse über das Problem des künstlerischen Schaffens überhaupt zu geben.

H. Fr. Blunck's Mythendichtung

Von Carl Müller-Rastatt (Hamburg)

Mit herben Geschichten aus der Gegenwart trat Hans Friedrich Blunck zuerst auf den Plan. Dann schrieb er seine große, das niederdeutsche Mittelalter umkreisende Romantrilogie, in deren letztem Band „Stelling Rotkinnson“ er bis auf die Zeit des Sachsenthöters Karl zurückgriff. Und von da hat ihn sein Weg tief in die dunkle Vorzeit hineingetrieben. Seinen „Streit mit den Göttern“ und seinen „Kampf der Gestirne“ kann man nicht eigentlich mehr Romane nennen: diese beiden — wie die weiter unten genannten Märchen — bei Diederichs in Jena erschienenen Werke sind schlechtweg Mythen. Was sich im „Stelling Rotkinnson“ anbahnte, das ist hier vollendet: ihrem Stil, wie ihrer Geistigkeit nach sind diese beiden Bücher bewußt auf Volkstümlichkeit eingestellt, wenden sich nicht an den exklusiven Kreis gebildeter Leser, sondern an die niederdeutsche Volksgemeinde. So gewiß es ist, daß der geschmackliche Ästhet mit ihnen nichts anzufangen weiß, so gut kann

man sich vorstellen, daß sie in den Bauernhöfen der niederdeutschen Geest und Marsch nicht nur gelesen, sondern ebenso geglaubt werden, wie die altüberkommenen Sagen, die dort in mündlicher Überlieferung leben.

Ein nach Ablauf seiner Bureaustunden Mythen dichtender Regierungsrat: im Binnenland mag man sich das nur schwer vorstellen können. Die Menschen an der Wasserante sind der Muttererde noch innig verbunden und fühlen sich in ihrem Seelenleben noch stark beeinflusst und reich gespeist von der Anschauungswelt ihrer Vorfahren. Man spürt das im Grunde bei jedem der heutigen niederdeutschen Dichter — bei Schurell etwa, bei Ludwig Hinrichsen, nicht zum wenigsten bei Hans Leip: bei Blunck tritt es nur besonders klar zutage, seit er sich nicht mehr mit modernen Stoffen beschäftigt. Wobei unerörtert bleiben mag, ob er sich der Vergangenheit aus innerem Zwang oder aus verstandesmäßiger Überlegung zuwandte. So oder



Größtes Zeitungsausschnitte-Büro des Continents.

BERLIN SO 16, Rungestr. 22/24

Moritzplatz 151 16/17

Lübecker General-Anzeiger

Die weitaus größte und bedeutendste Zeitung
Lübecks und Umgebung.

Ausschnitt aus der Nummer vom:

29. OKT. 1927

Waldemar Bonsels.

Von Hans Roseltieb.

Die Stimme dieses Dichters ist betörend, denn sie kommt aus dem Blute und öffnet die Schranken. Sie hebt mit dem Willen die Selbstbeherrschung auf und mißt alle Dinge mit den Maßen der Hingabe, die kein Maß kennt. Aber der Dichter ist als Nachkomme durch die Vergangenheit gegangen. Seine aristokratische Verufenheit macht ihn zum Besitzer der Ausgeglichenheit aller Kräfte im abwiegenden Flusse von Begierde zur Erfüllung bis zum großartigen Zuge allgemeiner Rechtfertigung. Im künstlerischen Ausdruck verfährt er wie Goethe, denn er steigt vom Besonderen zum Allgemeinen. Aus einem einzelnen seelischen Vorgange hebt er jene Verbindung, die sie mit dem allgemeinen Seelen- und Weltleben haben könnte. Oft steigert sich diese Bedeutung zum kosmischen Bilde. . . . Doch dieser Dichter ist nur formsicher, um Grenzenloses zu gestalten. Er ist ein Aristokrat der Form, um vagabundenhaft alles umfassen zu können. Seine Gestalten sind Grenzfälle. Gestalten, die an der äußersten Grenze ihres Standes stehen. So seine Gesellschaftsvertreter in den „Menschenwegen“. Es sind Gestalten, die fast zu tierhaften Wesen werden, in der ursprünglichen Natur wieder aufgehen. So das „Anjehind“ und sein Vater; so auch umgekehrt in den „Abenteuern der Biene Maja“ die Tiere, die wie Menschen empfinden. . . . Seine Menschen, die als Alltagsfiguren in der wirklichen Mitte stehen, dienen zum Humor, dem Lächeln des Dichters über ihren Lebensirrtum, den sie ihrerseits für Verufenheit halten. Seiner Hauptpersonen Leib ist Reisegewand und Totenhemd zugleich. Außer ihm selber sind seine bedeutendsten Personen wohl Asja und Raja; die erste steht im dämmerigen Licht der äußersten Vergangenheit zwischen Zeit und Ewigkeit, Diesseits und Jenseits; die zweite, Raja, flackert vergänglich und berückend hell in der sengenden Glut des Mittags. Man weiß bei ihr nicht, wer mehr Feuer ist: der Gegenstand, der verbrennt, oder die Flamme, die den Gegenstand verzehrt.

Bis in die Einzelheiten eines Tages stellt er die Grenzenlosigkeit der Empfindungen dar, indem er sie in traumhaft zarten Linien bis zur Grenze der Genauigkeit ineinander rieseln läßt. Auch seine Landschaften sind Bilder der Nacht, der Dämmerung oder einer solchen Helle, daß sie ebenfalls **alle Grenzen vermischt. Indien erscheint ihm im Dschungel-**

licht, wo Tag und Nacht fieberhaft verschlungen sind. Wegen seiner Sehnsucht, die sich ans All aufgibt, um sich hemmungslos zu besitzen, ist dieser Dichter eine äußerste Entfaltung der europäischen Persönlichkeitskultur. In der Melodie seiner Kunst verpflichtet sich die Gegenwart im sinnlichen Rausche einer mythenhaften Verschmelzung von Vergangenheit und Zukunft, von Schicksal und Einzelwille, von Raum und Zeit, von Gott und Mensch, von Anfang und Ende. Wahr wird, was der Dichter von sich sagt: „Ich bin Alles und nichts“.

Bei Waldemar Bonsels

In Ambach am Starnberger See

Sein neuer Roman: „Mario und die Tiere“ —
700 000 Exemplare „Biene Maja“.



In Ambach, am Starnberger See, hat Waldemar Bonsels sein Heim. Nur selten dringen Fremde, die nichts von dem Aufenthalt des Dichters hier wissen, in den Frieden des Dorfes.

Ein paar Schritte vom Ufer hinter einem mächtigen Holztor, eingebettet in ein Stück Wald, liegt das große, freundliche Landhaus des Dichters. Aufrichtige Herzlichkeit empfängt den überraschend hereingeschneiten Gast. Das Allerheiligste des Poeten, sein Arbeitszimmer, atmet die schlichte Vornehmheit und Natürlichkeit seines Wesens. Ein einfacher Schreibtisch, eine gemütliche Sofaecke und vor allem, dem Raum sein Gepräge gebend, die mächtigen, dicht gefüllten Bücherschränke. Der Dichter ist ein bekannter Bibliophile. Große Schätze bergen diese Fächer. Meist brennt auch am Tage in allen Zimmern künstliches Licht, der Dichter liebt freudige Helle und mag kein düsteres Haus.

Zahlreiche Erinnerungen an die indische Reise des Dichters, alle erst später erworben, schmücken den Raum. — „Denn damals, mit 22 Jahren, hatte ich kein Geld, mir solche Dinge zu kaufen“, sagt er mit seinem stillen Lächeln, das sein Gesicht knabenhaft verjüngt. Kein Mensch würde dieser schlanken, großen Gestalt die 46 Jahre anmerken. Ein prachtvoller bronzener Elefant schmückt die Konsole eines Bücherschranks. Auf dem Schreibtisch liegen die Bürstenabzüge des neuen, mit großer Spannung erwarteten Buches, „Mario und die Tiere“, an dem der Dichter 3 Jahre arbeitete und das nun im Oktober, von der „Deutschen Verlagsanstalt“, Stuttgart, herausgegeben, seinen Weg in die Welt nehmen wird.

In der Ecke hinter dem Schreibtisch, dem aufschauenden Blick des Dichters gegenüber, steht auf mächtigem Sockel die schwer vergoldete Bronzefigur eines siamesischen Budhas. In schmalen Händen hält er die Opferschale. Als ich das Kunstwerk bewundere, sagt Bonsels: „Ja, er ist schön, wohl einzig in seiner Art. Ein friesischer Fischer hat ihn vom ma-

latischen Vorbesitzer erhandelt. Oft wollten ihn schon Museen von hier wegholen — aber ich kann mich nicht trennen, es würde mir viel fehlen, wenn ich die Figur nicht zuweilen von meiner Arbeit aus grüßen könnte.“

Dann wandern wir über Wiesen, zwischen weißleuchtenden Birkenstämmen die Höhe hinauf, dem ragenden Hochwald zu. Mildgrüne Dämmerung fließt um die mächtigen Stämme. Zaghaft frage ich: „Was beschäftigt Sie jetzt, arbeiten Sie wieder an einem Buch?“

„O nein“, lächelte Bonsels kopfschüttelnd, „ich bin froh, daß „Mario und die Tiere“ endlich fertig ist. Ich bereite mich wohl für einige Vorträge vor, die ich im Winter halten werde. Aber sonst strenge ich mich nicht sonderlich an. Ich will diese letzten Wochen vor dem lärmenden Trübel der Städte noch in Ruhe genießen.“

Auf gefüllten Baumstämmen halten wir Rast. Weit schweift der Blick über die grün umrahmte Wasserfläche uns zu Füßen. Die Alpen im Süden schneiden eine vielgezackte Linie in den rosig glühenden Abendhimmel.

„Wie liebe ich die reiche Natur hier, Wasser, Wald und flaches Land, tönt die weiche Stimme des Dichters. Weiter drinnen ist noch richtiger Urwald, gestürzte Stämme sperren die Pfade. Selten stört eines Menschen Fuß die Einsamkeit des Waldes. Das ist die Welt des kleinen Mario, der fern aller menschlichen Gemeinschaft, nur der Sonne und dem Wind, den Wolken, Blumen und Bäumen und allem Getier des Waldes unbewußt und von ganzer Seele hingegeben, die Natur erlebt, mit und in ihr lebt. Ich wollte mit diesem Buch, das den Kindern geschenkt ist, eine Lösung der drängenden Frage über die Stellung des Menschen zur Natur geben. Der Mensch muß sich mit ihr ergänzen, wenn er nicht sein innerstes, tiefstes Wesen zerstören will, das ohnehin schon durch die Einflüsse unseres entgötterten Zeitalters bedroht ist. Die Hetzjagd der Stunde raubt ihm Geduld und Ruhe zur Einkehr in sich selbst.

Da ist ein Kapitel in meinem Buch, das erzählt, wie der kleine Knabe Mario mit einer Giftschlange so vertraut wird, daß sie sich von ihm berühren läßt. Dies ist mir selbst in diesem Wald begegnet. In vielen Tagen gewöhnte sich die Schlange so an meinen Anblick, daß ich sie ganz langsam und vorsichtig berühren konnte. Es war mir ein beglückendes Geschenk der Natur, so nahe zu einem ihrer Geschöpfe gefunden zu haben.

Später sind wir wieder in seinem Arbeitszimmer. Ich habe die Erlaubnis, in Büchern und Schränken zu kramen. Der seltenste und kostbarste der wundervollen Bücherschätze ist ein heiliges Buch aus einem indischen Tempel. Mit scharfem Stift sind feine, seltsam verschnörkelte Zeichen auf schmale Palmblätter geritzt. Ein Schrank birgt alle Übersetzungen seiner Werke in fremde Sprachen. Die „Biene Maja“, die bisher die Rekord-Auflageziffer von 700 000 erreicht hat, ist allein in 22 Übersetzungen erschienen. Die letzten waren finnisch und afrikanisch, der sogenannten Burensprache, ein Gemisch aus Englisch, Deutsch, Holländisch und südafrikanischen Idiomen. Im Japanischen sind drei verschiedene Übersetzungen der „Biene Maja“ herausgekommen. Seltsam muten die Abenteuer der kleinen Biene in modernen Illustrationen zu starren, strengen Schönheit der japanischen Schriftzeichen an. Bonsels Werke sind allein in deutscher Sprache in etwa 2 Millionen Bänden in die Welt gegangen.

Später erzählt der Dichter von seiner Reise 1924 nach Brasilien. Herrliche Photographien veranschaulichen seine Erzählung. Ein goldenes Schmuckkästchen, gefüllt mit den farbensprühenden Halbedelsteinen Brasiliens, hat der Dichter als Geschenk eines brasilianischen Freundes mitgebracht. „Im Januar kommenden Jahres fahre ich für eine große deutsche Zeitung für einige Monate nach Ägypten,“ sagt Bonsels auf meine Frage nach seiner nächsten Reise. „Und dann habe ich wieder viele, viele Wochen und Monate Arbeit vor mir, bis alles, was nach Gestaltung in mir ringt, seinen Weg zu den Menschen gefunden hat.“

Bei Waldemar Bonsels am Starnbergersee.

Von Aline Alberti.

Der See scheint matter Opal, den nur in manchen Augenblicken, wenn die Sonne aus den Wolken tritt, blaueisdenes Glänzen überfliegt. In den Bäumen am Ufer ist heimliche Anruhe und Bewegtheit, wie das bange Weitergeben einer Mahnung, einer Klage vielleicht — sonst rings nur die große Weite, Stille, die Erfüllung, Abschied und allertiefsten Traum bedeutet. In der großen Gaststube „Zum Fischmeister“ bleibt man durch einen glücklichen Zufall ganz allein, nur in Gesellschaft eines Lautsprechers, der die Münchner Übertragung sehr schöner und ernster Musik bringt. Schorr singt, und aus Schubertschen Träumen baut sich ein zitternder Lichtsteg zu Weltenfernern: „Das Meer erglänzte weit hinaus...“. So läßt man die Stunde herankommen, da man bei Waldemar Bonsels eintreten darf. Es ist ein unvergeßliches Warten, ganz ohne Ungeduld, in einer tiefen und zuversichtlichen Vorfreude die keine Enttäuschung kennt.

Das hohe Tor mit den geschnitzten farbigen Blumen und der ungarischen Inschrift — Bonsels hat den Besitz von einem bekannten ungarischen

Maler übernommen — erscheint in seiner kunstvollen Einfachheit seltsam festlich — vielleicht, weil man weiß, was der Eintritt gewährt! Es ist, als scheide es Bild und Leben der Uferstraße, die ganze Welt da draußen, von jener, die der Dichter sich gebaut. Tief im Grün versteckt, ein wenig erhöht, liegt dahinter das Landhaus, und jahrelange Vorstellungen von diesem Heim versinken in der raschen Erkenntnis: „So und nicht anders muß Waldemar Bonsels wohnen!“ — Und dann — dann ist's, als habe eine Hand die Jahre gelöscht, als sei es erst gestern gewesen, da man — anderswo! — dem Richter am Tische gegenübergeessen. Was bedeuten auch Zeit und räumliche Entfernung bei solcher Verbundenheit mit einem Schaffenden, daß man die Not des eigenen Herzens durch seine Worte tröstet und nach ihnen sucht, um eine Freude zu erhöhen! So tiefste Wirkung vermag nur ein Dichter zu üben, der, ob auch in ihm „das gegenwärtigste Blut rauscht, das man sich denken kann,“ weit über alle unstete Zeitlichkeit hinausführt in Unvergängliches, in Schönheit und Freiheit. Und noch ein Besonderes ist es bei Bonsels, das Karl Rheinfurt in die überraschenden Worte faßt: „Vor jedem seiner Bücher spüren wir, daß es irgendwie immer unsere Angelegenheit ist, die erörtert wird.“

Nun lauscht man aufgeschlossen seinen Worten und fühlt, wie in allem, was er sagt, worüber er urteilt, ein wunderbar tiefes Verstehen liegt, das

keine Ähnlichkeit hat mit den matten Zugeständnissen der Leidenschaftlosen, die ihren Frieden nicht gestört wissen wollen. Nein, das quillt aus der Güte eines heißen und reichen Herzens. Und der prachtvolle goldene Buddha, in fremder Hoheit in sich versenkt, scheint auf seinem Sockel jäh aufzuhorchen und mit geheimnisvollen Perlmutteraugen zu lächeln. „Die Liebe, die in der Welt allein zu antworten vermag, kann nur der Liebe antworten.“

Aus der Fülle, die sich in den Bücherschränken birgt, holt der Dichter die neue, sehr hübsch illustrierte amerikanische Ausgabe seines Werkes: „Mario und die Tiere“, das in einem einzigen Jahre in sechs Sprachen übersetzt wurde. Das kann bei den beispiellosen Erfolgen Bonselscher Bücher (Alfred Günther nennt die Übertragung in — fünf- undzwanzig lebende Sprachen einen „einzigartigen Fall“) gerade an dieser künstlerisch vollendeten Dichtung nicht überraschen. Jede Zeile ist wie im Duft des deutschen Waldes geschrieben, obwohl ein Teil davon auf Capri entstand, in einem traumhaften Hause, in dessen Anblick man nun versinkt. — Wie erschütternd muß der letzte Teil des Werkes werden, der auf Kindheit und Jugend („Mario und Gisela“) folgen soll! „Ich fürchte mich schon davor!“ sagt der Dichter, der in Umrissen den Inhalt schildert; und wer die fast rassistische Art seines Schaffens kennt, weiß, daß er sich einer Notwendigkeit fügt, „daß das

Werk ihn überwältigt, wenn die Stunde gekommen...“. Zunächst wird er seine Gemeinde in allen Ländern mit den „Jugenderinnerungen“ beschenken, die durch seine meisterliche Gestaltungskraft gewiß zu einer besonders beglückenden Gabe werden. In ihnen findet sich der schöne und für ihn so kennzeichnende Ausspruch: „Mit jeder hohen Forderung, die wir aufgeben, verläßt uns ein Engel.“

Man liest oft so überaus genaue Berichte über Gespräche mit Dichtern. Frage und Antwort ist gewissenhaft festgehalten, jedes Lächeln, jedes Falten der Stirne... Ich glaube, daß ich nicht viel gefragt habe, obwohl viele Fragen in mir brannten; aber sie erschienen mir alle klein und unwichtig in diesem Augenblick und vor ihm, der wirklich ein Dichter ist — „inmitten von Klüglern, von raffinierten Konstrukteuren“, wie J. F. Perkonig sagt.

Ich weiß nur, daß er auf seinen Armen das Bild Nojas — jener verklärten Gestalt aus den „Notizen des Vagabunden“ — hereintrug und daß „dies Kinderhaupt in Gottes ganzer Güte“ sich in die andächtige Stunde neigte. — Und plötzlich war ein Wort in meiner Erinnerung, das Lothar Fraenke einmal geschrieben: „Waldemar Bonsels ist einer jener seltenen Menschen, bei denen Blick und Stimme eins sind und sich irgendwie ans Tiefste rührend ergänzen.“ — Auch des Staunens über seine Jugend denke ich noch, die nicht wie Junggebliebenheit erscheint, sondern wie ein Aufströmen immer neuer erdhafter Kräfte als ein Geschenk der

Natur für den, der sie mehr geliebt, tiefer erkannt und ehfurchtiger verherrlicht hat als alle.

*

Da wir von ihm gingen, war Erhabenheit und Andacht in uns, als habe man von tiefsten und letzten Dingen gesprochen, ja in sie hineingesehen! Und doch erinnert man sich überrascht, daß man ja auch gelacht und daß man sich froh gefühlt und den Klang voll Jugend im warmen Lachen des Dichters empfunden! So überwältigend vermag ein unbeirrbar großer Mensch auch im Ungefragten zu wirken!

Unter den vielen Bildern, die es von Waldemar Bonsels gibt, müßte eines sein, das ihn zeigt, wie wir ihn zuletzt im dämmernden Abend am Seeufer gesehen: mit Mantel, Hut und Stab: Der Wanderer! „Wer ihn einmal sah, vergißt ihn nie wieder, den ruhelosen Wanderer, dem zwischen Staub und Sternen kaum ein Band der Erde fremd blieb...“ (Alteinsfurth.) „Unwittert von allen Wundern der Ferne und Fremde“ hat er das Ziel gefunden: den Weg zu sich selbst, „den einzigen, den wir gehen können, wenn wir wahre Gemeinschaft mit den Menschen finden sollen!“ Und in einem seiner zartesten und tiefsten Bücher (im „Himmelsoval“) mahnt er: „Wir müssen alle das Lächeln wieder lernen, das unseren kurzen Lebenstagen und ihrem vergänglichem Werk und Schmerz gilt... Wir sind alle aus der Freude geboren und lehren zu ihr zurück.“

Bei Waldemar Bonsels am Starnbergersee.

Von Mine Aliberti.

Der See scheint matter Opal, den nur in manchen Augenblicken, wenn die Sonne aus den Wolken tritt, blauseidenes Glänzen überfliegt. In den Bäumen am Ufer ist heimliche Unruhe und Bewegtheit, wie das bange Weitergeben einer Mahnung, einer Klage vielleicht — sonst rings nur die große Weite, Stille, — die Erfüllung, Abschied und allertiefsten Traum bedeutet. In der großen Gaststube „Zum Fischmeister“ bleibt man durch einen glücklichen Zufall ganz allein, nur in Gesellschaft eines Lautsprechers, der die Münchner Übertragung sehr schöner und ernster Musik bringt. Schorr singt, und aus Schubertischen Träumen baut sich ein zitternder Lichtsteg zu Weltenfernen: „Das Meer erglänzte weit hinaus . . .“ So läßt man die Stunde herankommen, da man bei Waldemar Bonsels eintreten darf. Es ist ein unvergeßliches Warten, ganz ohne Ungebuld, in einer tiefen und zuverlässigen Vorfreude, die keine Enttäuschung kennt.

Das hohe Tor mit den geschnitten farbigen Blumen und der ungarischen Inschrift — Bonsels hat den Besitz von einem bekannten ungarischen

Maler übernommen — erscheint in seiner kunstvollen Einfachheit seltsam festlich — vielleicht, weil man weiß, was der Eintritt gewährt! Es ist, als scheide es Bild und Leben der Uferstraße, die ganze Welt da draußen, von jener, die der Dichter sich gebaut. Tief im Grün versteckt, ein wenig erhöht, liegt dahinter das Landhaus, und jahrelange Vorstellungen von diesem Heim versinken in der raschen Erkenntnis: „So und nicht anders muß Waldemar Bonsels wohnen!“ — Und dann, — dann ist's, als habe eine Hand die Jahre gelöscht, als sei es erst gestern gewesen, da man — anderswo! — dem Dichter am Tische gegenübergeessen. Was bedeuten auch Zeit und räumliche Entfernung bei solcher Verbundenheit mit einem Schaffenden, daß man die Not des eigenen Herzens durch seine Worte tröstet und nach ihnen sucht, um eine Freude zu erhöhen! So tiefste Wirkung vermag nur ein Dichter zu üben, der, ob auch in ihm „das gegenwärtigste Blut rauscht, das man sich denken kann,“ weit über alle unstete Zeitlichkeit hinausführt in Unvergängliches, in Schönheit und Freiheit. Und noch ein Besonderes ist es bei Bonsels, das Karl Rheinfurt in die überraschenden Worte faßt: „Vor jedem seiner Bücher spüren wir, daß es irgendwie immer unsere Angelegenheit ist, die erörtert wird.“

Nun lauscht man aufgeschlossen seinen Worten und fühlt, wie in allem, was er sagt, worüber er urteilt, ein wunderbar tiefes Verstehen liegt, das

keine Ähnlichkeit hat mit den matten Zugeständnissen der Leidenschaftlosen, die ihren Frieden nicht gestört wissen wollen. Nein, das quillt aus der Güte eines heißen und reichen Herzens. Und der prachtvolle goldene Buddha, in fremder Hoheit in sich versenkt, scheint auf seinem Sockel jäh aufzuhorchen und mit geheimnisvollen Perlmutteraugen zu lächeln. „Die Liebe, die in der Welt allein zu antworten vermag, kann nur der Liebe antworten.“

Aus der Fülle, die sich in den Bücherchränken birgt, holt der Dichter die neue, sehr hübsch illustrierte amerikanische Ausgabe seines Werkes: „Mario und die Tiere“, das in einem einzigen Jahre in sechs Sprachen übersetzt wurde. Das kann bei den beispiellosen Erfolgen Bonselscher Bücher (Alfred Glinther nennt die Übertragung in — fünf- undzwanzig lebende Sprachen einen „einzigartigen Fall“) gerade an dieser künstlerisch vollendeten Dichtung nicht überraschen. Jede Zeile ist wie im Duft des deutschen Waldes geschrieben, obwohl ein Teil davon auf Capri entstand, in einem traumhaften Hause, in dessen Anblick man nun versinkt. — Wie erschütternd muß der letzte Teil des Werkes werden, der auf Kindheit und Jugend („Mario und Gisela“) folgen soll! „Ich fürchte mich schon davor!“ sagt der Dichter, der in Umrissen den Inhalt schildert; und wer die fast visionäre Art seines Schaffens kennt, weiß, daß er sich einer Notwendigkeit fügt, daß das

Werk ihn überwältigt, wenn die Stunde gekommen...". Zunächst wird er seine Gemeinde in allen Ländern mit den „Jugenderinnerungen“ beschenken, die durch seine meisterliche Gestaltungskraft gewiß zu einer besonders beglückenden Gabe werden. In ihnen findet sich der schöne und für ihn so kennzeichnende Ausspruch: „Mit jeder hohen Forderung, die wir aufgeben, verläßt uns ein Engel.“

Man liest oft so überaus genaue Berichte über Gespräche mit Dichtern. Frage und Antwort ist gewissenhaft festgehalten, jedes Lächeln, jedes Falten der Stirne... Ich glaube, daß ich nicht viel gefragt habe, obwohl viele Fragen in mir brannten; aber sie erschienen mir alle klein und unwichtig in diesem Augenblick und vor ihm, der wirklich ein Dichter ist — „inmitten von Klüglern, von raffinierten Konstrukteuren,“ wie J. F. Perkonig sagt.

Ich weiß nur, daß er auf seinen Armen das Bild Asjas — jener verkörperten Gestalt aus den „Notizen des Bagabunden“ — hereintrug und daß „dies Kinderhaupt in Gottes ganzer Güte“ sich in die andächtige Stunde neigte. — Und plötzlich war ein Wort in meiner Erinnerung, das Lothar Drazenovich einmal geschrieben: „Waldemar Bonsels ist einer jenen seltenen Menschen, bei denen Blick und Stimme eins sind und sich irgendwie ans Tiefste rührend ergänzen.“ — Auch des Staunens über seine Jugend denke ich noch, die nicht wie Junggebliebensein erscheint, sondern wie ein Zufließen immer neuer erdhafter Kräfte als ein Geschenk der

Natur für den, der sie mehr geliebt, tiefer erkannt und ehrfürchtiger verherrlicht hat als alle.

*

Da wir von ihm gingen, war Erhabenheit und Andacht in uns, als habe man von tiefsten und letzten Dingen gesprochen, ja in sie hineingesehen! Und doch erinnert man sich überrascht, daß man ja auch gelacht und daß man sich froh gefühlt und den Klang voll Jugend im warmen Lachen des Dichters empfunden! So überwältigend vermag ein unbeirrbar großer Mensch auch im Ungesagten zu wirken!

Unter den vielen Bildern, die es von Waldemar Bonsels gibt, müßte eines sein, das ihn zeigt, wie wir ihn zuletzt im dämmernden Abend am Seeufer gesehen: mit Mantel, Hut und Stab: Der Wanderer! „Wer ihn einmal sah, vergißt ihn nie wieder, den ruhelosen Wanderer, dem zwischen Staub und Sternen kaum ein Land der Erde fremd blieb...“ (Rheinfurth.) „Unwittert von allen Wundern der Ferne und Fremde“ hat er das Ziel gefunden: den Weg zu sich selbst, „den einzigen, den wir gehen können, wenn wir wahre Gemeinschaft mit den Menschen finden sollen!“ Und in einem seiner zar- testen und tiefsten Bücher (im „Himmelsvolk“) mahnt er: „Wir müssen alle das Lächeln wieder lernen, das unseren kurzen Lebenstagen und ihrem vergänglichen Werk und Schmerz gilt... Wir sind alle aus der Freude geboren und lehren zu ihr zurück.“

10.4.1941

Vagabund und Träumer:

Waldemar Bonsels



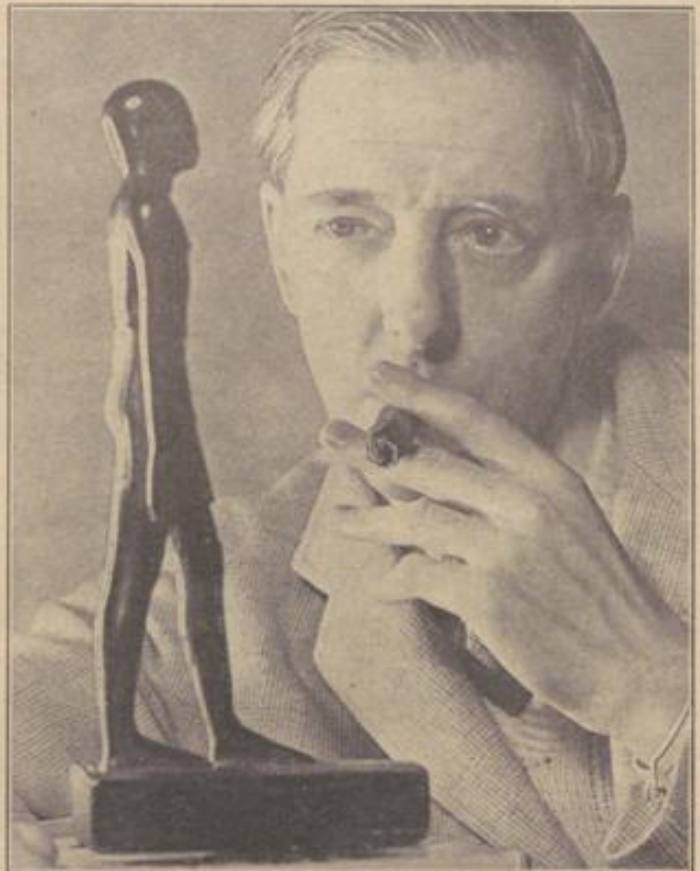
In der Bibliothek:

Der Dichter Waldemar Bonsels, der feiert seinen 60. Geburtstag. Sein meistgelesenes Buch „Die Biene Raja“ wurde ein Welterfolg: Es erreichte eine Auflage von 800 000 Exemplaren und wurde in 25 Sprachen überfetzt! Waldemar Bonsels hat sich selbst einmal einen „Wanderer zwischen Staub und Sternen“ genannt. In seinem Werk ist, wie dies nur bei den großen Dichtern geschieht, der Zusammenhang des Lebens sichtbar geworden, und das Dasein erscheint uns als ein großes Märchen, beständig in seiner Schönheit und erschreckend in seinem wilden Abenteuerum.

Zum Tagesprogramm gehört ein Spaziergang, den der Dichter meist allein unternimmt. Hierbei entstehen oft die Pläne zu neuen Werken.

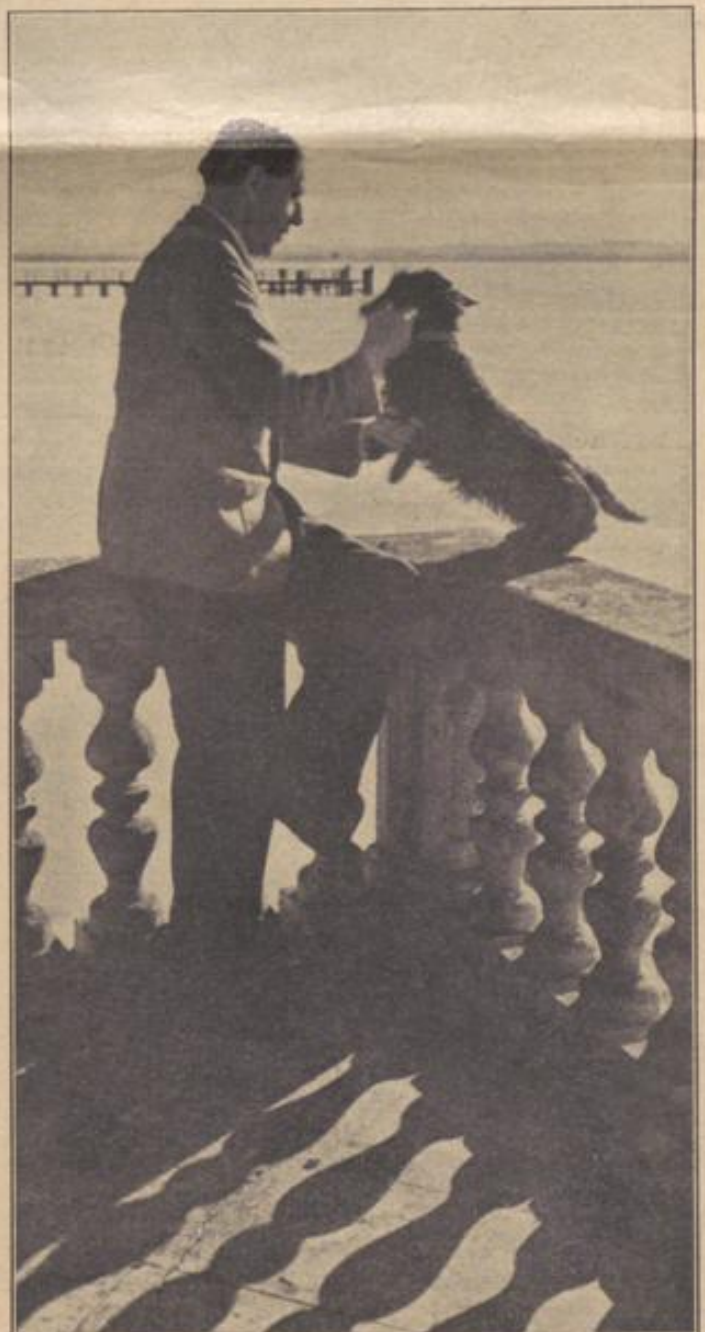
Ernst Baumann (4)

Am Starnberger See... steht das Haus des Dichters. Die süddeutsche Landschaft ist dem aus Deutschland stammenden Dichter, den es oft in die Ferne trieb, zur engsten Heimat geworden.



Kunstfreund und Sammler.

In der Wohnung des Dichters sind viele Kostbarkeiten und Merkwürdigkeiten zu sehen, die er von seinen Reisen durch Ägypten, Indien, Nord- und Südamerika und von seinen Entdeckungsfahrten durch — Bageru mitgebracht hat.



Der Dichter Waldemar Bonsels

939

In ernster, tiefgründiger, gewissenhafter Arbeit hat Dr. Reinhold Bulgrin mit seinem Buch „Waldemar Bonsels als deutscher Dichter“ (178 Seiten, in Leinen gebunden, West-Ost-Verlag Berlin) den anerkanntesten Versuch gemacht, das geistige Bild des Dichters Waldemar Bonsels vor der Mitwelt zu klären. Ueber sein eigentliches Thema hinaus führt das Buch den Leser in die Grundverhältnisse von Kunst, Dichtung und Sprache, in die inneren Bedingtheiten von Natur und Seele, die uns Heutige erneut beschäftigen. Wer Bonsels kennt hinsichtlich seiner engen Verbundenheit mit der Natur, wer seine bildreiche, bildkräftige Sprache liebt und seinem Suchen und Ringen um das Göttliche zugetan ist, den werden die Hauptüberschriften: „Die Sprache der Natur“, „Der neue Mensch“, „Der Weg zu Gott“ nicht überraschen. Interessant ist die vordringliche Herausarbeitung einer Symbolik, die zweifellos nicht jedem Leser zum Bewußtsein gekommen, aber vielleicht auch vom Verfasser in deutendem Sinn als zu weitreichend erkannt ist. Weniger wäre manchmal mehr gewesen. Wem Waldemar Bonsels ein Problem ist, dem wird auch dieses Buch entscheidende Fragen vorlegen, weil es aus einem unbedingten Glauben an die dichterische Sendung Bonsels geschrieben ist.

E. Bockemühl

Das neue Buch

Dr. Reinhold Bulgrin: Waldemar Bonsels. Ein deutscher Dichter. Berlin, 1941, West-Ost-Verlag, Werner Jöhren. 178 Seiten.

Die Künstlerpersönlichkeit Waldemar Bonsels hat Bulgrin in seiner weitgespannten und tiefgreifenden Leberdenkung der Werke Bonsels in die deutsche Literaturgeschichte einzubauen versucht. In Erkenntnis der Polarität der geistigen Struktur Bonsels jedoch vermied er es, diesen Dichter, dessen Verwandtschaft mit den Romantikern nicht zu leugnen ist, in ein hartes Schema zu pressen. So wurde das Buch Bulgrins zu einer wertvollen Seelenperspektive, zu einer philosophischen Ergründung der Schöpfergewalt Bonsels, darüber hinaus aber auch zu einer Betrachtung der grundsätzlichen Zusammenhänge von Schöpfer und Werk an sich. Bulgrin greift bei seinen Erörterungen immer wieder auf Bonsels Bekenntniswerke, die „Vagabunden- und Mariotrilogie“, die jenes merkwürdige, dem Dichter eigene Hinübergleiten eines empirischen Erlebnisses zu phantasiegeborner Kunst, jene ursächlich begründete Verquickung von Wirklichkeit und Märchenhaftigkeit, von Erdschundenheit und mythischer Gelöstheit aufweisen. Bulgrin hat diese Werke Bonsels mit der Kraft verehrenden Verstehens liebevoll betrachtet, ohne jedoch in apologetische Ueberschätzung und Uebersteigerung zu verfallen. Seine vergleichenden Gegenüberstellungen, seine prägnant scharfe Formulierung ideeller Begriffsbildungen sind streng sachlich und regen das Interesse für das Werk Bonsels als der künstlerischen und geistigen Reflexion eines verinnerlichten Seelenzustandes.

Herla Neuhauser.

Dr. Reinhold Bulgrin: Waldemar Bonsels. Ein deutscher Dichter. Mit drei Bildnissen. West-Ost-Verlag Werner Jöhren, Berlin SW. 61, S. 178.

Als einen deutschen Dichter, der vorwiegend der Seele lebt, deutet auch Bulgrin den von ihm hochverehrten Bonsels. Er ist, so schreibt er, durch die Gotik und die Mystik, durch die Frömmigkeit des unverdorbenen Pietismus und durch die Gefilde der Romantik hindurchgegangen; so wurde er und ist er der Kunder einer neuen Religion des Herzens, weit mehr also als nur ein Dichter. Wollte man der Eigenart seines Profetischseins gerecht werden, so müßte man ein Wort erfinden, das Dichten und Lockern, Binden und Lösen, Einfangen und Ausstrahlen zugleich ausagte, und dessen Begriffsinhalt doch von vornherein ausschloße, wonach Dichtung bisher oft geradezu zu rufen schien: Deutung, Auslegung, Rechtfertigung. Bulgrins kluges, in der Sprachgestalt wie in seinem Bemühen um das Erfassen des Dichters gleich sorgfältiges Buch, ist keine Bonsels-Biographie, sondern eine eindringliche Wesensschau des Dichters, ein Versuch, in Ehrfurcht und Hingabe sein geistiges und seelisches Ich sowie sein menschlich-künstlerisches Wesen aus seinen Werken heraus nachzuzeichnen. In dem Dichter der Tierbücher, der Vagabundenaufzeichnungen und der Mariotrilogien (in deren Durchleuchtung die Darstellung gipfelt) sieht Bulgrin die „Verkörperung einer Naturgewalt, ein menschgewordenes Medium zwischen Chaos und Sprache, das mit tausend Stimmen zugleich allen Strahlenglanz, alle Wärme und Schönheit der Schöpfung in sich faßt, mag sie als Tierheit, Menschentum oder Gott erscheinen.“ Die Freunde der Bonselschen Dichtung werden dem Verfasser für sein — nicht eben leicht zu lesendes! — Werk Dank wissen.

Herbert Schönfeld

Eine Biene macht Karriere

Kleines Buch in fünfundzwanzig Sprachen / Begegnung mit Waldemar Bonsels

Auf Einladung des Bayerischen Volksbildungsverbandes wird der Dichter Waldemar Bonsels am heutigen Freitag, 28. November (19.30 Uhr), im Künstlerhaus aus eigenen Werken lesen. Die Veranstaltung wird in Verbindung mit der „Kameradschaft der Künstler“ und dem Reichspropaganda-Amt München-Oberbayern durchgeführt.

Als vor dreißig Jahren das entzückende Märchen von der „Biene Maja“ auf dem Büchermarkt erschien, lernten weiteste Kreise der deutschen Leserwelt zum ersten Male den Namen Waldemar Bonsels kennen, obwohl dies nicht das erste eindrucksvolle Buch des Dichters war. Aber hier wurde es eben besonders spürbar, daß da ein ganz Eigener seinen eigensten Ton gefunden hatte, und daß ihnen da ein wahrhaft dichterisch fühlender Mensch auf eine ganz neue Art von den heimlichen Wundern der Natur und der Tierwelt erzählte. Fortan gehörte Waldemar Bonsels, der heuer seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert hat, zu den bekanntesten und auch wirklich meistgelesenen Schriftstellern deutscher Zunge.

Der Erfolg der „Biene Maja“ erneuerte sich beim „Anjekind“, bei der „Indienfahrt“, bei den „Menschenwegen“, bei den „Tagen der Kindheit“ (die dem Dichter selbst besonders am Herzen liegen) und vor wenigen Jahren erst wieder bei dem Buch „Mario und die Tiere“. Vor allem aber blieb der Ruhm seines Namens an jenes frühe Naturmärchen von der Biene Maja gebunden, ein Ruhm, der weit in die Welt hinausklang:

in fünfundzwanzig Sprachen ist dies kleine Buch übersetzt worden!

Dann erzählt Bonsels mit froher Miene von seinen jüngsten Dichterfahrten. Waldemar Bonsels ist ja von Jugend auf gerne „auf Fahrt“ gewesen. Er hat früh ganz Europa und Teile von Asien wandernd erlebt, und auch später, nachdem er vor nunmehr zwanzig Jahren in Ambach am Starnberger See seine Wahlheimat fand, trieb es ihn immer wieder hinaus zu fremden Ländern und Menschen. So war er noch vor wenigen Jahren in der Türkei und in Nordafrika und früher mehrfach in Nord- und Südamerika. Mit besonderer Freude erinnert er sich namentlich eines Aufenthaltes im Amazonasgebiet, wo er (1927) in gemeinsamer Arbeit mit dem Biologen Adolf v. Dungen den großen Kulturfilm „Urwelt im Urwald“ für die Ufa gestaltete.

Von all diesen weiten Fahrten aber kehrt der Dichter mit immer neuer Freude und immer neuem Behagen zu dem ihm so liebgewordenen Landsitz am Starnberger See zurück. „Dort in Ambach lebe ich der Natur so nahe, wie ich mir's nur wünschen kann — es scheint mir alles noch so unberührt wie vor tausend Jahren. Durch den weiten, mit alten Linden bestandenen Garten kommen da die Waldtiere bis dicht ans Haus, und rings um mein Haus, im Geäst der Hecken an den Mauern, leben da viele, viele der reizendsten Singvögel — ich könnte mir keinen schöneren Wohnsitz auf der Welt denken. Ich bin gebürtiger Holsteiner und bin also einst wirklich als Fremder nach Bayern gekommen, aber in all den vergangenen Jahren ist mir das Land am Starnberger See so vertraut und teuer geworden wie eine Heimat. Ich danke diesem Land so unendlich viel — hier haben sich meine Schaffenskräfte erst so recht entfaltet, hier sind die mir liebsten und mir am besten dünkenden von meinen Büchern entstanden...“

Zuletzt fragen wir den Dichter natürlich noch nach seinen neuesten Schaffensplänen, und da erfahren wir, daß er gegenwärtig an einem historischen Roman arbeitet, der in vorchristlicher Zeit im kleinasiatisch-griechischen Kulturraum spielen wird. Es ist das erste Mal, daß sich Bonsels mit der Form des historischen Romans befaßt. Von nicht geringerer Wichtigkeit aber scheint es uns, daß vor kurzem auch — gleichfalls zum ersten Mal — ein Versbuch unter dem Titel „Zwischen Traum und Tat“ von ihm erschienen ist.

Anton Würz

Waldemar Bonsels. Ein deutscher Dichter. Von Reinhold Bulgrin. Berlin 1941, West-Öst-Verlag Werner Zöhren. Mit drei Bildnissen des Dichters. 178 S. Ganzleinen M. 4,80.

Bulgrins Darstellung erwächst aus ehrfürchtiger Hingabe an das Werk des von ihm hochverehrten Dichters. Es ist der — wie uns scheint, wohlgelungene — Versuch, das vielumstrittene Bild Bonsels', dessen Hervorbringung durch seine Fülle und Vielgestaltigkeit der Literaturwissenschaft die Einordnung schwer macht, aus seinen Hauptwerken heraus gültig nachzuzeichnen.

Bonsels ist wohl für niemand mehr der Kindermärchen- und Jugenddichter oder auch der Fahrtenromantiker, als welcher er anfangs manchem gelten mochte. Andererseits will Bulgrin in ihm auch nicht (wie gewisse Künstlerliteraten es getan haben) den „Propheten“ gesehen wissen, den man seraphisch-hymnisch zu besingen habe und dessen Lehre man „mit Feuer und Schwert gegen Feinde und Feinde verteidigen müsse“. Um Bonsels' seelisch-geistiges Ich zu bestimmen, wählt Bulgrin den Weg einer (wenn man so sagen darf) exakten Wesensschau auf Grund seiner Hauptwerke. Flüchtig nur umreißt er die inneren Beziehungen Bonsels' zu der Dichtung früherer Zeiten, insbesondere der Romantik. Ausführlicher geht er dem Begriff des Mythischen in seinem Werk und Wesen nach und sucht ihn zu klären. Er sieht in ihm den Metaphysiker, welcher hinter den erkennbaren Dingen die Wesenhaftigkeit alles Seienden spürt, dem die Dinge selbst nur „Träger und Zeuge“ sind. Das eigentliche Wesen seiner Künstlerkraft liegt in seiner Entrückungsfähigkeit („Ben ich liebe, der bin ich“), in seiner Gabe, sich selbst als distanziertes Phänomen zu erblicken, sich aufzuspalten in einander ergänzende Gegensätze (Wagabund — Mario). Wiederum nur gestreift werden die besonderen Kunstmittel des Dichters: die Rolle der „Begegnung“ in seinen Werken, der epische Dialog, die Psychologie, das Pathos, die Ironie, der Humor. Wichtiger als dieses ist dem Darsteller die eigentliche Wesens-

mitte des Dichters: seine Fähigkeit magischer Welt- und Naturschau, die sich vor allem in den Mario-Bänden offenbart, sowie sein Verhältnis zum Tier. Aus den Wechselströmen zwischen Natur und Mensch erhält alle Problematik des polar empfindenden Bonsels ihre Nahrung. Nicht der allein vom Geist Gezeichnete, sondern der einfache, wesentliche und echte Mensch des ungebrochenen Instinktes, der die Natur in sich recht zu erkennen und seinen Heimweg zu ihr zu finden weiß, ist der erwählte Mensch; der heimgekehrte Mario, in dem der Gegensatz von Natur und Geist überwunden wird, ist das erfüllte Bild der Vagabunden-Sehnsucht in Bonsels, und der Wesensinhalt seiner gotischen Seele ist eine „über alle Dogmen lebendige Forderung an die Idee, eine Religiosität über allen Religionen, deren Wahrzeichen neben der leidenschaftlichen Bejahung der Sinnenwelt und der Verachtung vergänglichem Besitzes die heilige Unruhe zu Gott und die Ungeduld des höchsten Anspruchs vor der Bescheidung im Niedrigen ist“.

In der Deutung des Mario und seiner Katastrophe gipfelt Bulgrins Darstellung des Irrationalisten und Symbolikers Bonsels, dessen Kunst aus der Liebe zu aller Geschöpflichkeit geboren wurde. Bulgrin sieht in ihm einen jener deutschen Dichter, die vorwiegend der Seele leben und, ohne dabei in Überschwenglichkeiten zu verfallen, den Kündler einer neuen Religion des Herzens. Genährt von den Kräften der Gotik und der Mystik, des (unverdorbenen) Pietismus und der Romantik ist Bonsels doch weit mehr als ein Nur-Dichter. „Man müßte (für ihn) ein Wort erfinden, das Dichten und Lodern, Binden und Lösen, Einfangen und Ausstrahlen zugleich ausagt und dessen Begriffsinhalt doch von vornherein das ausschließen müßte, wonach Dichtung bisher oft geradezu zu rufen schien: Deutung, Auslegung, Rechtfertigung. Denn in dem Grade, wie Bonsels' Dichtung zur Mittlerin des Kündens wird und zum Bekenntnisbild seines neuen Glaubens, darf und muß sie auf Deutung, Auslegung, Rechtfertigung in den Grenzen des Sagbaren verzichten.“ Bulgrin ist sich dabei wohl bewußt, daß auch sein eigenes Werk nicht auf diese „Deutung, Auslegung und Rechtfertigung“ zu verzichten vermocht hat. Wie sollte es auch? Seine Darstellung ist wie jede andere, die überzeugen und erhellen möchte, an das rationale Wort gebunden. Dank seiner Einfühlungskraft dürfte sie gleichwohl, sprachlich wie inhaltlich sorgsam in jeder Zeile, das Tiefste und Schönste bieten, was bisher über Bonsels gesagt worden ist.

Ludenscheid

Herbert Schönsfeld

Zeitungen/Zürich/Das Bücherblatt/Monatsschrift für Bücherfreunde
Nr 6 vom 19.VI.1943

Berlin/Das Reich/11.I.1942

Braunschweig/Braunschweiger Landeszeitung/17.XII.41

Weimar/Reichsnachrichtenblatt d Buchverleihe/Okt 41

DR. REINHOLD BULGRIN: Waldemar Bonsels. Ein deutscher Dichter. Mit drei Bildern Bonsels. West-Ost-Verlag Werner Jöhren, Berlin. 178 S. Leinen Fr. 5.50.

Bulgrins Buch ist zweifellos das Tiefste und Eingehendste, was bisher über Waldemar Bonsels geschrieben wurde. Dennoch entgeht auch er nicht dem Fehler, ihn mit allgemeinen Maßstäben messen, und ihm gewisse Tendenzen unterlegen zu wollen, — wenn dies auch den Vielen, die einem solchen Sein nur als bloße Beschauer gegenüberstehen können, sehr einleuchtend scheinen mag. — Waldemar Bonsels Wissen um das Gute aber geht weit über die von Bulgrin vermutete Rückkehr zur Natur als Reaktion gegen jede Religion hinaus: „Wenn wir um irdischen, vergänglichem Besitz streiten, so setzen wir immer den Fuß in finsternes Land.“ (Mario) „Mich bewegt nicht was ein Mensch über Gott redet, sondern nur inwieweit Gott aus einem Menschen spricht.“ (Mario) „Vergiß nicht, daß eines Menschen Seele nicht im Schein und Glanz der Welt blühen kann, sondern nur da, wo Gott ihr lüchelt.“ (Mario) Diese wenigen Beispiele, denen man zahllose und überzeugendere hinzufügen könnte, widerlegen Bulgrins Auffassung ohne jeden Kommentar. — Meisterhaft aber ist, wie Bulgrin gewissermaßen in Waldemar Bonsels Werken wie auf einer Riesenorgel spielt, gemeinsame Register aus verschiedenen Werken zu ziehen weiß, ihr Zueinanderbezogenheit und das Einheitliche im Gegensatz herauszuschälen versteht. — Von drei gewaltigen Perspektiven aus überblickt Bulgrin Waldemar Bonsels Werk: Wesen und Weite der geistigen Gestalt, Weltanschauung im Werk, Werk und Wirkung. Schließen wir mit der ausgezeichneten Charakteristik aus dem ersten Teil: „Er ist die Verkörperung einer Naturgewalt, ein menschengewordenes Medium zwischen Chaos und Sprache, das mit tausend Sinnen

WALDEMAR BONSELS

„Waldemar Bonsels, ein deutscher Dichter“ nennt Reinhold Bulgrin eine fruchtbare Auseinandersetzung mit dem reichhaltigen Schaffen des nunmehr Sechzigjährigen. (West-Ost-Verlag, Berlin, 180 S., 4,80 RM.) Das Buch erhebt sich über die übliche biographische Einführung zu einer Gesamtschau des dichterischen Werks, in dem die Natur aus unmittelbarem Erleben in Romanen wie „Die Biene Maja“, „Himmelsvolk“, „Mario und die Tiere“ und „Indienfahrt“ eine mythische Entrückung erfährt, während die Bonselschen Menschen zunächst noch in den Zwiespalt zwischen den Forderungen des Blutes und Geistes eingespannt sind. Erst über den Lebensweg des Vagabunden gehen sie ebenfalls mit „Marios Heimkehr“ in die Vollkommenheit der Natur ein. Bonsels' Ziel sieht Bulgrin als „das eine, das ewige Wort“, in dem Leben und Werk, Seele und Schöpfung in eins verschmelzen wie in der „Klingenden Schale“, der bislang letzten und eindrucksvollsten Schöpfung.

Wilhelm Duwe

zugleich allen Strahlenglanz, alle Wärme und Schönheit der Schöpfung in sich saugt, mag sie als Tierheit, Menschentum oder Gottheit erscheinen.“

Besoka

Waldemar Bonsels, ein deutscher Dichter

Die dichterische und künstlerische Persönlichkeit von Waldemar Bonsels trost aller schematischen Einteilung durch die Literaturhistoriker. Sein Bild schillert in vielfachen Farben. Die einen nennen ihn einen Romantiker, andere reihen ihn ein unter die Mystiker, auch als pantheistischer Naturphilosoph hat man ihn abgestempelt. Eines jedoch steht fest, daß von der „Indienfahrt“ an, über „Die Biene Maja“ und ihr Abenteuer, „Himmelsvolk“ bis zu den „Notizen eines Vagabunden“ und „Mario, ein Leben im Walde“ seine Bücher einen großen Leserkreis aus tiefste bewegen.

Dr. Reinhold Bulgrin hat in dem vorliegenden Buche des West-Ost-Verlages in Berlin eine Synthese der schaffenden Kräfte dieses Dichters verfaßt. Man ist geneigt, diesen Versuch beispielhaft zu nennen. Seine Lektüre reißt die Kenntnis mit den Büchern Bonsels voraus. Ich könnte mir aber sehr wohl denken, daß sie den Fernstehenden dazu bringt, sich mit ihnen ernsthaft zu beschäftigen. Ein Dichter, der auf einer Reise durch Südamerika die Verse schrieb: „Ich pinge hundert Jahre, um wieder in Deutschland zu sein“, verdient, meine ich, solche Anteilnahme.

Bulgrin, Dr. Reinhold: Waldemar Bonsels. (West-Ost-Verlag, Berlin, 178 S., Lw. 4.80). Jeder Dichter findet seinen Biographen, und immer ist es einer, den ihm die Liebe gewann, die besondere Achtung vor seinem Werk. Es wäre also noch nichts Außergewöhnliches, wenn man feststellte, daß Dr. Bulgrin sich sehr verständlich und liebevoll mit den Dichtungen des vielgelesenen Verfassers der „Biene Maja“ beschäftigt hat. Das Außergewöhnliche ist vielmehr, daß er eine Deutung des Dichters versucht, die auch manchem Leser der Bonselschen Romane noch Offenbarungen beschert. Allen aber befähigt er, daß Bonsels ihnen Verlorenes zurückgibt: die Landschaft der Jugend, die entschwindende Geliebte, den Glauben an die Menschheit, die Sehnsucht nach dem Ziel, die Erfüllung des Unerfüllbaren und die Gewißheit einer Freiheit, die längst verfunken schien. Das Buch ist mit drei Bildnissen des Dichters geschmückt.

„Biene Maja“ flog durch die ganze Welt

Wiedersehen mit Waldemar Bonsels

Der Dampfer des Starnberger Sees hat mich bis Ambach gebracht, einem kleinen Ort, dessen Häuser weit verstreut am See liegen. Ich freue mich auf das Wiedersehen mit dem Dichter Waldemar Bonsels. Wieder werde ich durch des hohe holzgeschnittene ungarische Tor den Garten betreten, hinter dessen alten Bäumen das Haus des Dichters verborgen liegt, und wieder werde ich in dem gastlichen Hause dem Hausherrn gegenüberstehen, dieser hohen jugendlichen Erscheinung, in dessen schlichtem Arbeitsraum indische Gottheiten und gotische Heilige, malerische Kunstwerke und Bücher die Sprache ernster Arbeit, hoher Kultur und heiterer Weisheit sprechen. Ich muß daran denken, daß das dichterische Schaffen Waldemar Bonsels' im Zeichen der Liebe zu den Menschen steht, daß es ein Hineinhören in das Reich der Liebe und Sehnsucht ist, ein Verstehen der Seele in dieser und der kommenden Welt.

Heute ist Waldemar Bonsels der im Ausland am meisten gelesene deutsche Dichter. In diesem Jahre erscheint in Island sein Jugendbuch „Die Biene Maja und ihre Abenteuer“ in isländischer, eine Übersetzung in die fünfundsprachige Sprache „Die Biene Maja“ flog durch die ganze Welt: Von Island bis Kapstadt, von Amerika bis Japan, über den Kaukasus bis zu fast allen Balkanstaaten. Im Mittelpunkt unseres heutigen Gesprächs steht „Dositos — ein mythischer Bericht aus der Zeitwende“, der neueste Roman von Waldemar Bonsels, der soeben im Corona-Verlag, Neustadt a. d. Haardt, erschienen ist. Mit die-

sem Buch hat der Dichter den Versuch unternommen, die Gestalt Christi unabhängig von der Entwicklung und Wandlung zu sehen und darzustellen, die sie durch die Kirche der letzten zwei Jahrtausende erhalten hat. „Es ging mir darum“, erzählt Bonsels, „Christus darzustellen, wie er von seiner Zeit aufgenommen, beurteilt und verurteilt wurde. Mein langjähriges Studium der Geschichte und der evangelischen Quellen hatte mir nicht genügt, wenn nicht die innere Schau auf die geistige Wesenhaftigkeit des galiläischen Verkünders den Ausschlag gäbe.“ Der Held des Buches ist „Dositos“, der Grieche und Vertreter der griechischen Kultur. Vornehmlich seine Erlebnis- und Frkenntniskraft wird dargestellt. Er ist es, der erkennt, daß Christus die „Liebesordnung“ über die „Weltgesetze“ stellt. Mit diesen beiden Polen, den „Weltgesetzen“ und der „Liebesordnung“ haben wir das geistige Bild Bonsels auf eine kurze Formel gebracht, die die Spannweite und Wesensart seines Dichtens und Denkens darstellt. Man muß schon diese hohe Warte verlassen, will man einem Gedankengang folgen, der das Problem dieses Werkes auf die Tiefebene eines verdächtigenden „Antisemitismus“ zerrn will. Und wer nicht erkennt, daß die Wahrheit aus den Zeilen dieses Werkes spricht, der möge das Buch zur Seite legen. Dieses souverän gestaltete historische Gemälde weist gewisse Parallelen zum Schicksal des heutigen deutschen Menschen auf. Dositos sagt: „... ich verstehe unter Freiheit das uneingeschränkte Recht der Seele zu ihrem tiefsten Wert.“

Auf des Dichters Schreibtisch liegt die Neuausgabe der „Notizen eines Vagabunden“, die nach fünfzehn Jahren endlich wieder erschienen sind. Es gibt Anlaß, auf die vergangene Zeit und auf die Verworrenheit der Gegenwart hinzuweisen. Bonsels erklärt entschlossen: „Nichts in der Welt liegt mir fern, als mich einem Minderwertigkeitskomplex als Deutscher und Europäer hinzugeben. Die Substanz des Abendlandes ist heute noch Weitkern und Europa geistig ein unantastbarer Begriff von großer Weite, trotz aller Demoralisierung, trotz aller Unsicherheit. Wir müssen gegen den trüben Strom schwimmen. Aber: Wir sollten uns wieder auf unsere Liebeskräfte besinnen, auf die Ehrfurcht vor dem Menschenherzen. Es gilt die Seele von den Schlacken der Verwirrung, der Verdüstung, der Lüge zu befreien. Glaube und Tat dürfen nicht wie zwei Geleiste nebeneinander bis ins Unendliche herlaufen, sondern müssen Vereinigung finden.“

R. Adolph

Starnberg/Neuer Seebote/13. April 1949

Arbeit und Erfolg**Waldemar Bonsels**

Es gibt in unserer Gegend gewiß nur wenige Eingangstore, die einen so trennenden Eindruck machen wie jenes hohe, holzschnitzte ungarische Tor, das in Ambach den Wohnsitz von Waldemar Bonsels gegen die Seestraße zu abschließt. Das Haus selbst, das in älteren und neueren Chroniken als Sehenswürdigkeit verzeichnet ist, liegt in einem parkähnlichen, mit alten Bäumen bestandenen Garten. Den Bewohnern Ambachs ist die hohe jugendliche Erscheinung des Dichters, der schon seit über 20 Jahren hier ansässig ist, eine vertraute Erscheinung.

Der Dichter empfing mich in seinem schlichten Arbeitsraum, in dem indische Gottheiten und gotische Heilige, malerische Kunstwerke und



Bücher, die Sprache ernster Arbeit, hoher Kultur und heiterer Weisheit sprechen. Auf des Dichters Schreibtisch lag die Neuausgabe der „Notizen eines Vagabunden“, die nach fünfzehn Jahren endlich wieder erschienen sind. Es gab Anlaß, auf die vergangene Zeit und auf die Verworrenheit des Heute hinzuweisen. Bonsels erklärt: „Nichts in der Welt liegt mir ferner, als mich einem Minderwertigkeitskomplex als Deutscher oder Europäer hinzugeben. Die Substanz des Abendlandes ist heute noch Weltkern, und Europa geistig ein unantastbarer Begriff von großer Weite, trotz aller Demoralisierung, trotz aller Unsicherheit. Wir müssen gegen den trüben Strom schwimmen. Aber: wir sollten uns wieder auf unsere Liebeskräfte besinnen, auf die Ehrfurcht vor dem Menschenherzen. Es gilt, die Seele von den Schlacken der Verwirrung, der Verdüsterung, der Lüge zu befreien. Glaube und Tat dürfen nicht wie zwei Gleise nebeneinander bis ins Unendliche verlaufen, sondern müssen Vereinigung finden.“

Heute ist Waldemar Bonsels der im Ausland am meisten gelesene deutsche Dichter. In diesem Jahr erscheint sogar in Island sein Jugendbuch „Die Biene Maya und ihr Abenteuer“ als in die fünfundzwanzigste Sprache übersetzt. Somit flog „Die Biene Maya“ durch die ganze Welt, von Island bis Kapstadt, von Amerika bis Japan und über den Kaukasus dahin bis zu fast allen Balkanstaaten. Sein neuestes Werk ist der „Dositos — ein mythischer Bericht aus Christi Zeit“, — der soeben im Corona-Verlag / Neustadt a. d. Haardt erschienen ist. Ein souverän gestaltetes historisches Gemälde, das gewisse Parallelen zum Schicksal des heutigen Menschen aufweist. Dositos sagt einmal: „... ich verstehe unter Freiheit das uneingeschränkte Recht der Seele zu ihrem tiefsten Wert.“

Das dichterische Schaffen Waldemar Bonsels steht im Zeichen der Liebe zu den Menschen.

-ei-

DER KULTURSPIEGEL

BELEGE UND WEGE ZUR AUSLANDSFORSCHUNG UND ÜBERNATIONALEN ZUSAMMENARBEIT

Mitteilungen des „Institute für Auslandkunde und Kulturwissenschaft“ · München-Starnberg, Gartenstr. 8 · Fernruf 2662

Herausgeber: Prof. Dr. Hugo Grothe

Heft 4/6

März 1960

HUGO GROTHE

Die Dichterwelt und das literarische Leben des Seengebiets
des Landkreises Starnberg

Vor zwei Jahren hatte sich in Starnberg und Umgebung ein Kreis freigeistig Schaffender zu persönlicher Fühlung und gemeinsamer kultureller Arbeit zusammengefunden, der sich alsbald zu einer eigenen Organisation, dem „Institut für Auslandskunde und Kulturwissenschaft“, verdichtete. Als eine wichtige Aufgabe wurde bereits im Frühjahr 1948 betrachtet, im Wege einer Buchausstellung die weitverbreitete und fruchtbare Tätigkeit der Autoren des Seengebiets aufzuzeigen, von denen die Mehrzahl unter dem Einfluß der belebenden landschaftlichen Reize hier eine neue Heimat gesucht und gewonnen haben.

Eine günstige Gelegenheit war Ende 1949 geboten, den lockenden Plan in die Tat umzusetzen. Das Institut unternahm es, die Weihnachtsmesse des in Starnberg vom Landratsamt begründeten Goethejahr-Hilfswerks mit dieser Buchausstellung auszustatten. Letztere Einrichtung widmet sich in vorbildlicher und dankenswerter Weise der wertvollen Aufgabe, der leider nicht geringen Not der freigeistig Schaffenden im Landkreis Starnberg zu steuern. Hören wir denn, welche Persönlichkeiten kraft ihrer dichterischen Gaben in der alsbald durchgeführten Ausstellung vertreten waren, und kennzeichnen wir nachstehend mit kurzen Strichen Wesen und Werte ihrer dichterischen Werke.

Des Dichters innere Heimat ruht in der weitgespannten Menschenwelt, in ihren Höhen und Tiefen, ihrer seelischen Ruhe und Unruhe, in ihren Leidenschaften und Kämpfen. Sein Gesicht ist gerichtet bald in Vergangenheit, bald in Gegenwart oder Zukunft, je nach Neigungen und Anlagen, die sein Schaffen bedingen. Er ist Erzähler, Deuter, Erzieher, Führer, Weissager. Gerade in den Zeiten kultureller Nöte, in der schweren Problematik von Sein und Werk, ist dem Dichter höchste Mission und reiches Rufertum bestimmt. Wie die große klassische Zeit von Weimar deutsche Menschen verband, die über eine Anzahl von Staaten und Obrigkeiten zerstreut lebten, so hat eine neue klassische Zeit die zersplitterte deutsche Menschheit zur Aufrüttelung und Auferstehung in Geist und Arbeit gerade mit Hilfe unserer Dichter und Denker zu leiten.

Sehen wir nun, wie die Dichterwelt und das literarische Schaffen unseres Seengebiets nach Art und Richtung wie in stofflicher Einstellung auf ihrem Felde wirkt.

Ich bin mir wohl bewußt, daß ich vor einer schwierigen Aufgabe stehe; denn es heißt, eine ansehnliche Schar in Wesen und Werten in knappen Zügen zu kennzeichnen. Ich vermag nicht ein lückenloses Kompendium vorzulegen.

Wenn wir Waldemar Bonsels an die Spitze unserer Umschau stellen, so liegt für seine nächste Erfassung als Poet des Seengebiets eine begreifliche Ursache vor. Diesen Dichter krönt unstreitig in der weiten Welt ein außergewöhnlicher Name, und ist er auch im Seengebiet selbst wohl der bekannteste der Poeten. Sind seine Bücher doch bisher in 26 lebende Sprachen übertragen und haben die meisten so hohe Auflagen erfahren, wie dies auf dem deutschen Büchermarkt eine Seltenheit ist. Wir werden staunen, wenn wir hören, daß Bonsels' „Biene Maja“ Anfang 1950 in 950 000 Exemplaren herausgekommen war, seine „Notizen eines Vagabunden“ schon 1948 640 000 Exemplare erreichten und die „Indienfahrt“ 430 000. Wenn wir also zum In- und Ausland von einem Waldemar Bonsels sprechen, so fällt mit ihm und durch ihn zugleich ein Blick auf Wald und See seiner von ihm seit Jahrzehnten gewählten Ambacher Heimat, die unseren Dichter in Einsamkeit und schöpferischen Frieden bettet.

Der Schreiber dieser Zeilen, der lieber ein fröhlicher Genießer der Dichtung als ein zünftiger Literaturkritiker ist, vermag hier nicht Bonsels vielfältiges Gesamtwerk zu erfassen, von dem er bisher nicht ein jegliches Buch zu lesen vermochte. Jedoch, er darf gestehen, so manche besinnliche und erhebende Stunde durch die zauberischen Lichter empfangen zu haben, die aus den meisten Bonsels'schen Büchern

über Natur, Tierwelt, Liebe und das bewegte Innere seiner ins Leben gerufenen Gestalten fließen.

417

Der Literaturkritiker des Großen Brockhaus schrieb 1929: „Bonsels' Überzeugung von der Seele der Verwandtschaft aller Dinge, Tiere und Menschen, und seine ungewöhnliche Gabe der Schilderung des Naturlebens offenbart sich am reinsten in dem Werke „Die Biene Maja und ihre Abenteuer“, wie in dem Buche „Himmelsvolk, ein Märchen von Blumen, Tieren und Gott“. Solchen 1912 und 1913 geschriebenen Werken sind ohne Zweifel als gleichwertig anzureihen die 1930–1946 verfaßten „Mario“-Bücher („Mario und die Tiere“, „Mario und Gisela“, „Marios Heimkehr“ und die Gesamtausgabe „Mario, ein Leben im Walde“).“

Jemand, der selbst in seinem langen Dasein ein begeisterter Wanderer durch Welt und Leben war, wird in berechtigter Einstellung mitsehend mit Bonsels gehen in seiner farbigen „Indienfahrt“ (1916), wie in den 1918/23 geschriebenen bunten Büchern stimmungsvoller Fahrten. Es sind dies die Entwicklungsblätter „Notizen eines Vagabunden“ und das herzhaftes Amerikabuch „Reiter in der Wüste“ (1935). Einer inneren Unruhe wird Bonsels in seinen Werken nicht ledig. Sie hebt sich des öfteren zu einem Sehnen nach einer eigenen neuen Menschwerdung, erstet ein leidenschaftliches Suchen nach Selbstbekenntnis, Schönheit, Liebe und Gott. Solches verraten ältere wie jüngere Romane, unter denen wir „Blut“, „Gott und Traum“ wie die etwas sonderliche Schöpfung „Wartalun“ nennen. Mit sich selbst und den Problemen der Zeit geht Bonsels streng und offen zu Rate in dem 1948 veröffentlichten Buche „Runen und Wahrzeichen“.

Als eine Schöpfung letzter Zeit sehen wir den Roman „Dositos“, einen mystischen Bericht aus der Zeitwende. Es ist nach dem Bekenntnis des Dichters ein Werk, das er sich in einer ganzen Reihe von Jahren, und zwar von 1935 bis 1948, innerlich durch heißes Sinnen und emsiges Studium entronnen hat. Er erblickt in den Offenbarungen Christi eine Zeit, da eine neue Welt der Verheißung und der segnenden und verzeihenden Liebe sich mächtig zu entfalten beginnt. Und er bemüht sich, diese in jüdischer, römischer und griechischer Denkungsart zu spiegeln, wie sie in Jerusalem zusammenströmen.

Unverkennbar geht ein großer Zug der Gedanken und Gefühle durch das Buch. Bonsels führt uns heran an alle bedeutenden Menschen jener Tage, an Pontius Pilatus, an Herodes Antipas, an Salome, an die verschiedenen jüdischen Hohen Priester, an ihrer Spitze den hochsinnigen Nikodemus. Kühn springt Bonsels mit diesen Gestalten und den einzelnen dramatisch sich abspielenden Geschehnissen um. Die von Jesu Lehre ergriffene, geistreiche und gefühlsdurchströmte Salome stellt der Dichter nicht nur in ein beichtartiges Gespräch mit dem Griechen Dositos, sondern auch in Verhüllung von den Gekreuzigten.

Die farbige und hinreißende Landschaft des Orients, ihre Ausstrahlung auf Menschen und deren Empfindungswelt ist fesselnd erfaßt und fein nachgefühlt. Wie Bonsels in der Natur des Orients, der tiefgründigen Heimat der Religionen, sucht und forscht und ihr Wesen zu enträtseln sucht, davon eine Probe:

„So, zwischen Tag und Nacht der Seele und des Leibes, wob das Geheimnis des ewig Unerforschbaren dieses Landes Dositos ein. Ein sanfter Abendhauch der Mütterlichkeit Asiens wehte, wie aus der wunderbaren Einheit von Sein und Denken stammend, die von Osten her leuchtete. In ihr bedrängten diese Gegensätze einander nicht. Hier das unbedachte Tun, dort der Gedanke an die Tat des Ewigen, beide von ungebrochener Stärke, Genien der Schöpferkraft. Ihr Wesen schloß die zerspaltene Erwägung der westlichen Menschen aus und ließ die unzugehörige und anmaßende Fremde hinter sich zurück.“

Ob die christliche Glaubenslehre der Kirche, wie sie durch die Jahrhunderte läuft, sich von der schwangeren Romantik dieses phantastischen Buches befriedigt fühlt, ist freilich eine Frage, auf die mir keine Antwort zusteht. Bonsels be-

tont seinerseits, daß er Christus kein Wort in den Mund gelegt hat, das dieser nicht nach den evangelischen und außerkanonischen Überlieferungen gesagt haben soll. Eine tiefe Freude am Großen, Göttlichen und Ewigen im Weltall und an der menschlichen Sehnsucht weht jedenfalls durch das Buch.

Waldemar Bonsels

EIN DICHTER FÜR DIE JUGEND

Von Hanns Martin Elster

Ist es nicht merkwürdig, daß die ewigen Jugendbücher völlig absichtslos geschaffen worden sind? Grimms Märchen, Wilhelm Hauffs, Andersen, Bechsteins Märchen, Musäus' Rübezahl, Gustav Schwabs Sagen des klassischen Altertums, Wilhelm Busch's Max und Moritz, Hoffmanns Struwwelpeter, Selma Lagerlöfs Christuslegenden und Nils Holgersson, Johanna Spyris unsterbliche Bücher, Frederick Marryats Sigismund Rü-

„Ich glaube, daß es in den trüben Wirren des menschlichen Lebens kein Eiland der Helligkeit gibt, das an Glanz dem offenen Blick eines Kindes zu vergleichen ist. Alles liegt schon darin beschlossen, was das Leben zu bringen vermag, aber es ist noch das unberührte Eigentum der uranfänglichen Liebesquelle, und die Scheu und das Glück unserer Seele unter dieser Klarheit sind zugleich die edelste Mahnung und Verheißung, die uns Berührten und Gezeichneten auf unserem Wege begegnen können. Jedesmal wenn ich durch Zufall oder mit Willen meine Blicke in die Augen eines Kindes gesenkt habe, so war mir später in meiner Erinnerung, als habe ich hoch hinaufgesehen, über Berge hin, in hochgelegene Weiten, die nicht von der Finsternis berührt werden können. Ihnen verdanke ich den Glauben, daß das Unendliche in uns selbst beschlossen liegt und daß wir in die hellen Bereiche der Freude zurückkehren, deren Glanz einst auch aus unseren Augen gebrochen ist“.



stig, Coopers Lederstrumpferzählungen, Mark Twains Tom Sawyer, Daniel Defoes Robinson Crusoe und so viele andere, die wir hier nicht aufzählen wollen, entstanden, ohne daß ihre Dichter die Absicht hatten, ein „Jugend-“, ein „Kinderbuch“ zu schreiben. Die besten Bücher wachsen ja immer aus dem Herzen der Dichter, die nur die ganze Liebeskraft ihres Inneren offenbaren. Es list auch mit den Jugendbüchern nicht anders. Die bewußte Absicht, für ein bestimmtes Alter schreiben zu wollen, mischt Tendenzen in das Werk und zerstört seine Reinheit, die allein auf das Gemüt des Lesers, ganz gleich ob Jung oder Alt, zu wirken vermag.

So sind auch die Jugendbücher von Waldemar Bonsels, die heute in Millionen von Exemplaren und in allen Sprachen der Welt verbreitet sind, ohne jede Absicht oder Tendenz geschrieben, allein aus dem Herzen des Dichters erblüht. Bonsels nannte zwar seine „Biene Maja und ihre Abenteuer“, die 1912 zum ersten Male erschienen, „einen Roman für Kinder“. Aber er meinte damit nur die reinen Seelen, die Kinder aller Lebensalter, die noch die volle Unbefangenheit der Natur dem Leben gegenüber bewahrt haben, und dachte gar nicht daran, ein „Kinderbuch“ im spezifischen Sinne zu schreiben. Das Erlebnis der Biene Maja, der Natur allein ließ ihn zu dem Dichter der Biene Maja und des 1915 zum ersten Male hervortretenden „Himmelvolks“ werden. In beiden Büchern lebte jene Reinheit, die ihn 1918 in den „Menschenwegen“, dem ersten Band der „Notizen eines Vagabunden“, be- kennen ließ:

Aus dieser tiefen inneren Verbundenheit mit der Seele des Kindes erwuchs die Liebe des Dichters zur reinen Natur, zu den Bienen, den Tieren, den Blumen, erwuchs jenes Märchen des Lebens und der Tiere, der Blumen und Pflanzen, der Erde und Gestirne, der Wolken und Wasser, der Wälder und Berge, erwuchs jene Einheit der Seele mit Gottes Freude und Liebe, Güte und Helligkeit, die die Jugendbücher so strahlend machen und wie liebliche Sterne in jedes Herz leuchten. In diesen Jugendbüchern, die mehr sind als „nur“ Bücher für die Jugend, lebt einfach das Herz des Dichters und Sehers, der eine große Offenbarung, die Offenbarung der Liebe über das tiefste Wesen der Menschen, Tiere, Pflanzen, Himmel und Wolken, der Dinge zu verkünden hat.

Weil dem Dichter Waldemar Bonsels seine beiden ersten „Jugend“-Bücher rein aus der Leidenschaft des Herzens emporwuchsen, konnten auch seine späteren „Jugend“-Bücher nur den gleichen Atem des ewigen Lebens bekunden: Konnte Bonsels niemals zum bewußten „Jugend“-Buch-Schriftsteller werden, sondern immer nur der Dichter sein, den allein das Erlebnis rief und zum Gestalter machte. Darum wurde auch der Band „Mario und die Tiere“ 1930 wieder zu dem gleichen Wunder der Dichtung, der inneren und äußeren Wahrheit, die bezaubern und unvergänglich sind. Die geheimnisvollen Stimmen wundersamster Naturverbundenheit und reinsten Kindlichkeit vermählten sich hier zu einem Märchen und Abenteuer für Erwachsene wie Kinder, zu einer Poesie, die sich hoch über alles Menschlich-Allzumenschliche erhebt und in den reinen Raum der Seelenwelt führt.

Darum konnte auch nur ein reiner Künstler wie Arthur Schroeter, der uns soeben allzu früh entrissen wurde, die hohe Bild- und Sprachkunst des Dichters in farbige Bilder fassen, so daß der Dichter sie als einmalige Begleitung zu seinem Werk empfand. Hier lebt wie auch in den Einzelgeschichten „Tiere, Jagden, Abenteuer“ (wie „Mario und die Tiere“ soeben im Hoch-Verlag, Düsseldorf, erschienen) jene Schönheit, jene Unverfälschtheit der Natur und jener Reichtum an Liebe und Güte, die überall nur das Wesen suchen und den Schein verachten, wie einmal gesagt worden ist. Bonsels lehrt uns auch durch seine 50g. Jugendbücher, daß wir Menschen eine eigene Welt



voller Kraft und Stärke in uns tragen und daß wir nur glücklich sind, wenn wir ihr gehören. Damit aber gibt er gerade der Jugend eine Lebensfülle und Liebesmacht mit, die ihr helfen, ihr Leben aufzubauen und im reinen Sinne zu erfüllen, zu gestalten. Und darum werden seine Jugendbücher wie schon seit fast vier Jahrzehnten einer Generation nach der anderen nur Segen spenden.

„Mario und die Tiere“, 208 S. Hl. DM 6,80.
„Freundschaften, Kämpfe, Jagden“, 78 S.,
Hl. DM 2,50. Beide Bücher im Hoch-Verlag,
Düsseldorf.

Das Buch „Freundschaften, Kämpfe, Jagden“ enthält Beiträge aus folgenden Büchern Bonsels: „Mario und die Tiere“, „Indienfahrt“ und „Himmelsvolk“.

„Er schläft nur...“

Erinnerung an Waldemar Bonsels

Es war in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg. Die Not von uns Jungen mochte in vielen anders als die der heute Zwanzigjährigen gewesen sein, aber es war die Not der Jugend, und sie wollte ebenso durchlitten werden. In dem Chaos klang damals eine Stimme auf, die uns vor Glück erbeben und die Alten schaudern ließ. Sie kam aus dem südlichsten Winkel Deutschlands, und des Rufers Name war bald in aller Munde: Waldemar Bonsels. Da sprach einer, der unsere bangen Fragen im Geiste und im Blute erlebt und der die einzige Antwort darauf, den einzigen Weg gefunden hatte: den zu uns selbst. Ein Mann aus dem Norden (Bonsels ist in Ahrensburg bei Hamburg geboren), der frühzeitig die Welt durchwanderte und unter allen Himmelsstrichen, in aller Wirrnis stets nur das eine suchte: das schlagende Menschenherz; ihm war die Gnade geworden, der gemarteten Seele einer Generation wieder die Tröstungen der Natur und des Gott-erlebens zu erschließen. Nicht Ankläger, nicht Richter, sondern Schauender, Erlebender und darin zum Wissenden Gewordener. Und aus den stürzenden Werten einer dahinsinkenden Welt traten die Lichtgestalten einer neuen Gemeinschaft des Geistes vor uns hin.

Seine „Biene Maja“ hatte sich die Welt erobert, „Himmelsvolk“ und „Das Anjekind“ folgten, und dann schritten wir tapfer mit ihm die Vagabundenstraße der „Menschenwege“ und der glühenden „Indienfahrt“, bis uns der Held einer neuen Zeit, Mario, der mit den Tieren des Waldes aufgewachsene Knabe, in seinen hellen Umrissen aufging. Wenn uns die mystischen Welten der Gottsucher entrückten, so waren die nächsten Gaben des Dichters wieder von sonnigstem, feinstem und weisem Humor überglänzt in den Märgen der „Klingenden Schale“ und der „Reise um das Herz“, die die Liebe der ganzen Welt in sich einzuschließen schienen. Bis das gedankentiefe Amerikabuch „Der Reiter in der Wüste“ und der Christus-Roman „Das vergessene Licht“ in ihrem reifen, abgeklärten Spätlicht aufschimmerten.

Die Literaten sind sich über diese Dichterpersönlichkeit nie ganz einig geworden. Zum Unterschied von der Jugend und allen geistig Lebendigen, aus deren Reihen einige wie Adler, Rheinfurth und Bulgrin in ihren Büchern Bonsels als umfassende Erscheinung naturverbundener religiöser Kraft, als Dichter-Philosoph und Sprachkünstler von betörendem, zugleich bestrickend anmutigem Ausdrucksvermögen nahegekommen sind.

Wer Bonsels einmal persönlich begegnete, der ging nicht ohne Trost für alles Leid und Ungemach des Herzens von ihm. So geschah

es auch dem Schreiber dieser Zeilen, dem auf dem Wege über die Musik das nie verlierbare Glück von Vertrauen und Freundschaft dieses großen Menschen und seiner wundervollen Frau zuteil geworden ist, und der viele unvergeßliche Sommer als Gast des Dichterheims in Ambach am Starnberger See verbringen durfte. Wochen einer geistigen Freiheit und Herrlichkeit, vor deren Glanz jedes Wort verstummt.

Waldemar Bonsels weilte oft als Gast und als Vortragender in unserer von ihm geliebten Stadt. Erst im Mai dieses Jahres war ein Abend im „Kreise des geistigen Lebens“ geplant, den aber die Krankheit des Dichters — niemand wagte da noch an das Ende zu denken — verhinderte. Es ist ihm nicht leicht geworden, und sein Wort „Wollte Gott, ich fände einst das Ende so leicht und froh, wie ich alle Anfänge gefunden habe“, sollte sich an ihm nicht erfüllen. Aber er hat uns ein anderes als Vermächtnis hinterlassen: „Was um uns her und mit uns geschieht, darf nicht in Bereiche dringen, für deren Gewähr wir von Anfang an in der Welt gewesen sind und bis zuletzt bleiben werden.“ Wer vermöchte sich seinem Trost zu entziehen? Daher sei im Namen derer, die Waldemar Bonsels gekannt und geliebt haben, das Versprechen unauslöschlichen Dankes abgelegt, für alles, was er uns gegeben hat. Fritz Skorzeny.

Meine Wiener Fühnung 6. April 52

Dr. Margarete Dierks:

„... und alles ist erfüllt und alles gut“

In Memoriam *Waldemar Bonsels*

Das Jahr 1952 umschließt mancherlei Abschied, der schmerzt. Mit den Verstummten allen schweigt auch für immer einer, der in unserer Zeit voller Schriftsteller noch wahrhaft dichterisch in Worten zu malen, in Farben zu erzählen wußte, der sich der Sprache bediente, um außen und innen Geschautes in hellen Bildern der Schönheit und Wahrhaftigkeit widerzugeben: *Waldemar Bonsels*.

Sein Name hat nie im Zusammenhange irgendwelcher „Ismen“, nie als führend für gewisse „Richtungen“, nie als „bahnbrechend“ für einen Schwall von Nach- und Übers-Ziel-Läufern genannt werden können. Aber seine Werke fanden, großem Verlangen nachgebend, Übertragung in viele Sprachen, erlebten Auflagen von

Hunderttausenden und fanden Leser und Liebende in allen Schichten und Nationen.

Bei der Mitteilung seines Todes am 31. Juli, die durch die Zeitungen ging, mögen Ungezählte innegehalten haben, — und sie hörten ihrer Mutter Stimme vorlesend oder sahen sich selbst mit glühenden Wangen über den Seiten sitzend: „Die kleine Biene ließ sich willenslos und tief im Herzen beglückt davonführen. Ihr war zumut, als habe ihr das Leben nun nichts Schöneres mehr zu geben . . .“, und die Abenteuer der „Biene Maja“ oder der Duft der Waldwiese mit all dem „Himmelsvolk“ zog durch ihren Sinn. Die längst dem Alltag mit seinen Existenzsorgen Verfallenen empfingen es wie

den Gruß einer Heimat, die Ursprung und Ziel der Sehnsucht aller ruhelosen Herzen ist als Schönheit, als weisheitsvolle Ordnung und gottbeseelte Mannigfaltigkeit des einen, wesenhaften Grundes.

Das war Waldemar Bonsels: Ein Wortgestalter und Knder des wesenhaften Grundes, ob er in Märchen Kindern Natur und Menschenwelt erschloß, ob er Erwachsenen mit „Mario“ oder „Indienfahrt“ beruhendes Sein und dessen gesammelte Wirksamkeit erkennen ließ als ewigen Gegensatz der zivilisierten Geschäftigkeit, in die sich der Mensch mehr und mehr verstrickt und verliert.

Heimweh nach diesem wesenhaften Grund der Welt mochte ihn, den Sohn norddeutscher und romanischer Blutlinien, in jungen Jahren aus Elternhaus und Heimat getrieben haben, ein Wanderer, dessen tiefster Kompaß ungewußt die Straße der eigenverantworteten Erkenntnis wies, einer, dessen Wandern und Fahren über viele Länder und drei Erdteile zu Erfahrungen wurden, davon seine Werke sagen als, wie der Titel seines letzten Bandes heißt, „Runen und Wahrzeichen“, eines „Wanderers zwischen Staub und Sternen“.

Unter diesem weiträumigen Thema könnten seine Werke alle verstanden werden, auch das, was daran dem von außen kritisch fragenden Verstande nicht sogleich sich öffnet. Es sind alles Phasen seines Schicksals und seiner Wege ins Allgemeingültige erhoben. So brach er auf als ein „Mario“ aus den Wäldern der Beschlossenheit zu den „Reisen um das Herz“, „Menschenwege“, „Narren und Helden“ erkennend und zeichnend, so teilte er mit aus den „Notizen eines Vagabunden“, aus „Indienfahrt“, „Amerikafahrt“ und „Tagen der Kindheit“, so forschte er nach „Gott und Natur im Menschenherzen“, erhellte „Zwischen Traum und Tat“ mit Liedern und Dichtungen die durchmessenen Strecken und reifte schauend und schaffend heran, „mythischen Bericht aus der Zeitwende“ geben zu können, in dem Roman des Griechen „Dositos“, in dem er alle Zeiten und so auch die unsere heimführt in den ewigen Strahlkreis des Göttlichen, in „Das Vergessene Licht“.

Es findet sich kein Bruch und keine Verkehrung im Schaffen des nun Vollendeten, so manigfacher Tier- und Menschenart, so vielschichtiger Begebenheiten es sich angenommen hat. Die Geschehnisse und Gestalten bleiben unter dem großen Schicksalsbogen von Natur und Geist, Beruhen und Ausgriff, Begehr und Einsicht, die Tiefe und Höhe, Nachtseite und Lichtfülle in einem zu bejahen trachtet.

Damit aber sind die Werke von Waldemar Bonsels' Dichtung im eigentlichen Sinne, im Sinne der „religio“, der Bindung und Rückbindung aller Einzelercheinungen in die ursprünglichen Bezirke, die der Wirkraum des Göttlichen sind. Nicht erst mit dem „Vergessenen Licht“ betrat Waldemar Bonsels die „religiöse Ebene“. Wie Stufen, die immer weitere Sicht gewähren, führen seine Werke hinan zu der innigen, freimütigen und alle Gegensätze von „heidnisch“ und „christlich“ berhhenden Christus-Bejahung, die er den Griechen Dositos auf der Schwelle der Zeitwende finden läßt.

„Die Worte dieses Mannes“, so heißt es von dem Nazarener, „welche die höchsten und letzten Dinge berühren, die die Freiheit der Seele meinen, . . . wird schwerlich ein Mensch aufzunehmen vermögen, der nicht empfunden hat, daß nach der Überzeugung dieses Schauenden die Wahrheit von der Liebe so untrennbar ist, wie das Wasser von der Quelle. Der Weg zur Wahrheit bedeutet für ihn Übereinstimmung mit sich selbst, nicht mit etwas anderem. Indem er so sich selbst betrachtet, wendet er sich seinem Ursprung zu, Gott, und findet keinen Unterschied — das ist das Wunder . . .“, und davor — so führt es Waldemar Bonsels in diesem seinem letzten großen Werke aus — gilt allein die Frage an den Menschen, ob er gleichfalls, und sei es nur mit einem Tropfen in seiner Seele, diesem geistigen Sein, diesem „Liebesbereich Gottes“, zugehört, ob er in der Verstrckung des Lebens den Herzensblick bewahrte und die Freiheit, die nicht verstanden wird als eine „Entbundenheit von allerhand Vorschriften“, sondern als „das uneingeschränkte Recht der Seele zu ihrem tiefsten Wert“.

Gespräche, die Menschen in der „Mario-Trilogie“, in „Eros und die Evangelien“, den „Notizen eines Vagabunden“ miteinander um die letzten Dinge hielten, scheinen im „Dositos“ fortgesetzt und zu ihrer endgültigen Antwort gebracht; und was der Dichter tausendfältig auf Menschenwegen hallen hrte und es aufnahm in die Gestalten seiner Werke, was er Asja in Liedform sagen läßt, dies „Es gibt nur eine Klage der Liebe, die um Licht“, stillt und befriedigt er nun mit der Deutung, „der Meister“ habe „das Beispiel seines Lebens nicht unter Furcht und Strafe gestellt, sondern den Wert der Herzen aufgerufen nach ihrer Art“.

Wortprägungen dieser letzten Schöpfung, wie „Herzen nach ihrer Art“ oder „Recht der Seele zu ihrem tiefsten Wert“ geben aber zugleich den Schlüssel in die Hände zu Bonsels Gesamt-Werk. Von der Vielstimmigkeit der Blumen und Tiere im Lebensbereiche der „Biene Maja“ bis zu den Personen all aus den verschiedenen Völkerschaften, Stämmen, Schichten und Religionskreisen im „Dositos“ ging es diesem Schaffenden um die jeweilige Beschaffenheit und Artung des Lebendigen, um das eigene Wesen eines jeden in Verhältnis und Einstimmung zum Lebensganzen, um seine Entstammung und Zugehörigkeit zum alleinigen Wesensgrunde. Auch das Nchtige und Böse, das Aufbegehrende und Zerstörende, das Machtheischende und Selbstische sieht er eingeordnet in diesen Bezug, den alles und alle auf die lichte Mitte zu haben.

Nur darum, daß man dies, seiner Weisheit letzten Schluß, aus seinen Werken erkenne, ging es ihm, „denn Anerkennung vom ästhetischen oder Moralischen her, wie beides sich auf der Ebene des Verstandes dartut, sind mir unwichtig geworden“, heißt es in einem seiner Briefe aus dem Jahre 1949.

Das letzte Bild von ihm aus der Zeit schon weit vorgeschrittener Krankheit zeigt Haupt und Hände, „von einer reinen Seele gebildet“, wie er es von seinem „Mario“ schrieb. Aber das Element dieses schon Enthobenen war

zu Wirken und Schöpfung der Vielfalt und Fülle der Welt. Am Abend eines hohen Sommertages, in seinem Hause in Ambach am Starnberger See, ist er still und rasch daraus fortgegangen. In dem Gedichtbuch „Zwischen Traum und Tat“ aus seinem Besitz findet sich über zwei Strophen von ihm mit Bleistift verzeichnet eine neue Überschrift: „Sommer“, und es scheint, als ob er mit diesem „Sommer“ Weisheit und Bekenntnis seines Lebens in den hohen Sommertag seines Todes vorausgab:

„Mir ist der helle Sommer Glück genug,
in Gold und Grün erstrahlt das weite Bild.
Die Seele zieht mit Duft und Vogelflug,
O holder Aufbruch, ganz in Glanz gehüllt.

Nie wird es schöner! Seele, sprich dein Wort,
sprich es in Frieden, wie die Erde tut.
So kehrt es wieder, immer, fort und fort,
und alles ist erfüllt und alles gut.“



DIE DEUTSCHE VERLAGSANSTALT STUTTGART

hat in einer einmaligen Auflage von 1700 Exemplaren, die nicht in den Buchhandel gelangt, eine Gedächtnisschrift zu Ehren des im Sommer 1952 verstorbenen Dichters **Waldemar Bonsels** herausgebracht. Der außergewöhnlich schöne Leinenband enthält u. a. sieben in Faksimile wiedergegebene, bisher unveröffentlichte Gedichte und ein ganzseitiges Bildnis des Meisters aus dem Jahre 1950, sowie Verse von **Alfred Günther** und **Hans Carossa**. Die buch künstlerische Gestaltung wurde in hervorragender Weise von **Peter Schneider** besorgt. Die glücklichen Besitzer des Buches, deren Kreis leider beschränkt bleiben muß, werden dem Verlag für diese wahrhaft kostbare Gabe Dank wissen — kommen doch hier noch einmal die letzten und reifsten Gedanken des großen Toten, der „begabt war zu schauen und begnadet entzückt zu sein“, in vollendeter Sprache und einmaliger Schönheit zum Ausdruck: harmonischer Abschluß eines ungewöhnlich reichen und gesegneten Lebenswerkes!

Gut und Böse ist, die ihm die Entscheidung abnimmt. Seine Zeit versetzt ihn in eine Lage, die unter anderen Umständen nur das Ergebnis höchster Reife sein konnte. Allein die Schöpferwonne, die Liebe und der Tod konnten früher den Menschen in den Bezirk jenseits von Gut und Böse stellen. Der Durchschnittsmensch erträgt eine Wohnung in dieser eisig klaren Luft nicht. Der Dichter strebte sie als höchstes Ziel an. Heute steht er auf dieser Stufe. In seiner Kraft liegt es, der Menschheit das Bewußtsein dieses Zustandes erträglich, ja wünschenswert zu machen. Die Freiheit, die Pflicht zur eigenen Entscheidung und eigenen Verantwortung ist eine Not. Der Dichter mache aus dieser Not eine Tugend.

Wesentlich ist zwar, daß der Dichter des Publikums und seines Echos bedarf. Denn er allein ist nichts. Der Schreibende und der Lesende zusammen erst erzeugen das göttliche Kind Dichtung. Nie aber entstand Dichtung, weil ein Lesender da war. Dichtung wurde immer in Einsamkeit geschrieben. Daß der Dichter heute von Anfang an auf sich selbst gestellt ist, führt ihn in die Versuchung, frühere Zeiten herbeizusehnen und an den Platz des Dichters in solchen Zeiten zu entfliehen. Er will nicht ertragen, daß niemand da ist, für den er schreibt; er will die Anteilnahme des Lesers erzwingen. Das ist die große Gefahr des heutigen Dichters. Es ist schlimm, daß Not in jeder Form, die früher von der letzten Stufe menschlicher Reife auf sich genommen werden konnte, heute von Anfang an da ist, aber noch nicht die Kraft, sie zu ertragen. Mit gieriger Blickrichtung nach außen, mit der Frage nach dem Erfolg ist noch nie Dichtung entstanden. Die Gefahr liegt nahe, daß die wirklich vorhandenen inneren Antriebe, die erst langjähriger,

geduldiger Pflege bedürfen, um reifen zu können, erstickt werden. Wie weite Kreise dieser Grundirrtum zieht, beweist, daß heute in aller Öffentlichkeit vom Dichter gefordert wird, den Leser zu irgend einer Handlungsweise herauszufordern. Das heißt aber, das Pferd von hinten aufzäumen. Wirkt die absichtslos geschaffene Dichtung nicht mehr, so kann man sich des Bestandes der Dichtung nicht versichern, indem man sie in wesensfremde Gebiete evakuiert und sie in die Welt der Wirtschaft und Politik eingreifen läßt. Wenn sie sich auf die Ebene der Tagesschreiber, die des Lob singen, dessen Brot sie essen, begibt, verliert sie die Kraft ihrer Notwendigkeit. Sie kann die Verzweiflung nur besiegen, wenn sie sich nicht in die Tatsachen verliert, sondern Wahrheit bleibt: göttlich bleibt. Man kann nicht die Dichtung retten, indem man sie zerstört.

Hier ist wieder die „Schlange“. Aber der Dichter steht unter einem Gesetz, das jenseits der „Schlange“ liegt, das alle Übel an einem einzigen Hebel beseitigen kann: Er darf sich seiner Mitte nicht entziehen lassen und muß dem Anruf der Leere widerstehen. Des Dichters Sendung in der Gegenwart ist ein Martyrium. Seine Sendung ist eine Tat der selbstzerstörenden Erlösung.

Dies sollte uns froh machen: Gott ist in uns. Die Mitte ist in uns. Die Erlösung ist in uns. Es gibt nur immer wieder den einen alten Trost und den einen alten Rat für den Dichter in der Gegenwart: Nach innen horchen, ob Gott spricht. Er kann ihn nicht erzwingen. Er kann ihn nur erwarten. Und spricht er endlich, so ist es nicht sein Verdienst, sondern die Frucht seiner Demut: Gnade.

Dr. Margarete Dierks:

„... und alles ist erfüllt und alles gut“

In Memoriam Waldemar Bonsels

Das Jahr 1952 umschließt mancherlei Abschied, der schmerzt. Mit den Verstummten allen schweigt auch für immer einer, der in unserer Zeit voller Schriftsteller noch wahrhaft dichterisch in Worten zu malen, in Farben zu erzählen wußte, der sich der Sprache bediente, um außen und innen Geschautes in hellen Bildern der Schönheit und Wahrhaftigkeit widerzugeben: *Waldemar Bonsels*.

Sein Name hat nie im Zusammenhange irgendwelcher „Ismen“, nie als führend für gewisse „Richtungen“, nie als „bahnbrechend“ für einen Schwall von Nach- und Übers-Ziel-Läufern genannt werden können. Aber seine Werke fanden, großem Verlangen nachgebend, Übertragung in viele Sprachen, erlebten Auflagen von

Hunderttausenden und fanden Leser und Liebende in allen Schichten und Nationen.

Bei der Mitteilung seines Todes am 31. Juli, die durch die Zeitungen ging, mögen Ungezählte innegehalten haben, — und sie hörten ihrer Mutter Stimme vorlesend oder sahen sich selbst mit glühenden Wangen über den Seiten sitzend: „Die kleine Biene ließ sich willenlos und tief im Herzen beglückt davonführen. Ihr war zumut, als habe ihr das Leben nun nichts Schöneres mehr zu geben...“, und die Abenteuer der „Biene Maja“ oder der Duft der Waldwiese mit all dem „Himmelsvolk“ zog durch ihren Sinn. Die längst dem Alltag mit seinen Existenzsorgen Verfallenen empfingen es wie

Die dt. Literatur. Nr. 1, 1953

den Gruß einer Heimat, die Ursprung und Ziel der Sehnsucht aller ruhelosen Herzen ist als Schönheit, als weisheitsvolle Ordnung und gottbeseelte Mannigfaltigkeit des einen, wesenhaften Grundes.

Das war Waldemar Bonsels: Ein Wortgestalter und Kunder des wesenhaften Grundes, ob er in Märchen Kindern Natur und Menschenwelt erschloß, ob er Erwachsenen mit „Mario“ oder „Indienfahrt“ beruhendes Sein und dessen gesammelte Wirksamkeit erkennen ließ als ewigen Gegensatz der zivilisierten Geschäftigkeit, in die sich der Mensch mehr und mehr verstrickt und verliert.

Heimweh nach diesem wesenhaften Grund der Welt mochte ihn, den Sohn norddeutscher und romanischer Blutlinien, in jungen Jahren aus Elternhaus und Heimat getrieben haben, ein Wanderer, dessen tiefster Kompaß ungewußt die Straße der eigenverantworteten Erkenntnis wies, einer, dessen Wandern und Fahren über viele Länder und drei Erdteile zu Erfahrungen wurden, davon seine Werke sagen als, wie der Titel seines letzten Bandes heißt, „Runen und Wahrzeichen“, eines „Wanderers zwischen Staub und Sternen“.

Unter diesem weiträumigen Thema könnten seine Werke alle verstanden werden, auch das, was daran dem von außen kritisch fragenden Verstande nicht sogleich sich öffnet. Es sind alles Phasen seines Schicksals und seiner Wege ins Allgemeingültige erhoben. So brach er auf als ein „Mario“ aus den Wäldern der Beschlossenheit zu den „Reisen um das Herz“, „Menschenwege“, „Narren und Helden“ erkennend und zeichnend, so teilte er mit aus den „Notizen eines Vagabunden“, aus „Indienfahrt“, „Amerikafahrt“ und „Tagen der Kindheit“, so forschte er nach „Gott und Natur im Menschenherzen“, erhellte „Zwischen Traum und Tat“ mit Liedern und Dichtungen die durchmessenen Strecken und reife schauend und schaffend heran, „mythischen Bericht aus der Zeitwende“ geben zu können, in dem Roman des Griechen „Dositos“, in dem er alle Zeiten und so auch die unsere heimführt in den ewigen Strahlkreis des Göttlichen, in „Das Vergessene Licht“.

Es findet sich kein Bruch und keine Verkehrung im Schaffen des nun Vollendeten, so manigfacher Tier- und Menschenart, so vielschichtiger Begebenheiten es sich angenommen hat. Die Geschehnisse und Gestalten bleiben unter dem großen Schicksalsbogen von Natur und Geist, Beruhen und Ausgriff, Begehr und Einsicht, die Tiefe und Höhe, Nachtseite und Lichtfülle in einem zu bejahen trachtet.

Damit aber sind die Werke von Waldemar Bonsels' Dichtung im eigentlichen Sinne, im Sinne der „religio“, der Bindung und Rückbindung aller Einzelercheinungen in die ursprünglichen Bezirke, die der Wirkraum des Göttlichen sind. Nicht erst mit dem „Vergessenen Licht“ betrat Waldemar Bonsels die „religiöse Ebene“. Wie Stufen, die immer weitere Sicht gewähren, führen seine Werke hinan zu der innigen, freimütigen und alle Gegensätze von „heidnisch“ und „christlich“ überhöhenden Christus-Bejahung, die er den Griechen Dositos auf der Schwelle der Zeitwende finden läßt.

„Die Worte dieses Mannes“, so heißt es von dem Nazarener, „welche die höchsten und letzten Dinge berühren, die die Freiheit der Seele meinen, . . . wird schwerlich ein Mensch aufzunehmen vermögen, der nicht empfunden hat, daß nach der Überzeugung dieses Schauenden die Wahrheit von der Liebe so untrennbar ist, wie das Wasser von der Quelle. Der Weg zur Wahrheit bedeutet für ihn Übereinstimmung mit sich selbst, nicht mit etwas anderem. Indem er so sich selbst betrachtet, wendet er sich seinem Ursprung zu, Gott, und findet keinen Unterschied — das ist das Wunder . . .“, und davor — so führt es Waldemar Bonsels in diesem seinem letzten großen Werke aus — gilt allein die Frage an den Menschen, ob er gleichfalls, und sei es nur mit einem Tropfen in seiner Seele, diesem geistigen Sein, diesem „Liebesbereich Gottes“, zugehört, ob er in der Verstrickung des Lebens den Herzensblick bewahrte und die Freiheit, die nicht verstanden wird als eine „Entbundenheit von allerhand Vorschriften“, sondern als „das uneingeschränkte Recht der Seele zu ihrem tiefsten Wert“.

Gespräche, die Menschen in der „Mario-Trilogie“, in „Eros und die Evangelien“, den „Notizen eines Vagabunden“ miteinander um die letzten Dinge hielten, scheinen im „Dositos“ fortgesetzt und zu ihrer endgültigen Antwort gebracht; und was der Dichter tausendfältig auf Menschenwegen hallen hörte und es aufnahm in die Gestalten seiner Werke, was er Asja in Liedform sagen läßt, dies „Es gibt nur eine Klage der Liebe, die um Licht“, stillt und befriedigt er nun mit der Deutung, „der Meister“ habe „das Beispiel seines Lebens nicht unter Furcht und Strafe gestellt, sondern den Wert der Herzen aufgerufen nach ihrer Art“.

Wortprägungen dieser letzten Schöpfung, wie „Herzen nach ihrer Art“ oder „Recht der Seele zu ihrem tiefsten Wert“ geben aber zugleich den Schlüssel in die Hände zu Bonsels Gesamt-Werk. Von der Vielstimmigkeit der Blumen und Tiere im Lebensbereiche der „Biene Maja“ bis zu den Personen all aus den verschiedenen Völkern, Stämmen, Schichten und Religionskreisen im „Dositos“ ging es diesem Schaffenden um die jeweilige Beschaffenheit und Artung des Lebendigen, um das eigene Wesen eines jeden in Verhältnis und Einstimmung zum Lebensganzen, um seine Entstammung und Zugehörigkeit zum alleinigen Wesensgrunde. Auch das Nüchtere und Böse, das Aufbegehrende und Zerstörende, das Machtheischende und Selbstische sieht er eingeordnet in diesen Bezug, den alles und alle auf die lichte Mitte zu haben.

Nur darum, daß man dies, seiner Weisheit letzten Schluß, aus seinen Werken erkenne, ging es ihm, „denn Anerkennung vom Ästhetischen oder Moralischen her, wie beides sich auf der Ebene des Verstandes dartut, sind mir unwichtig geworden“, heißt es in einem seiner Briefe aus dem Jahre 1949.

Das letzte Bild von ihm aus der Zeit schon weit vorgeschrittener Krankheit zeigt Haupt und Hände, „von einer reinen Seele gebildet“, wie er es von seinem „Mario“ schrieb. Aber das Element dieses schon Enthobenen war

zu Wirken und Schöpfung der Vielfalt und Fülle der Welt. Am Abend eines hohen Sommertages, in seinem Hause in Ambach am Starnberger See, ist er still und rasch daraus fortgegangen. In dem Gedichtbuch „Zwischen Traum und Tat“ aus seinem Besitz findet sich über zwei Strophen von ihm mit Bleistift verzeichnet eine neue Überschrift: „Sommer“, und es scheint, als ob er mit diesem „Sommer“ Weisheit und Bekenntnis seines Lebens in den hohen Sommertag seines Todes vorausgab:

„Mir ist der helle Sommer Glück genug,
in Gold und Grün erstrahlt das weite Bild.
Die Seele zieht mit Duft und Vogelflug,
O holder Aufbruch, ganz in Glanz gehüllt.

Nie wird es schöner! Seele, sprich dein Wort,
sprich es in Frieden, wie die Erde tut.
So kehrt es wieder, immer, fort und fort,
und alles ist erfüllt und alles gut.“



DIE DEUTSCHE VERLAGSANSTALT STUTTGART

hat in einer einmaligen Auflage von 1700 Exemplaren, die nicht in den Buchhandel gelangt, eine Gedächtnisschrift zu Ehren des im Sommer 1952 verstorbenen Dichters Waldemar Bonsels herausgebracht. Der außergewöhnlich schöne Leinenband enthält u. a. sieben in Faksimile wiedergegebene, bisher unveröffentlichte Gedichte und ein ganzseitiges Bildnis des Meisters aus dem Jahre 1950, sowie Verse von Alfred Günther und Hans Carossa. Die buch künstlerische Gestaltung wurde in hervorragender Weise von Peter Schneider besorgt. Die glücklichen Besitzer des Buches, deren Kreis leider beschränkt bleiben muß, werden dem Verlag für diese wahrhaft kostbare Gabe Dank wissen — kommen doch hier noch einmal die letzten und reifsten Gedanken des großen Toten, der „begabt war zu schauen und begnadet entzückt zu sein“, in vollendeter Sprache und einmaliger Schönheit zum Ausdruck: harmonischer Abschluß eines ungewöhnlich reichen und gesegneten Lebenswerkes!

Generalmusikdirektor KURT OVERHOFF:

Zur Inszenierung der Bayreuther Festspiele 1952

Ist psychoanalytische Regieführung richtig? — Eine grundsätzliche Betrachtung

Wer sich mit den Neuinszenierungen der Wagner-Festspiele eingehend beschäftigt, kommt u. a. zu folgendem Schluß:

Wieland Wagner faßt die Inszenierung vom Psychologischen her an: er versucht das *Seelenleben* einschließlich des Unterbewußtseins in Bild und Geste direkt umzusetzen.

Dafür ein Beispiel aus „Tristan und Isolde“: Tristan erwacht aus tiefer Ohnmacht, um ein letztes Mal von der Gewalt zehrender Sehnsucht ins Leben zurückgepeitscht zu werden. Er springt von seinem Lager auf, taumelt in wilder Rastlosigkeit umher, bis er nach der gräßlichen Selbstverfluchung auf dem nackten Boden zusammenstürzt. Kurwenal steht seitlich hinter ihm wie erstarrt und außerstande, den Tobenden zu seinem Lager zurückzuführen: erst wenn Tristan leblos zusammengesunken ist, bemüht er sich um ihn wieder. — Das alles erscheint für *beide* Gestalten zunächst widersinnig: denn ein Sterbender, der aus wochenlanger Ohnmacht aufge-

wacht ist, würde niemals imstande sein, solange aufrecht zu stehen und umher zu gehen. Noch widersinniger aber erscheint es, daß der „Treue ohne Wanken“ untätig dabei zusehen würde, wie sein ängstlich gehüteter todeswunder Herr einige Schritte weit von ihm nach rasendem Ausbruch dumpf auf den steinigen Boden niederfällt, ohne daß er auch nur den leisesten Versuch unternimmt, ihn aufzufangen und stützend zu seinem Lager zu geleiten. Was also hat der Regisseur hier gewollt? — Er hat den *inneren* Seelenzustand beider Gestalten direkt in ein Bild übertragen; er hat jedem Realismus bewußt entsagt. Es wird *Bild*, was in Tristans Seele Wahrheit ist, daher das Aufspringen vom Lager und das ruhelose Umhertaumeln. Kurwenal aber „leidet das mit, was sein Herr leidet“. Das conventionelle Gebaren einer Krankenschwester läge auf einer völlig anderen *Ebene*, als es die ist, auf der sich die Weltentragik dieses Seelenleidens abspielt. Der Versuch, dem unter der Unermeßlichkeit *kosmischen Weltleidens* Zusammenbrechenden in körper-

lich plumper Berührung zu nahen, würde als grobe Distanzlosigkeit und Abgleiten in die realistische Sphäre des Alltäglichen empfunden werden. Hier ist also gleichsam eine Art von Psychoanalyse für die Bühne geschaffen worden.

„Wollt ihr nach Regeln messen,
was nicht nach eurer Regeln Lauf?
Der eignen Spur vergessen
Sucht davon erst die Regel auf!“

Wir haben also bei der Beurteilung der Regie zwei Fragen zu beantworten:

Erstens: ist der eingeschlagene Weg einer psychoanalytischen Regieführung richtig oder falsch?

Zweitens: ist das in dieser Tendenz Geleistete gelungen oder mißlungen?

Daß Licht, Dunkel und Farbe eine entscheidende Rolle dabei spielen, wenn Seelenzustände direkt in sichtbare Bilder umgewandelt werden sollen (wie etwa im Traume), ist selbstverständlich, und von hier aus müssen wir auch die jeder Realistik Hohn sprechende, ungemein fein differenzierte Symphonie des Beleuchtungsapparates beurteilen, den der Regisseur in den Dienst der neuen Stil-Idee gestellt und in einem bisher ungekannten Ausmaße als „mitwirkenden“ Faktor bei der Darstellung des Werkes verwendet hat.

Zu solcher Inszenierung und Beleuchtung passen natürlich auch Bühnenbilder, die das Gegenständliche manchmal nur noch wie von ferne her andeuten, meistens aber zu Gunsten von Farbe und Licht einfach weglassen.

Wir müssen aber demgegenüber Folgendes geltend machen:

Im großen Kunstwerk wird das Transzendente (das Übersinnliche, das Göttliche) in der sinnlichen Gestalt fühlbar aber nicht in der Abstraktion von dieser: sobald das Moment des Sinnlichen das, was Auge und Ohr ohne Vermittlung des denkenden Verstandes unmittelbar erfassen, aus einer Darstellung entfernt wird, hört dieselbe auf Kunst zu sein. An ihre Stelle tritt dann der abstrahierende Denkprozeß, das contradiktorische Gegenteil aller Kunst. Die „platonische Idee“, das innerlich Wesenhafte, die Seele der Dinge, kann für Menschen nur fühlbar werden und aufleuchten in Gestalten, wie sie das menschliche, nicht irgend ein abstrahierendes „Denk-Auge“ wahrnimmt. Wenn ein Baum nicht mehr so dargestellt wird, wie ihn jedes menschliche Auge sieht, dann bleibt es der Willkür überlassen, ob er als Würfel, als leerer angeleuchteter Raum oder sonst irgendwie „gedeutet“ wird, um das in ihm verborgene Übersinnliche auszusprechen. Rembrandts Bäume sind gewiß mehr als Bäume auf einer photographischen Platte, aber das, was in diesen Gebilden höchste Kunst über die Natur noch hinausgeht, wird nur dadurch fühlbar, weil das Allgemeingültige in ihnen respektiert worden ist.

Wenn an Stelle des Allgemeingültigen ein subjektives Gebilde tritt, einerlei ob gegenständlich, stilisiert oder Licht und Farbe allein, so ist doch dadurch lediglich erreicht worden, daß man der eigentlichen Aufgabe in etwas schlechthin Unkontrollierbares

ausgewichen ist. Während das Allgemeingültige unbegrenzt verbessert werden kann und eine von Generation zu Generation zu vertiefende künstlerische Aufgabe bleibt, entzieht sich das abstrakte Bühnenbild jeder Verantwortlichkeit gegen das gemeinsam Menschliche und damit auch jedem kritischen Appell.

Der naive, philosophisch und gedanklich unverdor bene Laie aber versteht nichts von Metaphysik in all diesen psychologisch ausdeutenden Unterbewußtseins-Darstellungen und vergeblichen Versuchen, das Transzendente in direkter Aussage auszusprechen. Für diesen einfachen Menschen aber — das ist das Entscheidende! — haben unsere unsterblichen Meister ihre Werke geschaffen, nicht für den Kreis von Fachleuten, die die Werke auswendig können!

Es ist noch nicht zehn Jahre her, da wiederhallten die Räume der kunstkritischen Fachwelt von der oft mißbrauchten Prägung Hanns Pfitzners von der „Werktreue“. Das war noch vor wenig Jahren die große Tagesmode: eine Pedanterie sondergleichen wurde vielfach unter Berufung auf den mißverstandenen Begriff der „Werkstreue“ angepriesen und jedes harmlos beseelende Ritardando wurde als Sakrileg am Werk behandelt. So schnell wandelt sich der „Geist der Zeiten“, und man fühlt sich an das Goethe-Wort gemahnt:

„Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist zumeist der Herren eigener Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln!“

Wir kommen damit zur Beantwortung der ersten Frage, der Frage, ob der eingeschlagene Weg als solcher richtig oder falsch ist?

Man kann diese Frage nur so beantworten:

Würde die Neueinführung einer den Darstellungs-Stil weitgehend beeinflussenden psychoanalytischen Komponente als Mitarbeiterin im Dienste an der Inszenierung fühlbar sein, so wäre dies freudig zu begrüßen, wie jedes echte Dienen an dem unaussprechlich Großen, dem keine Darstellung je ganz gerecht zu werden vermag.

Daß aber ein Teilgebiet (Psychoanalyse) für eine Stil-Idee so beherrschend wird, daß es die anderen Faktoren überwuchert, scheint gefährlich. Einem universalen Bühnenwerk geziemt auch eine universale Regieführung, bei der so wesentliche Faktoren wie Natur und Musik nicht in eine untergeordnete Rolle gedrängt werden dürfen.

Es muß einmal offen ausgesprochen werden: was man auf der Bühne sieht, deckt sich keineswegs immer mit dem, was aus dem „mystischen Abgrund“ des Orchesters tönt. Einerlei, ob es sich um das seelische Geschehen in dem wundervollen symphonischen Weben handelt, das den Austausch der Liebesblicke zwischen Siegmund und Sieglinde im ersten Walküren-Akt zu tönender Wirklichkeit werden läßt (auf der Bühne sieht man Siegmund fast überhaupt nicht, während Sieglinde ihm — ebenfalls kaum sichtbar — den Rücken zuwendet!), oder ob es sich um das aus dem Partiturbild geradezu greifbare Wiegen und Weben der vom Lenzesmond beschiedenen Blätter handelt (man sieht durch ein schnurgerade ge-

Ein Leben im Walde

WALDEMAR BONSELS -

EIN DICHTER DER NATUR UND DES WALDES

Mario, der frühe Waise, flieht vom Sterbebett seiner Mutter aus der Stadt in den Wald, zu dem er sich wie mit magischen Kräften hingezogen fühlt. Inmitten seiner Wunder und Reichtümer findet er in Dommelfei, der alten Wurzelfrau in der Waldhütte, eine zweite Mutter und seine einfache, aber große Lehrmeisterin.

„Weshalb verfolgst du den Marder? Glaube mir nur nicht, daß ein Tier schädlich sei. Das sagt wohl der Mensch, der einen besonderen Nutzen im gepflegten, entseelten Wald sucht oder auf seiner Siedlung, aber glaube mir, wenn du den Habicht und Marder, den Falken und Iltis, den Sperber und Fuchs in unserer Wildnis vernichtest und ausrottest, so kommt Unruhe, Verfall und Niedergang in den lebendigen Wald. Die Räuber schlagen und jagen die überhandnehmenden Getiere zuerst, und alles, was vom guten Wild schwächlich und ohne rechte Lebenskräfte dahin- und nachkriecht. So erhalten sich nur die starken und lebenskräftigen Geschöpfe des Waldes und pflanzen die Art zu gutem Bestand fort. Da lasse du die Marder walten, solange sie nicht überhandnehmen.“

Mario schwieg trotzig. Was wußte wohl Dommelfei von dem Feuer in seiner Brust. Nicht der Marder, sondern er, Mario war der Herr im Wald.“

Diese Erzählung von Mario, dem Waldkind, schrieb in unverfälschter Romantik und Märchenstimmung Waldemar Bonsels in seinem Buch „Mario, ein Leben im Walde“ (Mario und die Tiere, Mario und Gisela, Marios Heimkehr), besonders in dem ersten Teil „Mario und die Tiere“. Bonsels Naturverbundenheit, seine Kenntnisse vom Wald und seinen Lebewesen, den Bäumen, Blumen und Pflanzen, dem Wild und den Tieren, sind in diesem Buch zu einer der schönsten Walddichtungen, die wir überhaupt besitzen, geworden. Seine einfache und schlichte Sprache ist von einem seltenen Wohlklang.

Waldemar Bonsels wurde am 21. 2. 1881 als Sohn eines Arztes in Ahrensburg bei Hamburg geboren. In Kiel besuchte er das Gymnasium bis zur Sekunda und ging dann als Siebzehnjähriger auf Wanderschaft. Später bereiste er ganz Europa, Indien, Ägypten, Süd- und Nordamerika. In Ambach am Starnberger See wurde er schließlich sesshaft.

Diese Landschaft, die nahen Wälder, der weite See und seine Ufer waren dem Norddeutschen zur neuen Heimat geworden. Hier entstanden viele seiner Bücher. In Schleißheim bei München hatte er wenige Jahre vor dem ersten Weltkrieg seinen Roman für Kinder „Die Biene Maja“ geschrieben. Dort im Garten standen die Bienenstöcke und in einem Starenkasten hatten sich die Hornissen eingenistet. Aus dieser unmittelbaren Beobachtung schrieb er in dichterischer Intuition das Werk, von dem er nicht ahnte, daß es einmal die ganze Welt beglücken würde. In Ambach, seinem jahrzehntelangen Wohnort, starb er 1952. Bonsels Werke sind dort echt und unverfälscht, wo er in seinem eigentlichen Element wirkt, nämlich in der Natur. Dort, wo er sein eigentliches Ich verläßt, wirken seine Bücher konstruiert, haftet ihm eine literarische Sentimentalität, ein unnatürliches Pathos und eine Uebersteigerung des Gefühls an, wie dies in seinen Büchern „Menschenwege“ und „Eros und die Evangelien“ besonders auffällt. Von diesen Werken abgesehen findet er jedoch in seinen Naturbüchern, in „Die Biene Maja und ihre Abenteuer“ (einen Roman für Kinder), in seinem Buch „Himmelsvolk“ (Märchen von Blumen, Tieren und Gott), in seinem autobiographischen Buch „Tage der Kindheit“ und auch in seinem Reisebuch „Indienfahrt“ eine unermessene Fülle von geradezu klassischen Natur-, Tier- und Landschaftsschilderungen.

„Die Biene Maja“ ist in 26 Sprachen übersetzt worden, wurde verfilmt und in vielen Ländern Schulbuch. In diesem Buch wie auch in „Himmelsvolk“ und „Mario, ein Leben im Wald“ ist er der naturnahe, gott- und weltfromme Dichter, der eine romantische Wirklichkeit schafft. Die junge Biene Maja, die ihrem Stock entflieht, um frei zu sein, erlebt Abenteuer mit einer Heuschrecke, einem Mistkäfer, mit einer Libelle, einer Fliege, mit Spinne und Wanze und am Ende mit den großen und gefährlichen Feinden der Bienen, den Hornissen. Bonsels hat es meisterhaft verstanden, das Leben und Wesen der Tiere zu schildern und hierbei menschliche Schwächen und Tugenden



Foto: Halil Beg Mussayassul

zu spiegeln. Auch in „Himmelsvolk“, das wie „Die Biene Maja“ die Welt eroberte, läßt er uns tief in das Wesen der Tiere auf einer Waldwiese schauen. Er zeigt der Jugend das Leben auch der kleinsten Lebewesen und lehrt sie, ihre Art zu achten und ihr Wesen zu verstehen und zu lieben. In diesen Büchern, die scheinbar nur für Kinder geschrieben sind, erlebt der Erwachsene erst ganz die Tiefe und Größe der Gott- und Weltanschauung des Dichters, dem es immer darum geht, die Schöpfung mit liebendem und verstehendem Herzen zu umfassen.

In seinem Buch „Indienfahrt“ hat er gezeigt, in welchem hohen Maße Reiseschilderungen zu Dichtung werden können. Auch in diesem Werk ist es wieder die Natur, sind es die Begegnungen mit Tieren und einfachen Menschen, sind es die Weisheit und Liebe, die den Wert dieser Dichtung ausmachen.

Wo das Leben noch ungebrochen ist, wo es uns noch in natürlicher Eindringlichkeit entgegentritt und zu uns spricht, dort hat Bonsels sein dichterisches Reich, das er wie selten einer neben ihm in reiner Form und musikalischer Sprache darzustellen weiß.

Dazu ist er ein philosophischer Dichter, der seine Welt- und Lebenslehren in Bildern und Handlungen formt. Er ist ein Plastiker nicht nur der sichtbaren Erscheinungen der Natur, sondern auch der unsichtbaren, der geistigen und seelischen Vorgänge.

Nur seine große Wald- und Naturliebe, seine Kenntnisse von allem Lebendigen ringsum befähigten ihn, seine dichterische Berufung in seinen Naturwerken so göltig zu erfüllen.

So haben auch die Naturbücher Bonsels heute und in Zukunft, wie auch schon in der Vergangenheit, eine erzieherische Aufgabe: sie sind wie dazu geschaffen, die Natur- und Waldliebe besonders in unserer Jugend zu wecken und zu fördern. Insbesondere das Buch „Mario und die Tiere“, das in 12 Sprachen übersetzt wurde, ist hierzu vorzüglich geeignet, weil es trotz des abseitigen Lebens vom Alltag die Härte des Daseins zeigt.

Die Bücher von Waldemar Bonsels sind erschienen: „Die Biene Maja“ (150 S. mit 12 farb. Bildern, Hln. DM 8,90), „Himmelsvolk“ (232 S. Hln. DM 8,50), „Tage der Kindheit“ (184 S. Hln. DM 9,80) und „Indienfahrt“ (251 S. Ln. DM 8,50) in Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. — „Mario und die Tiere“ (209 S. Hln. DM 6,80) und „Freundschaften, Kämpfe und Jagden“, eine Auswahl der schönsten Tiergeschichten, zusammengestellt von R. M. Bachofen (80 S. Hln. DM 2,50) im Hoch-Verlag, Düsseldorf.

Unser Wald. Koblenz, Juli/Aug. 1953

Waldkurorte

SIND DIE GESUNDBRUNNEN DER NATUR

Ursprünglich war Deutschland überwiegend von Laubwald bedeckt, nur verhältnismäßig kleine Gebiete hatten Nadelwaldbestand. Der Mensch veränderte im Laufe der Jahrhunderte den Charakter des Waldes, an Stelle von Laubwald und seiner mannigfachen Mischformen setzte er den reinen Nadelwald, weil er schnelleren und größeren Nutzen bringt. Die Verheerungen im Dreißigjährigen Kriege sowie katastrophale Borkenkäferepidemien führten im 18. Jahrhundert zu weitgehender Aufforstung mit Nadelwald. Die Ansprüche an den Boden zwangen außerdem zur Alleinkultur in den Beständen. In der Mark Brandenburg gedeihen z. B. die Kiefern am besten, während auf Eruptivgestein, d. h. meist saurem Gestein die Fichten gut wachsen. Buchen und Eichen bevorzugen dagegen lockeres Gestein, wie etwa den Buntsandstein.

Im deutschen Binnenland sind infolgedessen mannigfache Waldformen zu finden. Es mag Geschmackssache sein, welchen Wald wir bevorzugen. Jedem Wald aber ist ein bestimmter klimatischer Charakter und damit eine besondere gesundheitliche Wirkung zu eigen. Der Wald schafft sich ein Eigenklima, dessen Abweichung vom Klima des freien Feldes, namentlich aber von dem der Stadt sehr erheblich ist. Schon ein kleines Gehölz läßt uns diese Eigentümlichkeiten spüren. Die Augen empfinden es wohltuend, aus dem grellen Licht des freien Feldes in das gedämpfte, zerstreute Licht des Waldes zu kommen. Die Lichtstärke nimmt je nach der Art des Waldes stark ab, am stärksten im dichten, hohen Nadelholzwald. In erster Linie sind es Strahlungsfaktoren, die das Eigenklima des Waldes schaffen. Wie überall spielt bei Strahlungsvorgängen die Strahlungsoberfläche eines Gegenstandes die entscheidende Rolle. Beim Wald ist es also nicht der Waldboden, sondern das Kronendach, an dem sich Reflexion und Absorption der Strahlung abspielen. Im Kronenraum liegt tagsüber das Temperaturmaximum und nachts das Minimum. So entwickelt sich ein Temperaturgefälle vom Waldboden zum Kronenraum. Tagsüber bleibt es im Bestand kühl, weil die Wärmestrahlung nur zum Teil bis zum Boden durchdringen können, während das an den Wald angrenzende Gelände sich stark erwärmt. Die Folge ist eine schwache Zirkulation. Tagsüber weht ein schwacher Wind aus dem Wald heraus, in der Nacht ist es umgekehrt, das freie Land kühlt stark ab, der Wald bleibt warm. Man wird beim Übernachten im Freien sein Zelt daher nicht auf eine freie Wiese stellen, wenn in der Nähe Wald ist. Der Luftraum im Bestand hält seine Wärme lange. Diese Temperatureigenschaften des Waldes, aber auch schon eines kleinen Gehölzes oder Parks innerhalb eines Kurgebiets wirken sich durch ein Ausgleichen der Temperaturoegensätze günstig aus. Man wird im Sommer erleichtert aufatmen, sobald man den kühlen Raum des Waldes betritt und daher stärker durchatmen.



Die früher oft genannte ozonreiche Waldluft hat sich zwar nicht nachweisen lassen, aber sicher ist, daß die Waldluft besonders rein ist. Der Waldboden ist gut bewachsen, so daß eine Aufwirbelung von Staub nicht möglich ist, außerdem hält er die Feuchtigkeit länger, da die Verdunstung herabgesetzt ist. Die Austrocknung eines Bodens wird schneller vor sich gehen, wenn er stark bestrahlt werden kann und der Wind darüberstreicht. Alles das ist im Walde nicht der Fall, die Strahlung dringt nicht durch und der Wind wird im Bestand stark gebremst. Die Waldluft ist im allgemeinen feuchter, was sich bei krankhaften Veränderungen der Atmungswege sehr vorteilhaft auswirken kann, indem feuchte Luft eine nicht so starke Reizwirkung hat wie trockene. Ein weiterer gesundheitlich günstiger Faktor des Waldklimas ist die Bremswirkung auf den Wind. Im Kronendach mag der Wind rauschen, unten ist es fast windstill. Der Wärmeentzug am Körper, vor allem am feuchten Körper, ist in hohem Maße vom Wind abhängig. Aus dem Grunde versucht man z. B. auf den Nordseeinseln durch Anpflanzen von Gehölzen Windschutz zu schaffen. — Eine dritte, gesundheitlich besonders wichtige Eigenschaft ist die Reinheit der Waldluft. Sie beruht auf der Filterwirkung der Blätter oder des Nadeldaches. Eine Fichtenhecke an einer staubigen Landstraße wird auf der straßenabgekehrten Seite weniger Staub aufweisen als auf der anderen. So kann auch ein verhältnismäßig schmaler Streifen Wald oder eine Hecke erheblich dazu beitragen, die Luft rein zu halten.

Zum Vergleich seien einige Zahlen genannt, die als Schwebstoffe in der Luft enthalten sind. In einer Großstadt findet man im Mittel mehrere hunderttausend bis mehrere Millionen Staubteilchen im Kubikzentimeter, in der Waldluft aber nur einige Tausend. Man kann sich leicht ausrechnen, welche Mengen von verunreinigten Teilchen durch die Lungen müssen, wenn man bei normaler Atmung 10 Liter Luft pro Minute durch die Lungen pumpt. Damit wird offenbar, wie außerordentlich gesundheitsfördernd ein Urlaub in waldreicher Landschaft ist.

Berliner Stimme, Berlin

Nr.

Dat.

12. SEP. 1955

Glanz und Elend der Poeten

Ein Stücklein Heiterkeit — Von Karl Rauch

„Nennen Sie mir“, so sagte eines Abends beim Wein im Kreise junger Freunde der alternde Rudolf G. Binding, dessen „Opfergang“ und „Keuschheitslegende“ noch heute viele Freunde haben, „nennen Sie mir eine wirklich hervorragende zeitgenössische Novelle unserer Literatur, außer meiner »Unsterblichkeit!«“ War das eitel oder einfach nur selbstbewußt?

Offensichtlich war doch wohl Carl Sternheim, dessen Lustspiel „Die Hose“ noch heute zuweilen mit großem Erfolg über die Bühne geht, beträchtlich eitel... Zu ihm sagte eines Tages einer seiner Freunde: „Das ganze literarische Getue ist ja ein gräßlicher Quatsch! Es gibt überhaupt nur zwei Dichter auf der ganzen Welt heutzutage in unserer abgewirtschafteten Kultur!“ Und Sternheim antwortete sichtlich geschmeichelt: „Wie heißt der andere?“

Recht bissig erwies sich Friedrich Gundolf, der berühmte Schüler und großartige Lobredner Stefan Georges, jener Gundolf, der in einer Abendgesellschaft sich selber mit dem prägnanten Ausspruch charakterisierte: „Wo ich hinformuliere, da wächst kein Gras mehr.“ Dieser Friedrich Gundolf liebte es, gelegentlich in Versen zu sprechen. Und so geschah es denn in Heidelberg vor geraumer Zeit, als Gundolf da noch seinen Lehrstuhl innehatte, gelegentlich einer Sonderausstellung der Bücher des Freiherrn Börris von Münchhausen in einer großen Buchhandlung in der Nähe der Universität folgende lustige Sache:

Der Neffe des Balladendichters, Student daselbst und Träger des alt-ritterlichen Namens Thankomar, stand da höchstselbst an einem sonnigen Nachmittag voller Bewunderung vor den Büchern des dichtenden Onkels. Und der zufällig vorüberschreitende Gundolf tippte ihn behutsam auf die Schultern und sprach:

„Hier stellt dem jungen Thankomar sich seines Oheims Manko dar.“

Wie aber erging es dem hochberühmten Gerhart Hauptmann bei einem Aufenthalt in Neapel? Es ging ihm darum, ein Geburtstagsgeschenk für eine verehrte Freundin zu erstehen. Er trat in den Laden eines Antiquars und feilschte, wie das dort zu Lande üblich ist, um den Preis eines antiken Schmuckstückes. Schließlich endete der Händler den edlen Streit mit den Worten: „Weil Sie es sind, Signore, weil Sie es sind, werde ich statt der 400 Lire nur 300 berechnen!“ Hauptmann nickt geschmeichelt und lächelt. Still für sich aber denkt er: Ja, der Ruhm meines Werkes ist doch eine schöne — und wie man sieht — auch in diesem gebildeten Lande zuweilen einträgliche Sache! Stolz läßt er seine Brust schwellen: „Abgemacht! Schicken Sie mir das Stück in das Palace-Hotel!“

„Gern, sehr gern, Signore! Und auf welchen Namen darf ich es abgeben lassen?“

Noch enttäuschender hinsichtlich der Reichweite seines literarischen Weltruhms erging es schließlich Josef Ponten, wobei freilich das Schönste an der nun folgenden Geschichte der Umstände ist, daß Ponten sie selber erzählt hat. Und daß er das tat, der kleine gedrungene Arbeitersohn aus dem Aachener Bezirk, der wirklich eine der bedeutsamsten Novellen der zeitgenössischen Literatur geschrieben hat, daß er dieses köstliche Erlebnis selber zu erzählen fähig war, das nenne ich wahrhaftig ein ganz echtes Ruhmesblatt. Und das ist die Geschichte:

Auf einer Reise durch Dalmatien, auf der Josef Ponten sich vom dichterischen Schaffen erholte, während seine Frau Julia eifrig malte, erlebten die beiden zu ihrer Verwunderung, daß ihnen kurz nach der Ankunft in einer kleinen Küstenstadt das Hotelstubenmädchen einen mächtigen Blumenstrauß aufs Zimmer brachte. Beglückt und erstaunt fragten Pontens, wie sie zu der Ehre kämen. „Oh“, kam die Antwort, „wir wissen hierzulande wohl, einen so berühmten Gast auf rechte Art zu ehren.“

Julia sah den Gatten mit rührender Bewunderung an. Ihn selber überwältigte die Tatsache, daß seine Bücher sogar in diesem abgelegenen Winkel gelesen und geliebt wurden. „Oh, Sie kennen also meine Bücher?“ fragte er nachher den Patron in der Halle. — „Bücher?“ verwunderte sich dieser. „Bücher? Davon ist mir nichts bekannt. Aber —“ und sehr höflich demutsvoll lächelnd blickte er zu Frau Julia Ponten auf, „unser Haus fühlt sich hochgehrt, ich las Ihren Namen, gnädige Frau, auf dem Fremdenzettel. Eine große Ehre! Eine hohe Ehre!“

Die Pontens konnten beide nicht begreifen und machten erstaunte Gesichter.

„Aber bitte“, sagte der Patron, „seien Sie meiner Diskretion gewiß! Sie wünschen das Inkognito zu wahren! Es ist mir ein Befehl, es ist mir eine Ehre! Nur glauben Sie mir! Man schätzt den Film, man liebt das Kino. Man wird doch seine Henny Porten kennen!“ — Die Pontengesichter wurden sauer-süß.

Und wie erfuhr auf drastische Art alle Zweifelhaftigkeit des Dichterruhms Waldemar Bonsels? Er las gern aus seinen Büchern vor und wurde von der Menge der begeisterten Leser der „Biene Maja“ und der „Indienfahrt“ überall voll freudiger Verehrung empfangen. Seine vornehme und elegante Erscheinung erfreute die Damenwelt fast noch mehr als der Gehalt seiner Bücher. Den Männern galt er überall als beneidenswert „gut angezogen“. Er selbst betonte zuweilen schmunzelnd, er bemühe sich, den bestangezogenen Männern Europas zugezählt zu werden.

Und so hatte er im Grunde keinen

Anlaß, sich zu wundern, als einmal nach einem solchen Leseabend vor vollem Saal einer der männlichen Zuhörer ins Künstlerzimmer vordrang und ihn flehentlich bat, ihm eine sehr diskrete Frage stellen zu dürfen. Bonsels erwartete selbstgefällig einen Versuch des Eindringens in literarische Hintergründigkeiten seiner Bücher. Die Frage aber lautete: „Sagen Sie mir bitte, verehrter Herr Bonsels, wer ist Ihr Schneider?“

Ruhm — Ruhm dieser Welt, der noch über den Tod hinausgeht und ins Bereich der Unsterblichkeit dringt — es ist sonderbar, welche Wege er im Volk mitunter wählt und auf welche herzhaft und groteske Weise er zuweilen sich auszudrücken pflegt. Selbst ein Geistesheros wie Goethe ist da vorm Treppenwitz nicht geschützt. Hören Sie zum Schluß also dies:

Als Ehrenpreis für außergewöhnliche Leistungen auf dem Gebiete der Viehzucht wurde dem Stierhalterverein in Lilienthal im Jahre 1950 auf einer großen Tierschau in der Nähe der Stadt Bremen — eine Goethebüste verliehen. Das wird den Olympier selbst, wenn er es liest oder auf andere Weise erfährt, von Herzen freuen und ihm bestätigen, daß er nicht nur mit dem berühmten Worte des Götz von Berlichingen zu rechter und dauernder Volkstümlichkeit gelangt ist und daß die Spur seiner Erdentage nirgendwann untergeht und selbst vor den Stierhaltern nicht Halt macht...

Wer ist es?

Wenn Sie bereits nach dem ersten Absatz die Antwort wissen, verdienen Sie die Note „ausgezeichnet“, nach dem zweiten Absatz „sehr gut“ und nach dem dritten „gut“.

Am 1. August 1952 war es ein Jahr seit dem Tode dieses deutschen Dichters. Er starb im Alter von 71 Jahren in Ambach am Starnberger See, wo er ein hübsches Landgut besaß. Er war ein rechter Globetrotter, und seine Wanderungen haben ihn nicht nur durch Deutschland und ganz Europa, sondern auch nach Ägypten, Indien und Ceylon geführt. Sein Buch „Indienfahrt“ hat eine Auflage von 430.000 Stück erreicht. (Ausgezeichnet.)

Als Sohn eines Arztes (er wurde 1881 in Holstein geboren) war es ihm besonders darum zu tun, Mensch und Tier in den Bereich unserer Betrachtung und seiner Kunst zu ziehen. So hat er denn auch dem Himmelsvolk, den Blumen und Tieren und Gott ein besonderes Buch gewidmet. Die Frucht seiner Amerikafahrt war „Der Reiter in der Wüste“. Mit 17 Jahren hatte er selbst das Gymnasium verlassen. Er ergab sich einem unstillen Wanderleben, getrieben von der ihm eigenen Unruhe, die sich auch in seinen Schriften offenbart, am meisten in seinem dreibändigen Werk „Aus den Notizen eines Vagabunden“. (Sehr gut.)

Sein berühmtestes und bedeutendstes Werk aber ist ein Roman für Kinder, der unter den Erwachsenen ebenso starken Anklang gefunden und der auch das Sujet für einen der künstlerisch wertvollsten deutschen Filme abgegeben hat. Selten einmal ist die Tierseele und ihre naturwissenschaftlich gegründete Beobachtung in einer so klassischen Form und in einer so erhabenen Sprache dargestellt worden wie in dem Buch „Die Biene Maja und ihre Abenteuer“. (Gut.)

(Lösung auf Seite 11)

Wer ist es?: Waldemar Bonsels.

Erschienen in Die Leipziger Post, Innsbruck
am: 21.11.53 + 47

179
63
20
1
262
—

Das Deutsche Kulturwerk

MITTEILUNGEN FÜR
DAS DEUTSCHE KULTURWERK EUROPÄISCHEN GEISTES e. V.

Schriftleitung: Erika Neubauer, Lochham bei München

1

3. Jahrgang

1953

Ortega y Gasset und der deutsche Geist

Ich war immer der Meinung, daß es die Mission des Schriftstellers sei, in Voraussicht für seine Leser zu erkennen, was Jahre später Problem sein wird, und ihnen beizeiten, ehe die Debatte entsteht, klare Ideen über die Streitfrage zu verschaffen, so daß sie in das Getöse des Kampfes mit dem heiteren Geiste dessen eintreten, der ihn im Prinzip schon entschieden hat.

Ortega y Gasset

Aus einem Aufsatz Dr. A. Fuentes y Rojo, Madrid, in der „Deutschen Universitäts-Zeitung“

Was Ortega eigentlich ist, hat er wohl am besten definiert, als er von sich selbst sagte, er sei immer der „Kuckuck in der Schwarzwälderuhr“ gewesen. Denn heute gilt Ortega als ein großer Europäer, und sein Name genießt internationalen Ruf; aber beinahe seinen ganzen Ruhm und den größten Teil seines Wissens und Könnens verdankt er Deutschland. Als er zum erstenmal im Jahre 1904 in dieses Land kam, war er 21 Jahre alt, hatte soeben seine Studien an der Universität Madrid abgeschlossen und wollte sich weiter in der Philosophie im Lande der „Dichter und Denker“ ausbilden. Ortega ließ sich zuerst in Marburg nieder, wo er Schüler von Cohen und Natorp gewesen ist, studierte dann in Leipzig bei Wundt und in Berlin bei G. Simmel. Von Marburg sagt Ortega selbst, er verdanke dieser Stadt „wenigstens die Hälfte seiner Hoffnungen und beinahe seine ganze wissenschaftliche Ausbildung“. Dort, wo er Mitschüler von N. Hartmann war, lernte er die großen Neokantianer kennen und kam in Berührung mit dem deutschen Idealismus, von dem er sich vor allem die weltanschaulichen Elemente aneignete: den Rationalismus, die strenge Wissenschaftlichkeit und den kritischen Sinn, die ethische, edle Gesinnung, den Glauben an die Macht des Geistes und an die Sonderstellung des Menschen im Kosmos. In Marburg vertiefte sich Ortega auch in das Werk von Kant, von dem er schreibt, daß, wer ihn nicht kenne, unfähig sein werde, den Sinn unserer Zeit zu verstehen, weil in Kants Werk „die letzten Geheimnisse unserer Epoche, ihre Tugenden und ihre Grenzen, enthalten sind...“ Bei den Deutschen fand Ortega Tiefe und Ernst, den Willen zum System, die Unbedingtheit der Haltung und das unablässige Streben eines Geistes, der sich ständig überprüft und nach immer größerer Leistung trachtet...

Im Jahre 1908 ging Ortega nach Spanien zurück. Zwei Jahre später war er schon Professor der Philosophie an der Universität Madrid, und von da ab nimmt er eine führende Stellung im Geistesleben seines Vaterlandes ein... Er hat die spanische Geistigkeit nach Deutschland orientiert.

(Wir bringen diese Würdigung des großen Abendländers anlässlich seines 70. Geburtstages.)

Ehrt Eure deutschen Meister

Es feiern

60. Geburtstag

am 16. April der Dichter Friedrich Franz von Unruh

am 30. April der Dichter Florian Seidl

65. Geburtstag

am 5. März der Dichter Friedrich Schnack

am 7. April der Dichter Emil Merker

am 17. Juni der Dichter Fritz Kudnig

am 26. Juni der Dichter Franz von Czibulka

70. Geburtstag

am 18. März der Dichter Rudolf Paulsen

75. Geburtstag

am 6. April der Komponist Prof. Ehrenburg

am 29. April der Dichter Peter Dörfler

Es verstarben

am 25. Januar der Dichter Oskar Klöffel

am 16. Februar der Philosoph Ernst Philipp Barthel

Das Unverlierbare

Wohin dich auch ein ehern Schicksal führt und stellt,
Sei's auf der Erde weitgespannter Lebensflur,
Sei's im erhabnen Zeitenstrom der Sternenuhr —
Du bist bei dir in deiner ew'gen eignen Welt.
Wie du auch leben mußt im Zufall der Natur —
Auf Menschheitshöhen in des Glückes prächt'gem Zelt
Gleich wie in dunkler Tiefe, die von Schmerzen gelit,
Ist Gott bei dir, der Jenseitstreue, faß ihn nur.
Und zwischen dir und ihm schwebt tiefste Lebensspannung,
Nicht läßt der eine je vom andern durch Äonen
Trotz Schlaf und Tod und liebeleerer Geistentmannung.
So bleib dir selber treu inmitten der Millionen,
Geh kühn den eig'nen Lebenspfad durch die Verbannung,
Dann dienst du Gott, er wird es dir durch Adel lohnen.

Ernst Philipp Barthel

In memoriam Waldemar Bonsels

Das Jahr 1952 umschloß mancherlei Abschied, der schmerzt. Mit den Verstummtten allen schweigt auch für immer einer, der in unserer Zeit voller Schriftsteller noch wahrhaft dichterisch in Worten zu malen, in Farben zu erzählen wußte, der sich der Sprache bediente, um außen und innen Geschautes in hellen Bildern der Schönheit und Wahrhaftigkeit widerzugeben: Waldemar Bonsels.

Sein Name hat nie im Zusammenhange irgendwelcher „Ismen“, nie als führend für gewisse „Richtungen“, nie als „bahnbrechend“ für einen Schwall von Nach- und Übers-Ziel-Läufern genannt werden können. Aber seine Werke fanden, großem Verlangen nachgebend, Übertragung in viele Sprachen, erlebten Auflagen von Hunderttausenden und fanden Leser und Liebende in allen Schichten und Nationen.

Bei der schlichten Mitteilung seines Todes am 31. Juli, die hier und da durch die Zeitungen ging, mögen ungezählte der mittleren und höheren Lebensjahrzehnte einen Augenblick innegehalten haben —, und sie hörten ihrer Mutter Stimme vorlesen oder sahen sich selbst mit glühenden Wangen über den Seiten sitzen: „Die kleine Biene ließ sich willenlos und tief im Herzen beglückt davonführen. Ihr war zumut, als habe ihr das Leben nun nichts Schöneres mehr zu geben...“, und die Abenteuer der „Biene Maja“ oder der Duft der Waldwiese mit all dem „Himmelsvolk“ zog durch ihren Sinn. Die längst dem Alltag mit seinen Existenzsorgen Verfallenen empfingen es wie den Gruß einer Heimat, die Ursprung und Ziel der Sehnsucht aller ruhelosen Herzen ist als Schönheit, als weisheitvolle Ordnung und gottbeseele Mannigfaltigkeit des einen, wesenhaften Grundes.

Das war Waldemar Bonsels: ein Wortgestalter und Kunder des wesenhaften Grundes, ob er in Märchen und Geschichten Kindern Natur und Menschenwelt erschloß, ob er Erwachsenen mit „Mario“ oder „Indienfahrt“ beruhendes Sein und dessen gesammelte Wirksamkeit erkennen ließ als ewigen Gegensatz der zivilisierten Geschäftigkeit, in die sich der Mensch mehr und mehr verstrickt und verliert.

Heimweh nach diesem wesenhaften Grund der Welt mochte ihn, den Sohn norddeutscher und romanischer Blutlinien, in jungen Jahren aus Elternhaus und Heimat getrieben haben, ein Vagabund, dessen tiefster Kompaß ungewußt die Straße der eigenverantworteten Erkenntnis wies, einer, dessen Wandern und Fahren über viele Länder und drei Erdteile zu Erfahrungen wurden, davon seine Werke sagen als, wie der Titel eines letzten Bandes heißt, „Runen und Wahrzeichen eines Wanderers zwischen Osten und Westen“. Unter diesem weiträumigen Thema könnten seine Werke alle verstanden werden, auch das, was daran dem von außen kritisch fragenden Verstande nicht sogleich sich öffnet. Es sind alles Phasen seines Schicksals und seiner Wege. So brach er auf als ein „Mario“ aus den Wäldern der Beschlossenheit zu den „Reisen um das Herz“, „Menschenwege“, „Narren und Helden“ erkennend und zeichnend, so teilte er mit aus den „Notizen eines Vagabunden“, aus „Indienfahrt“, „Amerikafahrt“ und „Tagen der Kindheit“, so forschte er nach „Gott und Natur im Menschenherzen“, erhellte „Zwischen Traum und Tat“ mit Liedern und Dichtungen die durchmessenen Strecken und reifte schauend und schaffend heran, „mythischen Bericht aus der Zeitwende“ geben zu können in dem Roman des Griechen „Dositos“, in dem er alle Zeiten und so auch die unsere heimführt in den ewigen Strahlkreis des Göttlichen, in „das vergessene Licht“.

Es bedarf liebend forschender Einfühlung in den schöpferischen Menschen, um die Spur seines Weges ablesen, um Wesentliches von Unwesentlichem, das in mancherlei Zügen seinem Gestaltungen beigemischt ist, scheiden zu können.

Wesentlichem nachgehend, findet sich kein Bruch und keine Verkehrung im Schaffen des nun Vollendeten, so mannigfacher Tier- und Menschenart, so vielschichtiger Begebenheiten es sich angenommen hat. Die Geschehnisse und Gestalten bleiben unter dem großen Schicksalsbogen von Natur und Geist, Beruhen und Ausgriff, Begehrt und Einsicht, die Tiefe und Höhe, Nachtseite und Lichtfülle in Einem zu bejahen trachtet.

Damit aber sind die Werke von Waldemar Bonsels Dichtung im eigentlichen Sinne, im Sinne der „religio“, der Bindung und Rückbindung aller Einzelercheinungen in die ursprünglichen Bezirke, die der Wirkraum des Göttlichen sind. Nicht erst mit dem „Vergessenen Licht“ betrat Bonsels die „religiöse Ebene“. Wie Stufen, die immer weitere Sicht gewähren, führen seine Werke hinan zu der innigen, freimütigen und alle Gegensätze von „heidnisch“ und „christlich“ überhöhenden Christus-Bejahung, die er den Griechen Dositos auf der Schwelle der Zeitwende finden läßt.

„Die Worte dieses Mannes, welche die höchsten und letzten Dinge berühren, die die Freiheit der Seele meinen . . ., wird schwerlich ein Mensch aufzunehmen vermögen, der nicht empfunden hat, daß nach der Überzeugung dieses Schauenden die Wahrheit von der Liebe so untrennbar ist, wie das Wasser von der Quelle. Der Weg zur Wahrheit bedeutet für ihn Übereinstimmung mit sich selbst, nicht mit etwas anderem. Indem er so sich selbst betrachtet, wendet er sich seinem Ursprung zu, Gott, und findet keinen Unterschied — das ist das Wunder . . .“, und davor — so führt es Bonsels in diesem seinem letzten großen Werke aus — gilt allein die Frage an den Menschen, ob er gleichfalls, und sei es nur mit einem Tropfen in seiner Seele, diesem geistigen Sein, diesem „Liebesreich Gottes“ zugehört, ob er in der Verstrickung des Lebens den Herzensblick bewahrte und die Freiheit, die nicht verstanden wird als eine „Entbundenheit von allerhand Vorschriften“, sondern als „das uneingeschränkte Recht der Seele zu ihrem tiefsten Wert“.

Gespräche, die Menschen in der „Mario“-Trilogie, im „Eros und die Evangelien“ der „Notizen eines Vagabunden“ miteinander um die letzten Dinge hielten, scheinen im „Dositos“ fortgesetzt und zu ihrer endgültigen Antwort gebracht; und was Bonsels tausendfältig auf Menschenwegen hallen hörte und es aufnahm in die Gestalten seiner Werke, was er Asja in Liedform fassen läßt, dieses „Es gibt nur eine Klage der Liebe, die um Licht“ stillt und befriedet er nun mit der Deutung, „der Meister“ habe „das Beispiel seines Lebens nicht unter Furcht und Strafe gestellt, sondern den Wert der Herzen aufgerufen nach ihrer Art“.

Wortprägungen dieser letzten Schöpfung wie „der Herzen nach ihrer Art“ oder „Recht der Seele zu ihrem tiefsten Wert“ geben aber zugleich den Schlüssel in die Hände zu Bonsels Gesamtwerk. Von der Vielstimmigkeit der Blumen und Tiere im Lebensbereiche der „Biene Maja“ bis zu den Personen all aus den verschiedenen Völkerschaften, Stämmen, Schichten und Religionskreisen im „Dositos“ ging es diesem Schaffenden um die jeweilige Beschaffenheit und Artung des Lebendigen, um das eigene Wesen eines jeden in Verhältnis und Einstimmung zum Lebensganzen, um seine Entstammung und Zugehörigkeit zum all-einen Wesensgrunde. Auch das Nüchternen und Böse, das Aufbegehrende und Zerstörende, das Machttheische und Selbsttische sieht er eingeordnet in diesen Bezug, den alles und alle auf die lichte Mitte hin haben.

Nur darum, daß man dies, seiner Weisheit letzten Schluß, aus seinen Werken erkenne, ging es ihm, „denn Anerkennungen vom Ästhetischen oder Moralischen her, wie beides sich auf der Ebene des Verstandes dartut, sind mir unwichtig geworden“, heißt es in einem seiner Briefe aus dem Juni 1949.

Das letzte Bild von ihm aus der Zeit schon weit vorgeschrittener Krankheit zeigt Haupt und Hände, „von einer reinen Seele gebildet“, wie er es von seinem „Mario“ schrieb. Aber das Element dieses schon Enthobenen war zu Wirken und Schöpfung die Vielfalt und Fülle der Welt. Am Abend eines hohen Sommertages, zu Hause in Ambach am Starnberger See, ist er still und rasch daraus fortgegangen. In dem Gedichtbuch „Zwischen Traum und Tat“ aus seinem Besitz findet sich über zwei Strophen von ihm mit Blei verzeichnet eine neue Überschrift: „Sommer“, und es scheint, als ob er mit diesem „Sommer“ Weisheit und Bekenntnis seines Lebens in den hohen Sommertag seines Todes vorausgab:

„Mir ist der helle Sommer Glück genug,
in Gold und Grün erstrahlt das weite Bild.
Die Seele zieht mit Duft und Vogelflug.
O holder Aufbruch, ganz in Glanz gehüllt.
Nie wird es schöner! Seele, sprich dein Wort.
sprich es in Frieden, wie die Erde tut.
So kehrt es wieder, immer, fort und fort,
und alles ist erfüllt und alles gut.“

Liederblatt

Der Leiter der Musikantengilde Schleswig-Holstein, Hermann Wagner, Mitglied unseres Kulturwerkes, der sich in ganz besonderem Maße die Pflege der Volksmusik und des Volksliedes zu eigen gemacht hat, hat die Herausgabe „Deutscher Liederblätter“, die einmal zu einer Liederbuchsammlung — einem „Deutschen Liederborn“ — zusammenwachsen sollen, begonnen. Um dieses Liedgut zu einem wirklich lebendigen Spiegel des guten deutschen und europäischen Volksliedes werden zu lassen, der vor allem ein Spiegel unserer heutigen Empfindungswelt und unseres Lebensgesetzes sein soll, rufen wir alle Freunde des Liedes auf, sich an dieser Sammlung rege zu beteiligen und uns alles brauchbare Liedgut sowie Texte, die zum Vertonen geeignet erscheinen, zur Auswahl einzureichen. Die Liederblätter sollen zunächst in vierteljährlicher, loser Folge erscheinen. Wir glauben, daß gerade ein solches Beginnen dem Wesen und Sinn des Deutschen Kulturwerkes entspricht und hoffen daher auf eine lebhafteste Anteilnahme unserer Freunde. Wir bitten, alle Einsendungen an die Schriftleitung des Mitteilungsblattes des Deutschen Kulturwerkes zu richten und freuen uns auf Ihre Mitarbeit.

Aus der Arbeit des Deutschen Kulturwerkes

Das Winterhalbjahr 1952/53 zeigte so recht, wie sehr das Deutsche Kulturwerk schon zu einem Bestandteil und einem fest umschlossenen Begriff in der Kulturarbeit der Ortschaften geworden ist. Fast überall konnte erfreulicherweise das stete Anwachsen eines festen Besucherkreises bemerkt werden, zu dem sich immer mehr die heranwachsende Jugend gesellt. In manchen Orten ist auch die Zusammenarbeit mit Landsmannschaften, Volkshochschulen oder anderen Kulturgemeinschaften zu einer erfreulichen Gewohnheit geworden.

Zu den wesentlichsten Veranstaltungen dieses Winters gehörten zweifellos die Lesungen von Theodor *Seidenfaden*, der hiermit gleichzeitig als Landeswart des Deutschen Kulturwerkes eine Rundreise durch die Pflegstätten und wichtige Arbeitsbesprechungen verband; die Stunden mit Josefa *Berens-Totenohl*, die, wie immer, zu wahren Feierstunden wurden, die Lesungen mit Wilhelm *Pleyer*, Heinz *Steguweit* und Herbert *Böhme* ebenso wie der von der Vortragskünstlerin Marina *Wolf* und dem Pianisten Meinhart *Becker* gestaltete Mörike-Abend.

In den letzten Wochen bereitete Dr. Friedrich *Castelle* vielen Freunden heiter-besinnliche Stunden durch seinen stets wieder mit besonderem Beifal aufgenommenen Busch-Abend. In verstärktem Maße führten verschiedene Pflegstätten, wie vor allem Dortmund, Veranstaltungen mit ortsansässigen Künstlern durch und festigten somit die Verbundenheit zwischen Hörerkreis und heimatlicher Künstlerschaft.

Besonders zu bemerken ist die wachsende Bereitschaft der Presse, die Veranstaltungen in aller Ehrlichkeit zu besprechen, wobei sich das Kulturwerk durch seine Leistung einer betonten Würdigung des Erlebten erfreuen kann. Der Besuch sprengte an einigen Orten die gebotene Räumlichkeit, was das wachsende Anteilnehmen breiter Schichten der Bevölkerung an den Künsten beweist. Immer sind die Pflegstättenleiter bemüht, diesen Veranstaltungen einen würdigen Rahmen zu geben. Ein Vortragender sagte uns: „Sonst trage ich vor, beim Deutschen Kulturwerk aber lebe ich in einer Gemeinschaft von Gleichgesinnten, denen Kunst ein Bedürfnis zum Leben ist.“

Dr. Böhme sprach unter starker Anteilnahme der Bevölkerung und Presse als Präsident des Deutschen Kulturwerkes auf Einladung der Landmannschaften in Minden. Es wurde ein überwältigender Erfolg und begeisternder Abend. Die Zeitungen brachten Berichte und Bild von ihm und würdigten seine aufbauende Arbeit im Rahmen der gegebenen bescheidenen Möglichkeiten für unser Volk und Vaterland und damit auch für Europa und unser Menschsein. Dr. Böhme zitierte in seiner Rede das Friesenwort: „Wo wir nicht deichen, müssen wir weichen“. Das machte ihm ein Hörer nachher zum Vorwurf, als wollte er Deutschland wieder isolieren. Da antwortete Herbert Böhme: „Wenn ich Wasser trinke, sage ich noch nicht, daß ich unbedingt auch gleich ertrinken will. Wir wollen den Deich bauen, unser Maß zu halten.“

Kreis der Maler

Wie sich über alle politischen und konfessionellen Gegensätze der Kreis der Dichter im Rahmen des Deutschen Kulturwerkes bildete und seine alljährlichen Treffen auf Schloß Berlepsch hat, werden sich jetzt auch die Maler zu einem ähnlichen Kreise zusammenfinden. Wir bitten Namensnennungen und Anschriften an die Schriftleitung zu senden.



DEUTSCHES KULTURWERK EUROPAISCHEN GEISTES
SITZ MÜNCHEN

*Was soll aus unserer Kunst und aus unserer
Gesellschaft werden, wenn die
Gleichgesinnten nicht zueinander finden.*

Goethe

Werde auch Du

MITGLIED

im Deutschen Kulturwerk

und wirb Deine Bekannten und Freunde

Schlimmer als alle Demontage unserer Werke und Zertrümmerung unserer Werte ist die Demontage des Geistes und der Gesinnung in unserem Volke. Wenn wir uns dessen voll bewußt sind und nichts dagegen unternehmen, machen wir uns schuldig vor Kindern und Kindeskindern. Hier hört aller Eigensinn und das Verharren in Schmollwinkeln aus diesen oder jenen Gründen auf, hier geht es um die letzte Bastion unseres Wesens und unserer inneren Kraft. Diese Bastion aber ist zugleich und mehr als alle Remilitarisierung eine Europäische Bastion. Deshalb hilf auch Du mit, sie zu halten.

Bitte hier abtrennen und ausgefüllt einsenden

Der/Die Unterzeichnete ist überzeugt von der Notwendigkeit, für das kulturelle Leben unseres Volkes mitzusorgen, und erklärt deshalb hiermit die Mitgliedschaft im Deutschen Kulturwerk.

Der/Die Unterzeichnete spendet eine einmalige Aufnahmegebühr in Höhe von

..... DM

Der Mitgliedsbeitrag für den Monat wird nach Selbsteinschätzung in Höhe von DM (Mindestbeitrag 1.— DM) unaufgefordert monatlich/vierteljährlich an das Deutsche Kulturwerk, Sitz München, Postscheckkonto: München 333, überwiesen.

Als Gegenleistung erhält der Unterzeichnete dafür die Mitgliederermäßigung bei allen Veranstaltungen und Einrichtungen des Deutschen Kulturwerkes.

Datum

Ort

Straße

Unterschrift

Was will das Deutsche Kulturwerk

Es will Schöpfungen der Seele und des Geistes, die uns aufrecht die Zeit bestehen lassen, Dir zugänglich machen, aber es will auch den Schöpfern solcher Werke das Leben erhalten helfen. Unsere schöpferischen Menschen sind am Verhungern wie unsere Seele hungrig ist nach ihren Werken. Deshalb muß der Kreislauf des Gebens und Nehmens wieder, würdig der hohen Aufgabe, geschlossen werden.

Das Deutsche Kulturwerk veranstaltet Stunden der Besinnung und der Feier. Es gründet Theaterringe, hält Vortragsreihen ab, sorgt für Einführung in Malerei und bildende Künste, es schlägt Brücken des Geistes und der Künste zu den anderen Völkern und versucht, in allem eine Veredelung des Gemütes und eine Erweckung zum Guten, Wahren und Schönen zu fördern.

Heute noch Einsame im Ringen für das Letzte, das wir behaupten müssen, wollen wir fortan Gemeinsame sein im Erlebnis, das uns an diese Gemeinschaft bindet und uns in seinem Besitz wieder unendlich reich macht. Überzeugt von solcher Notwendigkeit gemeinsamen Entschlusses, in schlechten Zeiten das Rechte zu tun, denken wir an unsere Toten, die Alles opferten, denken wir an die Kommenden, dafür auch wir opfern wollen, damit sie erwerben, was wir noch bewahren. Wo wir das nicht tun, müssen wir weichen. Deshalb füge auch Du Dich ein als Mitglied in das Deutsche Kulturwerk Europäischen Geistes.

Die Arbeit vollzieht sich in örtlichen Pflegstätten, die sich eine Betreuung auf allen kulturellen Gebieten zur Aufgabe machen und die in solider Volkstumsarbeit wieder das Vertrauen zu einer echten Volks- und Lebensgemeinschaft wachrufen. Dafür ist auch Deine Hilfe in ideeller, mitschaffender und wirtschaftlich-opfernder Weise dringender als jemals zuvor. Unser Anruf ist ein Ruf an Dein Verantwortungsbewußtsein für Dein Volk und Dein Vaterland. So wie wir handeln, werden wir verwandeln.

Das Präsidium
des Deutschen Kulturwerkes Europäischen Geistes

gez.: Dr. H. Böhme gez.: Dipl.-Kaufmann H. Hertlein

Nachfolgende Anschriften können Sie mit Berufung auf mich in gleicher Angelegenheit angehen:

1.

An das

2.

Deutsche Kulturwerk
Europäischen Geistes
e. V.

3.

SITZ

4.

⑬b MÜNCHEN
Lochham b. München

ALFRED GÜNTHER

ALS DAS BUCH VON DER BIENE MAJA ENTSTAND

Es war im Sommer 1910 in Schleißheim bei München, und es war meine erste persönliche Begegnung mit Waldemar Bonsels. Er wohnte mit seiner jungen Frau Elise, einem Söhnchen und seinem Freund Bernd Isemann und dessen Familie in einem Haus mit schönem Garten, nahe am Wald.

Die Freunde leiteten gemeinsam den von ihnen gegründeten Verlag E. W. Bonsels u. Co. in der Leopoldstraße 77 in Schwabing, in dem sie neben Schriften von Thomas und Heinrich Mann, Johannes Schlaf, Max Dauthendey u. a. ihre eigenen Bücher herausgaben. Von Bonsels waren die Erzählungen „Ave vita“, „Mare“, „Kyrie eleison“ und „Blut“, die ersten Gedichte des „Feuers“ (in einer schönen Ausgabe mit Isemanns Dichtung „Die große Passion“) und der Schlußgesang des Versepos „Don Juan“ erschienen.

Ich hatte von Dresden aus an den jungen Verlag meinen ersten Gedichtband „Phoenix“ geschickt, 1908 war er gedruckt worden, und über der Korrespondenz mit Waldemar Bonsels hatte unsere Freundschaft begonnen.

1910 besuchte ich ihn zum erstenmal. Ich kannte eine Reproduktion des Porträts, das Willi Geiger von ihm gemalt hatte, ein hintergründiges Bildnis des Don Juan-Dichters, ein düsteres Gesicht mit faszinierenden Augen. Nun sah ich ihn vor mir. Die Augen, große, ganz klare Augen von der Farbe des hellen Nordmeers, beherrschten das lange, schmale Gesicht, das die Zartheit dieses jünglinghaften Mannes von 29 Jahren verriet. Das dunkle volle Haar machte die Züge noch durchsichtiger. Für mich deckte sich diese Erscheinung vollkommen mit meiner Vorstellung von dem Dichter. Was die ersten Verse des „Feuers“ aussagten, das war er:

„Die Lust, die Lust ließ diese Welt entstehn,
Das Licht, das Licht! . . .

Wir sind so reich als Liebe uns beschenkt
Und reicher nicht.“

Jedenfalls war ich ganz erfüllt von der



großen Thematik und dem leidenschaftlichen Anspruch seiner Dichtung; von den Vorlesungen am Abend und den endlosen Gesprächen bis zum Morgen packten mich am stärksten immer wieder die „Don Juan“-Verse mit ihrem großen Pathos: „Wer wagt dem Sturm im Frühling Trotz zu bieten?

Wer wagt der Glut des Lichts zu widerstehn?! . . .“

Und so war ich denn völlig überrascht, als Bonsels mir eines Abends von einer neuen Erzählung sprach, von einem Märchen, dem Märchen von einer Biene. Ich glaubte, nicht recht verstanden zu haben. Der Dichter des Eros und ein Kindermärchen!?

Am Abend las er uns ein Kapitel vor, mit seiner leisen Stimme und einem leicht humoristischen Ton, der mich schon halb versöhnte. Ich hörte sehr genau und sehr kritisch zu.

In der Tat, eine Biene trat darin auf, die Maja hieß, eine andre mit Namen Cassandra, es folgte allerhand kleines Getier mit zum Teil komischen Namen. Und sie alle redeten, wie Menschen reden.

Ich sehe noch seinen Blick, als er geendet hatte: es war der heitere Blick eines mutwilligen Knaben. Wir lachten, und Isemann las darnach eine eigene Tiergeschichte, eine Erzählung von Ameisen. Hatten die beiden jungen Väter sich von ihren kleinen Kindern, die noch in ihren Wägelchen schliefen, inspirieren lassen? Welch ein

lebensnaher Zug! - Ich habe nicht viel zu dieser Maja-Vorlesung gesagt: Eine Geschichte für Kinder, sehr liebenswürdig und poetisch! An diesen Sommertagen haben wir dann oft vor den Bienenstöcken im Garten gestanden, Bonsels erzählte von dem unsichtbaren Leben da drinnen. Was war er doch

für ein Beobachter, für ein Kenner der Tiere und Blumen! Auch auf den Waldspaziergängen konnte ich erleben, was er alles sah und wie er es sah.

Im Garten hatte uns schon oft das wilde Brausen von Hornissen aufgeschreckt, gefährliches Volk für die Kinder und Bienen. Wir suchten alles ab nach dem Hornissennest und entdeckten es schließlich in einem alten Starkasten auf dem Apfelbaum. Dem Gesindel mußten wir auf den Leib rücken! Als es Nacht war, wurde eine Leiter lautlos an den Baum gestellt, Isemann stieg mutig hinauf, eine Imkerhaube vor dem Gesicht, und führte unsre Stange, an der wir einen petroleumgetränkten Lappen befestigt hatten, in das Loch des Starkastens. Wütend flog ein Hornissenwächter auf, aber das Volk war eingesperrt. Der Starkasten wurde losgemacht, es zischte und tobte darin. Aber wir mußten dem gefährlichen Volk ein Autodafé bereiten, der Petroleumlappen flammte auf . . .

Schon in dieser Nacht mag Bonsels die Kapitel der Hornissen- und Bienenschlacht konzipiert haben.

Die „Biene Maja“ ist damals rasch fertig geschrieben worden. Das Buch erschien 1912, und bis dahin war es für mich keine Kunst mehr, mich mit ihm zu befreundeten. Denn ich hatte seither noch viele neue Züge im Bild des Dichters entdeckt: er war eben nicht nur der Dichter des „Don Juan“.

Die Niederschrift dieser Erinnerungen unseres Lektors Alfred Günther wurde durch die JUBILÄUMSAUSGABE der „Biene Maja“ veranlaßt, mit der das berühmte Tiermärchen allein in deutscher Sprache eine Auflage von 1 MILLION erreicht hat. Diese Ausgabe ist mit Vignetten von Peter Schneider geschmückt und auf bestem holzfreiem Papier gedruckt (184 Seiten, Halbleinen DM 4.80).

ANDRÉ MALRAUX

WARUM SOLL ICH MADRID VERLASSEN?

Aus: ANDRÉ MALRAUX, DIE HOFFNUNG. Roman. Deutsch von Hans Kauders.
483 Seiten. Leinen DM 15.80

Mit diesem monumentalen Epos des spanischen Bürgerkrieges, das zum erstenmal in deutscher Sprache erscheint, setzen wir die Ausgabe der erzählenden Werke von André Malraux fort. In der dramatischen Chronik des großen Ringens, wie es Malraux als Mitkämpfer selbst erlebt hat, wird die Wirklichkeit des Menschen in unserer Gegenwart enthüllt. Hier zeigt sich die große Kunst des französischen Dichters, „die dichterische Weltaussage in die täuschende Form des Tatsachenberichts zu kleiden – täuschend nicht etwa, weil die Tatsachen nicht lückenlos stimmten, sondern weil die stimmenden Tatsachen nur Vorwand und Lockmittel zu tieferer Erkenntnis sind“. (Die Zeit, Hamburg.) Die folgende Szene spielt im unkämpften Madrid.

In der Türe, die sich öffnete, erschien ein sehr großer, massiger Greis mit einem Kopf mit zugespitztem Bart, der in die Bucht zwischen den breiten vorgewölbten Schultern gebettet war. Aber sowie er unter der elektrischen Lampe des Korridors stand, machte Scali die Beobachtung, daß die Haare diesen Greco veränderten, als wäre er von einem Barockmaler kopiert. Über den intensiven, sehr großen, aber durch die faltigen und dicken Lider in ihrem Glanz ein wenig gedämpften Augen flatterten auf dem hohen, kahlen Schädel die Haare in närrischen Schnörkeln, und die beweglichen scharfen Brauen endeten wie der Bart mit einem kommaartigen Schwung.

„Sie sind wohl Giovanni Scali, nicht wahr?“ fragte er lächelnd.

„Ihr Sohn hat Ihnen wohl von mir gesprochen“, entgegnete dieser, erstaunt seinen Vornamen zu hören.

„Ja. Aber ich habe auch Ihre Bücher gelesen. Ich kenne Sie als Autor...“

Scali wußte, daß Jaimes Vater Professor der Kunstgeschichte gewesen war. Sie traten in ein Zimmer, dessen Wände ganz mit Büchern austapeziert waren mit Ausnahme von zwei hohen Nischen zu beiden Seiten eines Divans. In der einen befanden sich spanisch-mexikanische Statuen, bizarr und wild; in der anderen ein sehr schöner Morales.

Durch ein Lorgnon, das er in der Hand hielt, betrachtete Alvear mit großer Eindringlichkeit Scali, als hätte er einen seltsamen Gegenstand vor sich. Er war um einen Kopf größer.

„Sie sind überrascht?“ fragte Scali.

„Einen denkenden Menschen in diesem... in diesem Kostüm zu sehen, überrascht immer.“

Scali war in Uniform. Mit seiner zu langen Hose und der Brille auf der Nase. Auf einem niedrigen Tisch, den große Klubsessel umgaben, waren eine Flasche Kognak, ein gefülltes Glas, aufgeschlagene Bücher. Alvear verließ das Zimmer mit schwerfälligem Schritt, als wären seine Schultern zu wuchtig für seine Beine, und kam mit einem zweiten Glas zurück.

„Nein, danke“, sagte Scali.

Trotz den geschlossenen Fensterläden hörte er draußen das Geräusch von laufenden Menschen und eine ferne Ziehharmonika.

„Sie tun unrecht, denn der Kognak von Xeres hat Qualitäten und kommt denen der Charente gleich. Wollen Sie etwas anderes?“

„Mein Wagen ist unten und steht zu Ihrer Verfügung. Sie können Madrid sofort verlassen.“

Alvear, der sich im nächsten Klubsessel niedergelassen hatte, saß wie ein mächtiger alter Raubvogel da, ein sympathischer Krummschnabel wie sein Sohn, aber entfедert. Er hob den Blick zu Scali auf.

„Wozu?“ sagte er.

„Jaime bat mich, Sie abzuholen, wenn ich aus dem Ministerium komme. Ich fahre nach Alcalá de Henares zurück.“

Das Lächeln Alvears war älter als sein Körper.

„In meinen Jahren reist man nicht mehr ohne Bibliothek.“

„Sie sind sich doch darüber klar, daß die Mauren vielleicht morgen hier sein werden?“

„Gewiß. Aber was zum Kuckuck geht das mich an?“

Unsere erste Begegnung findet unter befremdlichen Umständen statt. Ich bin Ihnen für die Hilfe, die Sie mir anbieten, sehr erkenntlich. Sagen Sie auch Jaime meinen Dank dafür, daß er Sie gebeten hat, mich abzuholen. Aber warum sollte ich Madrid verlassen?“

„Die Faschisten wissen, daß Ihr Sohn gegen sie gekämpft hat... Sind Sie sich klar darüber, daß für die Sie Gefahr besteht, fusiliert zu werden?“

Alvear verzog seine dicken Lider und seine schlaffen Wangen zu einem Lächeln und wies mit dem Lorgnon auf die Flasche:

„Ich habe den Kognak gekauft.“

Er hatte die gleiche schmale gebogene Nase, die gleichen gebosselten Züge wie Jaime und auch die gleichen Augenhöhlen – jetzt, da der Schatten unter seiner Stirne große schwarze Brillengläser malte.

„Sie wollen damit sagen, daß diese Drohung mich bewegen sollte, all dies hier zu verlassen...“

Er wies auf die Wände voller Bücher.

„Aber warum? Warum nur? Das wäre doch seltsam. Ich habe doch vierzig Jahre lang in der Kunst und für die Kunst gelebt, und Sie, ein Künstler, wundern sich darüber, wenn ich dies auch weiterhin tun will?“

Hören Sie, Herr Scali. Ich habe jahrelang eine Gemäldegalerie geleitet. Ich habe das mexikanische Barock, Georges de La-tour, die modernen Franzosen, die Skulpturen von Lopez, die Primitiven hier eingeführt... Oft kam eine Kundin in meinen Laden, blieb vor einem Greco, einem Picasso, einem aragonesischen Primitiven stehen, fragte: „Was kostet das?“ Gewöhnlich war es eine Aristokratin mit ihrem Hispano, ihren Diamanten und ihrem Geiz. „Pardon, meine Gnädige“, sagte ich, „warum wollen Sie dieses Bild kaufen?“ Fast immer antwortete sie: „Ich weiß es nicht.“ „Schön, meine Gnädige, dann gehen Sie nach Hause und überlegen Sie sich die Sache. Sobald Sie wissen, warum

De Linie, Amsterdam

Nr.

Dat.

12.6.54

Verrukkelijk bouquet van poetische boeken

De dichter als reisgenoot in de pracht van de midzomer

Bz
Festina lente, pleegde de oude dorpschoolmeester op een dag te zeggen, en omdat wij geen „Frans" verstonden gaf hij er meteen de vertaling bij: de lente is een feest! Na deze lentelijke koldersprong borgen we de boeken onder tafel, verlieten de klas en keerden er die dag niet terug. We maakten een verre schoolwandeling en leerden uit het boek der natuur meer dan uit alle schoolboeken tezamen, die we, naarmate het buitenfeest zijn hoogtepunt naderde, steeds meer gingen haten.

Een boek in de midzomer, het is welhaast een contradictio in terminis. Ten platte lande demonstreert men dit duidelijk door de leesbibliotheken eenvoudig te sluiten: de zomer is voor de lectuur gesloten seizoen. Een mens is al blij, dat hij zijn krant en weekblad bijhoudt. Wat daarbuiten nog gelezen wordt, mag geen naam hebben. En in de keuze van de leesstof is men minder kieskeurig dan ooit. Het is immers zomer.

Dit nu achten we geen gelukkige opvatting. Juist onze zomerlectuur moet aan zeer speciale eisen voldoen. Voor eerst wat de omvang betreft. Al zijn we over de jaren heen, toen we met de lammeren door de bloemenwei stoeiden, niemand sjouwt met zwaarlijvige folianten onder de arm door de natuur in feesttooi. Wat we thans lezen moet handig formaat hebben.

En de innerlijke hoedanigheden? Licht? Zonnig? Zomers? Vanzelfsprekend! Maar we menen bij dat al, dat het een heel bijzonder boek moet zijn, wil het bij het ruisen der dennen en de roep van de koekoek nog iets betekenen. Het moet afgestemd zijn op de natuur, in harmonie zijn met de sfeer van het bos.

Van dit soort gaan we er enkele noemen. We hebben hun lichte Muze om zo te zeggen geconfronteerd met de elfen uit het rijk van Pan. Ze doorstonden die proef schitterend.

Voor de zomertijd geschreven is Waggers *Die Pfingstreise* 11. Door Salzburg, een der mooiste streken van Oostenrijk, gaat de tocht en Waggerl is een onvergelijkelijke reismakker. Vreest niet, dat hij u met breedvoerige beschrijvingen van het geografisch en artistieke schoon van zijn land vermoeien zal. Hij beschrijft in het geheel niet, ge beleeft en ervaart des te meer. Deze dichter is een bezadigd man, wijs en zwijzaam. Zwijgen is een kostelijk genot, legt hij uit, maar alleen in gezelschap geniet men zijn zwijgen volledig. Een mens alleen is enkel maar stom, met zich zelf kan hij niet zwijgen.... Als zulke gedachtengangen u niet afschrikken, laat u dan rustig langs ongebaande wegen leiden, waar hij in de windschaduw van een bosrand zijn schildersezel opstelt om in de verborgenheid een schuchtere kunstpoging

te wagen, slechts gadeslagen door een simpele hout-hakker, die aardige dingen over de kunst zegt. Verpoos met hem in een koele dorpskerk of luister in de valavond ergens op een eenzame brug — eeuwige pleisterplaats van alle dagdromers — naar het gefluister der haastig voortijlende golfjes. Zo nu en dan onderbreekt uw gezelschap het zwijgen om met een enkel woord een of ander gewichtig wereldprobleem als een nietige belangeloosheid te ontmaskeren. Waggerl is een fijn spotter, hij hekelt niet, hij monkelt en lacht enkel maar om de menselijke dwaasheid, goedmoedig en begrijpend, want niets menselijks is hem vreemd. De humor is van een kostelijk soort, het ritselt en sprankelt op en tussen de regels, de vonken spatten



....alpenhuisjes omringd door bomen waarin de wind zijn liederen zingt....

er af, zodat ge wel wat vreest voor de droge hei rondom.

Als we tenslotte bij een vlamvend kampvuur zitten en onze zorgeloze gastheer er zelfs niet meer aan schijnt te denken herberg voor de nacht te zoeken, laten we hem met zijn gedachten alleen.

We hadden in de late namiddag op een groene helling een vriendelijke berghut gezien, die ons met haar glanzende vensters tussen de witgeschilderde luiken tot verwijlen uitnodigde. We vinden er gastvrij onderdak, maar leggen ons niet te rusten voor we een kijkje in dit hutje genomen hebben. Zo'n Alpenhuisje is een juwelenschrijntje! Met zijn blankgeschilderde boerenkast, de gemetselde stenen haard, de bontgeschilderde boerenkast, de koekoeksklok, de gemskoppen en het rek met het blinkende koperen vaatwerk is het het knusse symbool van het vrije frisse Alpenland.

Schweizerhäusl noemt men die poppige huisjes in Beieren wel en zo heet ook de bundel vertellingen van Eugen Roth¹⁾, die de *Linie*lezers nog enkel als de humoristische dichter van spotverzen en nonsensrijmen kennen. Met dit boek plaatst hij zich meteen in de kleine rij der voortreffelijke hedendaagse Duitse vertellers. Het zijn goed gecomponeerde, stijlvolle verhalen rond het kinderleven, waarin de ernst van de grotemensenwereld als een echo klinkt. En meestal slaat tegen het einde met wreed geweld het noodlot toe, als het onweer, dat in de Alpen zovaak oerplots vanachter de bergtoppen komt opzetten om met één slag de idylle van het *Schweizerhäusl* te vernietigen.

De nacht, toen wij er op de blauw-wit-geruite kussens het vermoeide hoofd mochten neervlijen, kwam ons geen noodweer verontrusten. De pinksterstorm woei om de gevels en op het binnenplaatsje vloeide een straal bergwater uit de pomp onophoudelijk murmelend in een uitgeholde boomstam, die als trog dienst deed. En nog andere uiterst melodieuze klanken ruisten door de Alpennacht, waarvan we betekenis noch herkomst konden vermoeden. Eerst bij het klaren van de dag ontdekten we een aeoolsharp, waarop de bergwind zijn sonoor nachtelijk lied had gezongen.

Toen herinnerden we ons de vertelling *Der singende Apfelbaum*²⁾ uit de gelijknamige bundel van Wilhelm Diesz. Een dorpspastoor, wordt verteld, had een windharp in een oude appelboom gehangen, die de kranken en ouden van dagen en allen die de slaap niet vonden, wat troost schonk in eindeloze nachten. Kinderen kwamen ter wereld en mensen stierven en de wind begeleidde al het gebeuren met harpenspel. Door de aeoolsharp, aldus de vrome herder, ervaren wij arme mensenkinderen, dat ook de stormen in het leven van Gods liefde en grootheid getuigen.

wets aandoende verhalen vol poëzie, zonlicht en manen. Diesz schrijft geen moderne short stories, hij zoekt zijn stof in oude kronieken en schrijft weldadig ouderglans in de trant der oude meesters van het Duits proza: Stifter-Keller-Storm. En de windharp ruist door deze bladzijden haar heimelijk lied, dat niemand vergeet, die het eens, als wij, tijdens een zomernacht heeft vernomen.

De wind is een groot muzikant voor de Heer, hij heeft niet eens een aeoolsharp nodig, iedere grashalm ieder blad en elke twijg benut hij als instrument. Een boomkruin is zijn harp, het bos zijn orgel. In harmonie met de andere stemmen der natuur, het gekabbel van bronnen en beken, de branding der zee, het ruisen van de regen en met het rijk gevarieerde orkest uit de vogelwereld ontstaat een heerlijke symphonie, waarvan we vooral in de zomer genieten kunnen. Als de ziele luistert... Maar hoevelen laten de zomer, alweer de zomer, voorbij gaan en hebben niets gehoord! Neem een gids mee, die u leert zien en luisteren. Josef Leitgeb, de Tiroler dichter, schreef zo'n gids: *Von Blumen, Bäumen und Musik*³⁾, een boekje over botanica en muziëkleer in louter zomerse poëzie. Neem een lees, kijk en luister, want „Luisteren is belangrijker dan praten en lezen en denken”.

Mogen we aan dit kleine bouquet nog één enkel bloempje toevoegen, dan kiezen we het zomerse sprookje *Die Biene Maja* van Waldemar Bonsels, dat onsterfelijk als een immortelle nu reeds veertig jaar lang bloeit en door elke nieuwe generatie weer met onverminderde bewondering wordt gelezen en herlezen. Het boek werd in 26 talen vertaald en de „Deutsche Verlagsanstalt” (Stuttgart) maakte zojuist met een nieuwe, keurig verzorgde en toch goedkope jubileum-uitgave het Duitse millioental vol. Een bestseller van de gelukkigste soort en een boekje, dat men voor midzomerdagen nauwelijks mooier wensen kan.

Hans Nieskens

1) Otto Müller — Salzburg.

2) Carl Hanser — München.

3) Ernst Heimeran — München.

4) Otto Müller — Salzburg.

Karlsruhe/Badische Neueste Nachrichten/11. Juni 1955/Nr 134

Liebesordnung und Weltgesetze

Immer dringender wendet sich die Frage des Menschen unserer Tage, der im Schatten der Gefahr, der Gewalt und Zerstörung lebt, gerade an die Dichter, denen aus unserem Schicksal eine größere Aufgabe der Deutung des Daseins und der Wegweisung erwuchs als wohl Dichtern je zuvor. Leider tragen mancherlei Werke moderner Literatur und Philosophie, zumal wenn sie nihilistischen Charakters sind, nur dazu bei, die Skepsis und Lebensangst der Entwurzelten und Heimgesuchten zu vertiefen. Sie geben dem geistig Hungrigen Steine statt Brot. Wer mehr als geistreiche Skepsis, Vertröstung oder Berauschung sucht, weil er nach einer Bestätigung des Lebenssinnes verlangt, legt dergleichen Bücher mit einem Gefühl bitterer Ausweglosigkeit unserer geistigen Situation aus der Hand.

Es entbehrt, so gesehen, nicht der Tragik, daß das schöpferische Wort des Dichters Walde-
mar Bonsels, ein Wort ordnender Kraft, zu vielen, in denen es Widerhall fände, noch nicht gedrungen ist, vielleicht gerade, weil ihnen immer noch das Bildnis des Dichters aus seinen frühen Werken vor Augen steht. Man kennt den Bonsels der „Biene Maja“, die in einer Millionenauflage in 27 Sprachen in die Welt ging. Man kennt „Himmelsvolk“ und wohl die „Indienfahrt“. Trotz beträchtlicher Auflagen sind aber die späten Werke des Dichters, der Kern seines Schaffens, die „Mario“-Trilogie, „Runen und Wahrzeichen“ und „Das vergessene Licht“, am geistigen Hunger der Zeit gemessen, immer noch viel zu wenig bekannt. Aus diesen Werken spricht der tiefe Glaube des Dichters an den Sinn des Lebens, sein Wissen um die wunderbare Einheit alles Lebendigen in Gott.

Jene Dichtungen offenbaren uns eine Schau des Lebens und der Welt, der für den suchenden und ringenden Menschen unserer Tage entscheidende Einsichten innewohnen. In der Ideen- und Gestaltenwelt der Bonselschen Werke erleben wir, wie sich alle wahre Wendung des Menschen zum Licht einzig in der Liebe vollzieht. Sie ist in einem neuen Geiste behelmatet, in einer geheimnisvollen Kraft, die — über Gedanken und Vernunft hinaus — im Gemüt die Einheit des Menschen mit Gott bewahrt. Nur in dieser Liebe, die nicht gelehrt und nicht anbefohlen werden kann, sondern nur gestrahlt und widergestrahlt, sieht der Dichter den Weg zur inneren Freiheit, zur Wiedergeburt, zur „Erlösung“ der Seele. Strebendes Bemühen allein kann nie erlösen, Tätigkeit allein nicht zur Vollendung führen. Das Göttliche läßt sich nicht „verdienen“. Es schenkt sich als Gnade dem Herzen, das sich ihm zuwendet wie die Blume der Sonne, ein Liebesgeheimnis zwischen Gott und Mensch.

So ist in der Welt dieser Dichtung die Liebe von der Furcht befreit und damit jener Welt zugehörig, die der Geist der Bergpredigt erfüllt. Mit solcher Schau wird mitten in der Bedrängnis unseres Daseins Raum geschaffen für eine neue Ordnung in der Haltung der Seelen und Geister: Sie werden zum Bewußtsein ihres höchsten Wertes und ihrer wesentlichen Bestimmung ermutigt und aus der Gebundenheit durch geistfremde und geistfeindliche Mächte in die Freiheit eines Reiches unendlicher Liebesbedeutung geführt.

In seinem Christus-Roman „Das vergessene Licht“ weist der Dichter auf die Scheidung allen Seins in zwei große Bereiche hin: Das

Reich der inneren Freiheit im Walten der Liebesordnung und die Vergänglichkeit im Zeichen der Weltgesetze. Als wirkende Mächte beider Reiche stehen sich Opferbereitschaft und Begierde nach vergänglichem Besitz in hartem Kontrast gegenüber. Im Bereich der Weltgesetze sucht das eigensüchtige Ich, getrieben von den heimlichen oder bewußten Ängsten seiner Vergänglichkeit, Steigerung seines Lebensgefühls im Kampf um Wissen, Macht und Besitz. Auf dieser Ebene herrscht lieblos und kalt die berechnende Vernunft.

In der Welt der Liebesordnung aber, die gleichermaßen Antwort auf die Frage nach dem geistigen wie dem natürlichen Sinn des Lebens weiß, erschließt sich das Herz, durch die Liebe zum Bewußtsein eigener Empfängnis-kraft erwacht, den göttlichen Liebeskräften. Dem Begehren wie der Furcht enthoben, erlebt es in der Hingabe seine Wiedergeburt. In diesem innig einigen Sinn stehen die Liebe zum Göttlichen und die Hingabe an den Geist auch in keinem Widerspruch mehr zur natürlichen Freude an irdischen Dingen, wenn diese die menschliche Bereitschaft zur Empfängnis des Geistes nicht schmälert. Der alte Zwiespalt zwischen Sein und Denken, der zur unseligen Überschätzung der Vernunft und zur Entwurzelung des persönlichen Lebens im Abendland führte, wird in dieser geistigen Schau überwunden: Das Reich des Geistes und die Schönheit der Natur befrieden sich nicht mehr. Aus göttlichem Grund leuchtet die Erfüllung tiefster Menschensehnsucht auf: Die Einheit von Seele und Blut, Natur und Geist, von Sein, Wort und Tun, Gottgeistigem und Urmütterlichem.

Die großartige Geschlossenheit der Schau des Dichters wird zum unerbittlichen Gericht

über die rationalistisch-materialistische Weltanschauung. Sie bedeutet eine Absage an alle Erwartungen einer Errettung aus dem Chaos mit Hilfe nur verständlicher Bemühungen und äußerer Mächte, eine Absage an den Wahn, der Heil von einer Verquickung der Liebesordnung und der Weltgesetze erwartet.

In diesen entschiedenen Aussagen liegt die Bedeutung des Bonselschen Werkes gerade für den Menschen unserer Tage begründet, der auf der Suche nach einem Mittelweg zwischen religiösem Verlangen und materiellem Vorteil immer wieder verderbliche Kompromisse eingeht. Offenbar wird uns aber auch die Ohnmacht aller vermeintlichen Liebe, die nicht selbst Strahl der göttlichen Liebe ist, die allein Dämonen zu überwinden vermag.

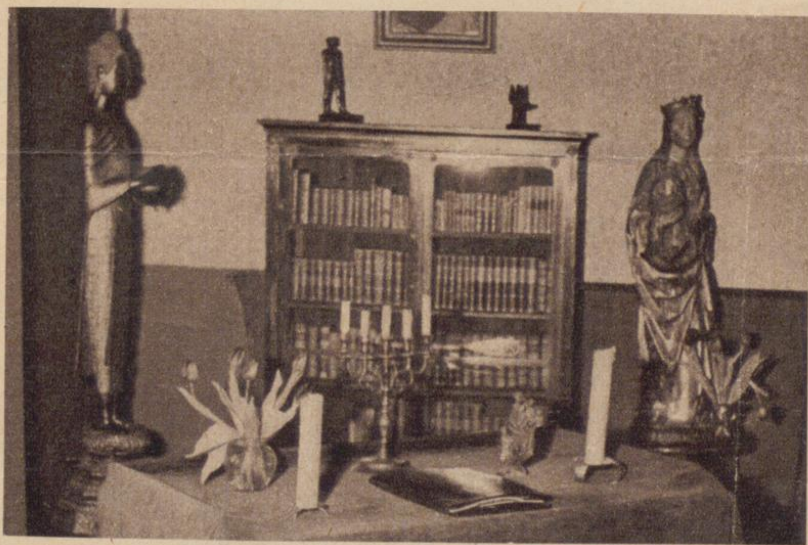
Dem ungeduldigen, auf seine zivilisatorischen Errungenschaften stolzen Menschen des Abendlandes, der sich in immer neue Aktionen und Organisationen zur „Verbesserung“ seines Lebens stürzt, mag die schlichte Aussage des Dichters nicht leicht eingehen, daß Gott nur in der Liebe des Menschepherzens die Welt von neuem zu ordnen beginne. In diesem Bekenntnis aber wird der Weg zur inneren Freiheit des Menschen sichtbar, erhebt sich der Glaube an eine sinnerfüllte Welt unter göttlichem Liebeswalten, an ein Reich weltüberlegenen Friedens, an das keine irdische Macht hinanzureichen vermag. In diesem Sinne verstehen wir die Zuversicht des Dichters, wenn er, allen Krisen, Katastrophen und Gefahren zum Trotz, das verheißungsvolle Wort sprach: „Gottes Angesicht ist in unserer Zeit verhüllt, seine Wiedergeburt liegt im Geheimnis. Aber die wälzende Materie ist im Zerbröckeln, und Gott war uns niemals so nah wie jetzt.“

Dr. Otto Paasche

Wo Waldemar Bonsels lebte und starb

In Millionen von Exemplaren und in 26 verschiedenen Sprachen, darunter im Chinesischen, Japanischen und Georgischen ist das bekannteste und schönste aller Naturmärchen „Die Biene Maja“ über die ganze Welt verbreitet. Der Dichter dieses Werkes, der auch das Buch „Himmelsvolk“ und das wunderschöne Jugendbuch „Mario und die Tiere“ schuf, der aus Norddeutschland stammende Waldemar Bonsels, wäre in diesem Jahr 75 Jahre alt geworden. Der Dichter, der nicht zuletzt auch durch sein romantisch buntes Reisebuch „Indienreise“ bekannt und berühmt geworden ist, starb im Jahre 1952 auf seinem Landsitz in Ambach am Starnberger See in Bayern. In seinem Haus, in dem er sich mit einer Reihe besonderer Kunstschätze, die ihm unendlich viel bedeuteten, umgeben hatte, blieb bis zum heutigen Tage alles nahezu unverändert. Darüber wacht die Witwe des Dichters, die aus der Schweiz gebürtige Frau Rosemarie Bonsels.

So stehen auch heute noch in seinem Arbeitszimmer die prächtigen, holzgeschnitzten Heiligenstatuen der hl. Elisabeth und der hl. Anna, so wacht der große erzene Buddha in der Ecke hinter dem Schreibtisch wie zu Lebzeiten des Dichters über den Geist dieses Raumes, und so finden wir auch im Musikzimmer den segnenden Bronzebuddha und den prächtigen indischen Altärelefanten, der für Bonsels ebenso eine wichtige Figur war, die seine Lebensjahre begleitete, wie die große kugelrunde Kröte, die heute auf dem Schreibtisch der Frau des Hauses darüber wacht, daß hier alles so bleibt, wie Bonsels es verlassen hat. Draußen aber, in der baumüberschatteten Ecke des wildwuchernden Gartens ist in einer grausteinernen Gruft der Dichter selbst beigesetzt, so wie er es sich gewünscht hat, in der Ecke des sanft abfallenden Gartenhanges, von dem man weit hinausblickt auf die leuchtende Fläche des Starnberger Sees, auf die Landschaft, die ihm so viel bedeutete, und die er so sehr liebte.



-was wir sehen - was wir

"Franz Siedler", Wien, April 1955



gebunden, von den bekanntesten Künstlern aller Völker mit Liebe und Verständnis bebildert und in zwei Dutzend verschiedene Sprachen übertragen, in den alten Bücherschränken und Glasvitrinen des Hauses: „Die Biene Maja“, „Mario und die Tiere“ und das „Himmelsvolk“, und daneben auch in vielen Übersetzungen die anderen Bücher, die Waldemar Bonsels berühmt gemacht haben: die „Indienfahrt“, die „Notizen eines Vagabunden“ und „Wartalun“.

Vor drei Jahren starb der Dichter hier in seinem Landhaus zu Ambach. In diesem Jahre wäre er 75 Jahre alt geworden...

Was ihn umgab, als er hier noch lebte und wirkte, hat Frau Rose-Marie, die gebürtige Schweizerin, mit der ihr eigenen Behutsamkeit und Vertrautheit mit des Dichters Welt so belassen, wie es war. Die Gegenstände und Dinge, die Waldemar Bonsels so viel bedeuteten, die für ihn Lebewesen waren, mit denen er Zwiesprache hielt — sie stehen alle an ihren alten Plätzen: die holzgeschnitzten Barockheiligen und die großen Buddhastatuen. Auch der grün-bronzene Buddha-Kopf gehört dazu, der prächtige kleine Tempelelefant aus Siam, die

holzgeschnitzte Kröte auf dem Schreibtisch, die kleine weiße Venus aus Griechenland, der liegende Buddha zwischen den pergamentgebundenen Bibeln im Bücherschrank und die heilige Anna, die neben dem Sterbebett steht.

Im Musikzimmer, das heute einem in der Nachbarschaft wohnenden Violinvirtuosen zur Verfügung steht, blickt uns wieder ein Buddha entgegen. Groß, schmal und hoch steht er in der Ecke und hebt segnend die Hand. In der kleinen Glasveranda, die man vom blumengeschmückten Arbeitszimmer aus betritt, steht noch der Korbstuhl, in dem der Dichter so gerne saß und über den See schaute.

Draußen aber, zwischen den alten, hohen Bäumen, wo man weit über das hügelige Land schaut, hier, mitten im Garten, ist die Gruft des Dichters. Hier, wo er so gerne gelebt hatte, wollte er auch seine Asche beigesetzt wissen...

Schwer fällt das Tor hinter uns ins Schloß. Still und einsam bleibt das Haus zurück, von dem so viel Zauber zu Millionen von Menschen hinausging. Heute ist es selbst ein Stück Zauberland, dies Fleckchen Erde, eine verträumte Oase in dem Getriebe unserer Zeit. *Albert F. List*

Zwischen Heiligen und Buddhas

ERINNERUNGEN AN WALDEMAR BONSELS

Ein uralter Glockenstrang neben der schmalen überdachten Tür fordert den Besucher auf, das stille Haus des Dichters zu betreten.

Band an Band reihen sich in der Bibliothek die Lieblingsbücher Waldemar Bonsels, Kunstschriften und Werke der fernöstlichen Literatur.

Die „Biene Maja“ und viele andere Erzählungen haben von diesem Heim am Starnberger See aus ihren Weg in alle Welt angetreten (links).

Wie zu Lebzeiten des Dichters blieb auch das Arbeitszimmer erhalten, in guter Obhut seiner Frau Rose-Marie, einer gebürtigen Schweizerin.



Fotos:
HAWE

Unmittelbar am Ufer des Starnberger Sees steht die kleine Kapelle, und daneben wölbt sich ein hohes, überdachtes Tor. Es steht weit offen. In dem großen, baumbestandenen Garten ist alles still, so still, daß selbst der Griff an die alte, eiserne Glockenstange die Verzauberung nicht stört. Leise fahren wir den kleinen Wagen in den Garten hinein und bis knapp an das efeuumspinnene Haus heran. Den Eingang auf der dem Hügelabhang

zugewandten Seite finden wir leicht, und da tut sich auch schon die Pforte auf und gibt den Blick auf ein Säulengewölbe frei, unter dem ein holzgeschnitzter Heiliger Platz gefunden hat.

Hier lebte Waldemar Bonsels, der Dichter, der Millionen von Menschen in seinen Bann zog, dessen Märchen alle Kontinente bezauberten — so deutsch, so romantisch, so naturbezogen sie auch waren. Sie stehen, in Leinen, Leder und Seide



Ambacher Impressionen

Am 31. Juli 1952 starb der deutsche Dichter Waldemar Bonsels in Ambach am Starnberger See

Ambach? Ich darf ein wenig helfen: Ambach ist eines der winzigen, poesieversponnenen oberbayrischen Örtchen am Starnberger See. Am stillen, gelassenen Ostufer, wo zwischen dem weißen, leise rauschenden Kiesstrand und dem zur Walddhöhe ansteigenden Wiesenhang kein Platz ist für die Eisenbahn, die sich über das nachgerade mondän werdende Starnberg und das buntbehäbige Tutzing hin nach Süden, der ewig blauen Kulisse der Alpenkette zuschlingelt. Kaum daß für ein schmales See-Sträßlein Raum da ist. Auf ihm durften bis vor kurzem nicht einmal Kraftwagen fahren. Heute hat der Autobus, haben Privatwagen — aber nur für Anrainer! — Erlaubnis, ein kleines Stück bis zur nächsten möglichen Ausweiche auf die Hauptverkehrsader durch den Wald. Der Fußgänger ist dort also noch tabu (der Städter kann das kaum mehr begreifen), auch der Bauernwagen und der gute alte Drahtesel. So ungefähr sieht das Ufer um Ambach aus. Legt nach langer herrlicher Fahrt der Dampfer an, so führen die Schritte vom Landungssteg alsbald unter das dichte Schuttdach uralter Baumkronen, versteckt liegen die verstreuten Höfe und schmucken Sommerhäuser tief im Grünen geborgen — ein Paradies im zwanzigsten Jahrhundert, eine ferne Insel des Friedens, weit, weit ab vom Getriebe der Hauptstadt, die wir doch erst vor kaum zwei Stunden verlassen haben. Und in einer weiteren halben Stunde hat man die Welt draußen buchstäblich vergessen.

Sie haben doch sicher das entzückende Märchenbuch „Die Biene Maja“ gelesen? Natürlich, wer kennt es nicht, das Hohelied der Natur, in einer Million ist es im deutschen Volk verbreitet, in siebenundzwanzig Welt-sprachen übersetzt, seinem Dichter aber hat es früh schon den Weltruhm gebracht. Ein hohes Holztor in ungarischer Schnitzarbeit — weiß Gott, wer es dort aufgestellt hat — trägt ein Schildchen mit dem Namen: Waldemar Bonsels. Es führt vom See in einen schönen wilden Garten, ein Stück Wald ist es, und oben, wo er sich mit hohen Fichten gegen die Roggenfelder hin abschließt, steht das Haus. Wenige Schritte davon im blutroten Rosengeranke, unter verschwenderisch blühendem Jasmin ein schlichter Stein über der Urne: Hier ruht der Herr des Hauses seit drei Jahren von seiner Lebenswanderung aus. Die Hausfrau, hell und still, die treue Gefährtin langer Schaffensjahre und nun Hüterin des Erbes, empfängt uns. Es ist wie immer — gut und wohlbestellt, und die alte Zeit glücklicher Sommertage im Bann der Erscheinung und des Wortes des Dichters wird wieder lebendig. Im Arbeitszimmer, von wo der Blick über Garten und See fliegt, ist alles, wie es stets gewesen ist und wie es bleiben soll: das letzte Lager, auf seiner Decke bunte Gewinde von Strohblumen, zu seinen Häupten rechts und links die wunderschönen alten deutschen Holzschnitzkunstwerke der heiligen Elisabeth und Anna vor dem dunklen Wandteppich mit der eingewebten Lebensampel. Der schmucklose Schreibtisch; der goldene Buddha, in verlorener Form gegossen, Erinnerung an die jugendliche „Indienfahrt“, schimmert geheimnisvoll in der Ecke; wenige Bilder an den Wänden, Bücher. Und überall Blumen. Blumen, wie sie die Jahreszeit bringt, Rosen, Lilien, Nelken... süßer Duft steht im Raum, zieht über die von eindringendem Efeu begrünte Veranda...

Das gute Gespräch hat mit zwei Sätzen die Brücke über zehn Jahre geschlagen. Jahre der Sorge, des Verlustes, des Leids. Nun ist alles beschlossen und die Zukunft gehört allein dem Werk und seinem Geiste. Die Menschen, die

hierher gekommen, sind einander nicht fremd, auch wenn sie zum ersten Male einander sehen. So war es schon immer. Der Geist des Hausherrn, nein, er selbst lebt leibhaftig unter uns, ausschließlich, bindend, vereinigend: Im Licht des Silberspiegels, das vom See her in den stillen Raum bricht, im Chor der Insekten draußen in den grüngoldenen Lindenkronen, im leisen Wind, der die Rosenranken am Hause zärtlich sich neigen läßt, und im Flitzer der Schwalben um den Giebel. „Wir sind alle aus der Freude geboren und kehren wieder zu ihr zurück“ — ist es nicht so, wie es im „Himmelsvolk“, wie es auf dem Stein dort unten in den Rosen steht? Wer einmal hier gewesen ist, in dieser mystischen Stete des grünen Lebens, wo die dunklen sternblitzenden Sommernächte so still sind, daß man den Anflug der Falter an die Lampe auf dem Gartentisch hört, wo der Orgelpunkt des Bienenchors die glühende Mittagsstunde beherrscht — wer einmal hier gewesen ist und auf der in den See hineingebauten Steinterrasse das große ruhige Bild unendlicher Weite erschaut und erlebt hat, wie der See, der Seele gleich, in tausend Stimmungen jede Stunde des Tages widerspiegelt — in dem wird kein Schatten von Leid und irdischer Betrübniß zurückbleiben für lange, lange Zeit.

Der Dichter war der Herr des Wortes und er hat Musik, wie jegliche Kunst, geliebt. Also klingen sie auch wieder auf zu guter Stunde, Wort und Töne, Künstler kommen wie einst und sie neigen sich vor der Ehre, hier wirken zu dürfen. Wenn dann ein Sonnenuntergang in überirdischem Feuer Himmel und See verbrennt, das Gebirge schwarzblau den abendlichen Horizont säumt und von weit, weit draußen die weißen Brecher unaufhörlich an den Strand gelaufen kommen: zu solcher Stunde auf der Terrasse stehen und dem glühenden Sonnengott unter dem Klang des Dichterworts ein Trunkopfer bringen dürfen — das sind Augenblicke im Scheitel der Lebensbewußtheit.

Der Tod hat seinen Stachel verloren, die Trauer läutet in reinem dunklem goldenem Glockenton und die Erde ist gut wie am ersten Schöpfungstage.

Es ist nicht weit, da liegt ein Park, der heute der Stadt München gehört und als Erholungs-ort gehalten wird für Wunden, die der Krieg geschlagen hat; wiederum ein Stück Wald mit Horsten und Weihern, ein kleines Paradies inmitten des großen ringsumher. Auf den Teichen schwimmen Seerosen, ein winziger Pavillon steht mit gravitätischer Grandezza auf einem Hügel, ein schmaler Steg führt über die grünen Wasserlinsen zu ihm hin; ganz chinesisch, denkt man, wölbt die Brücke sich im Jade... Und wiederum ein verträumtes stilles Häuschen: hier ist an einem Weihnachtstag das erste Kapitel „Mario“, eines der schönsten Naturbücher Waldemar Bonsels' nach der „Maja“, in einem Zuge niedergeschrieben worden. Man wandelt von Wunder zu Wunder, Gestalten treten an unsere Seite: Asja, das Gotteserlebnis der Jugend; Dositos, der Grieche aus dem letzten und wohl bedeutendsten Werk, dem Christus-Roman „Das vergessene Licht“ und die vielen anderen Geschöpfe einer begnadeten Phantasie und eines gesegneten Schauvermögens, Menschen und Tiere und Fabelwesen... Vor Jahren war noch der drolliche schwarze Scotch Klien (auch er ist in der „Klingenden Schale“ als quecksilbriger schabernacktreibender Hausgeist verewigt) an unserer Seite gewesen. Heute zählt er seine geschlagenen sechzehn Jahre, genießt als hohe Dame eine generöse Gnadenpension im Hause des Dichters.

Und nun schreitet er selbst zwischen uns, er, der Herr im Geiste all dieser Schönheit und des Friedens, die hier aus mystischem Urgrund, aus dem reichen, vollen und gütigen Leben immer aufs neue emporblühen, liebevoll eingefangen und gebannt in das Werk, das bleiben wird über allen Wandel von Zeiten, Menschen und Geschmack hinweg, und das Wort aus „Mario“ begleitet uns: „Vergiß nicht, daß eines Menschen Seele nicht im Schein und Glanz der Welt blühen kann, sondern nur, wo Gott lächelt.“

Fritz Skorzeny

OT. 08. 1955

Ambacher Impressionen

Am 31. Juli 1952 starb der deutsche Dichter Waldemar Bonsels in Ambach am Starnberger See

Ambach? Ich darf ein wenig helfen: Ambach ist eines der winzigen, poesieversponnenen oberbayrischen Örtchen am Starnberger See. Am stillen, gelassenen Ostufer, wo zwischen dem weißen, leise rauschenden Kiesstrand und dem zur Waldböschung ansteigenden Wiesenhang kein Platz ist für die Eisenbahn, die sich über das nachgerade mondän werdende Starnberg und das buntbehäbige Tutzing hin nach Süden, der ewig blauen Kulisse der Alpenkette zuschlingelt. Kaum daß für ein schmales See-Sträßlein Raum da ist. Auf ihm durften bis vor kurzem nicht einmal Kraftwagen fahren. Heute hat der Autobus, haben Privatwagen — aber nur für Anrainer! — Erlaubnis, ein kleines Stück bis zur nächsten möglichen Ausweichung auf die Hauptverkehrsader durch den Wald. Der Fußgänger ist dort also noch tabu (der Städter kann das kaum mehr begreifen), auch der Bauernwagen und der gute alte Drahtesel. So ungefähr sieht das Ufer um Ambach aus. Legt nach langer herrlicher Fahrt der Dampfer an, so führen die Schritte vom Landungssteg alsbald unter das dichte Schuttdach uralter Baumkronen, versteckt liegen die verstreuten Höfe und schmucken Sommerhäuser tief im Grünen geborgen — ein Paradies im zwanzigsten Jahrhundert, eine ferne Insel des Friedens, weit, weit ab vom Getriebe der Hauptstadt, die wir doch erst vor kaum zwei Stunden verlassen haben. Und in einer weiteren halben Stunde hat man die Welt draußen buchstäblich vergessen.

Sie haben doch sicher das entzückende Märchenbuch „Die Biene Maja“ gelesen? Natürlich, wer kennt es nicht, das Hohelied der Natur, in einer Million ist es im deutschen Volk verbreitet, in siebenundzwanzig Welt-sprachen übersetzt, seinem Dichter aber hat es früh schon den Weltruhm gebracht. Ein hohes Holztor in ungarischer Schnitzarbeit — weiß Gott, wer es dort aufgestellt hat — trägt ein Schildchen mit dem Namen: Waldemar Bonsels. Es führt vom See in einen schönen wilden Garten, ein Stück Wald ist es, und oben, wo er sich mit hohen Fichten gegen die Roggenfelder hin abschließt, steht das Haus. Wenige Schritte davon im blutroten Rosengeranke, unter verschwenderisch blühendem Jasmin ein schlichter Stein über der Urne: Hier ruht der Herr des Hauses seit drei Jahren von seiner Lebenswanderung aus. Die Hausfrau, hell und still, die treue Gefährtin langer Schaffensjahre und nun Hüterin des Erbes, empfängt uns. Es ist wie immer — gut und wohlbestellt, und die alte Zeit glücklicher Sommertage im Bann der Erscheinung und des Wortes des Dichters wird wieder lebendig. Im Arbeitszimmer, von wo der Blick über Garten und See fliegt, ist alles, wie es stets gewesen ist und wie es bleiben soll: das letzte Lager, auf seiner Decke bunte Gewinde von Strohblumen, zu seinen Häupten rechts und links die wunderschönen alten deutschen Holzschnittkunstwerke der heiligen Elisabeth und Anna vor dem dunklen Wandteppich mit der eingewebten Lebensampel. Der schmucklose Schreibtisch, der goldene Buddha, in verlorener Form gegossen, Erinnerung an die jugendliche „Indienfahrt“, schimmert geheimnisvoll in der Ecke; wenige Bilder an den Wänden, Bücher. Und überall Blumen. Blumen, wie sie die Jahreszeit bringt, Rosen, Lilien, Nelken... süßer Duft steht im Raum, zieht über die von eindringendem Efeu begrünte Veranda...

Das gute Gespräch hat mit zwei Sätzen die Brücke über zehn Jahre geschlagen. Jahre der Sorge, des Verlustes, des Leids. Nun ist alles beschlossen und die Zukunft gehört allein dem Werk und seinem Geiste. Die Menschen, die

hierher gekommen, sind einander nicht fremd, auch wenn sie zum ersten Male einander sehen. So war es schon immer. Der Geist des Hausherrn, nein, er selbst lebt lebhaftig unter uns, ausschließlich, bindend, vereinigend: Im Licht des Silberspiegels, das vom See her in den stillen Raum bricht, im Chor der Insekten draußen in den grüngoldenen Lindenkronen, im leisen Wind, der die Rosenranken am Hause zärtlich sich neigen läßt, und im Flitzer der Schwalben um den Giebel. „Wir sind alle aus der Freude geboren und kehren wieder zu ihr zurück“ — ist es nicht so, wie es im „Himmelsvolk“, wie es auf dem Stein dort unten in den Rosen steht? Wer einmal hier gewesen ist, in dieser mystischen Stete des grünen Lebens, wo die dunklen sternblitzenden Sommernächte so still sind, daß man den Anflug der Falter an die Lampe auf dem Gartentisch hört, wo der Orgelpunkt des Bienenchores die glühende Mittagsstunde beherrscht — wer einmal hier gewesen ist und auf der in den See hineingebauten Steinterrasse das große ruhige Bild unendlicher Weite erschaut und erlebt hat, wie der See, der Seele gleich, in tausend Stimmungen jede Stunde des Tages widerspiegelt — in dem wird kein Schatten von Leid und irdischer Betrübnis zurückbleiben für lange, lange Zeit.

Der Dichter war der Herr des Wortes und er hat Musik, wie jegliche Kunst, geliebt. Also klingen sie auch wieder auf zu guter Stunde, Wort und Töne, Künstler kommen wie einst und sie neigen sich vor der Ehre, hier wirken zu dürfen. Wenn dann ein Sonnenuntergang in überirdischem Feuer Himmel und See verbrennt, das Gebirge schwarzblau den abendlichen Horizont säumt und von weit, weit draußen die weißen Brecher unaufhörlich an den Strand gelaufen kommen: zu solcher Stunde auf der Terrasse stehen und dem glühenden Sonnengott unter dem Klang des Dichterworts ein Trunkopfer bringen dürfen — das sind Augenblicke im Scheitel der Lebensbewußtheit.

Der Tod hat seinen Stachel verloren, die Trauer läutet in reinem dunklem goldenem Glockenton und die Erde ist gut wie am ersten Schöpfungstage.

Es ist nicht weit, da liegt ein Park, der heute der Stadt München gehört und als Erholungs-ort gehalten wird für Wunden, die der Krieg geschlagen hat; wiederum ein Stück Wald mit Horsten und Weihern, ein kleines Paradies inmitten des großen ringsumher. Auf den Teichen schwimmen Seerosen, ein winziger Pavillon steht mit gravitätischer Grandezza auf einem Hügel, ein schmaler Steg führt über die grünen Wasserlinsen zu ihm hin; ganz chinesisches, denkt man, wölbt die Brücke sich im Jade... Und wiederum ein verträumtes stilles Häuschen: hier ist an einem Weihnachtstag das erste Kapitel „Mario“, eines der schönsten Naturbücher Waldemar Bonsels' nach der „Maja“, in einem Zuge niedergeschrieben worden. Man wandelt von Wunder zu Wunder, Gestalten treten an unsere Seite: Asja, das Gotteserlebnis der Jugend; Dositos, der Grieche aus dem letzten und wohl bedeutendsten Werk, dem Christus-Roman „Das vergessene Licht“ und die vielen anderen Geschöpfe einer begnadeten Phantasie und eines gesegneten Schauvermögens, Menschen und Tiere und Fabelwesen... Vor Jahren war noch der drollige schwarze Scotch Klien (auch er ist in der „Klingenden Schale“ als quecksilbriger schabernacktreibender Hausgeist verewigt) an unserer Seite gewesen. Heute zählt er seine geschlagenen sechzehn Jahre, genießt als hohe Dame eine generöse Gnadenpension im Hause des Dichters.

Und nun schreitet er selbst zwischen uns, er, der Herr im Geiste all dieser Schönheit und des Friedens, die hier aus mystischem Urgrund, aus dem reichen, vollen und gütigen Leben immer aufs neue emporblühen, liebevoll eingefangen und gebannt in das Werk, das bleiben wird über allen Wandel von Zeiten, Menschen und Geschmack hinweg, und das Wort aus „Mario“ begleitet uns: „Vergiß nicht, daß eines Menschen Seele nicht im Schein und Glanz der Welt blühen kann, sondern nur, wo Gott lächelt.“

Fritz Skorzeny

Zeitschriften

Berlin/Zeitschrift der Deutschen Buch-Gemeinschaft

Die Lesestunde/Jg 32 Heft 1/Januar 1956

Den ersten Weltkrieg erlebte Bonsels zuerst als Soldat, später als Kriegsberichterstatter mit. Jetzt erst, ausgelöst durch die Erschütterung des großen Krieges, fanden die Eindrücke der frühen Wanderfahrten den Weg zur Gestalt. Die „Indienfahrt“ erschien 1917 und wurde in ihrer Verschmelzung von Naturschilderung, nachdenklicher Betrachtung und realem Geschehen zu einem neuen Weiterfolg. Die „Notizen eines Vagabunden“ – Menschenwege 1917, Eros und die Evangelien 1921, Narren und Helden 1923 – sind wie eine Bestandsaufnahme des bisher Gewonnenen. In der Mario-Trilogie – Mario und die Tiere 1928, Mario und Gisela 1930, Marios Heimkehr 1937 – zeichnet er, aus der reifen Schau der jetzt erreichten Lebenshöhe, noch einmal den uneren Weg nach, von dem Beginn in unmittelbarer Naturhingabe über das Erwachen des Eros in seiner Vielfältigkeit bis zur Heimkehr in Gott.

Eine Expedition ins Gebiet des Amazonas, zusammen mit Adolph von Dungern, die Bonsels aus Gesundheitsgründen vorzeitig abbrechen mußte, fand ihren literarischen Niederschlag in dem Bericht „Brasilianische Tage und Nächte“ 1931. „Der Reiter in der Wüste“ 1935 ist das Ergebnis einer Amerikafahrt, die ihn vornehmlich nach Kalifornien führte. Seit 1918 schon

hatte Bonsels Ambach am Starnberger See zum dauernden Wohnsitz gewählt und dort regelmäßig die Sommermonate verbracht. Hier, im Glück der Einsamkeit, in Stille und Freiheit, war „Mario“ entstanden, hier wuchsen nun auch die letzten Werke. Märchen und Erzählungen – „Die klingende Schale“ 1936, „Begegnungen“ 1940 – geben Entspannung während der Arbeit an dem letzten großen Roman „Dositos“ 1948 (1950 unter dem Titel „Das vergessene Licht“), der das Geschehen um Christus gestaltet, gespiegelt in der Seele des Griechen Dositos und einer Anzahl historischer Zeitgenossen der Tragödie von Jerusalem. Damit ist die Krönung des gesamten Werkes erreicht, dessen Quintessenz 1948 noch einmal die Aphorismensammlung „Runen und Wahrzeichen“ zusammenfaßt.

H.-P.

WALDEMAR BONSELS

Vor drei Jahren, am 31. Juli 1952, starb Waldegar Bonsels in Ambach am Starnberger See, in dem kleinen Fischerdorf, das ihm seit Jahrzehnten schon zur Wahlheimat geworden war. Man fühlt sich in die Welt Marios versetzt, wenn man durch das holzgeschnitzte Tor die Wildnis des Gartens betritt und durch das grüngoldene Dämmerlicht unter den hohen Bäumen hin auf das halbversteckte Haus zugeht. Niemand würde vermuten, daß der Besitzer dieses Hauses in der Meerlandschaft des Nordens beheimatet war. Tatsächlich aber hat das ewig bewegte Meer in seiner Unendlichkeit und unergündlichen Tiefe als ein nie vergessenes Sinnbild das Leben des Dichters begleitet. In seinen Kindertagen, während er am Kieler Hafen Pile Trak beim Fischen half, umwob er die Masten der großen Segelschiffe mit Träumen von Abenteuer in fernen Ländern. Ihnen „verdankte ich meine Indienfahrt und das Erlebnis der fernen Tropengewitter in den Urwäldern Brasiliens, den Anblick des ewigen Spinnhaupts in der gelben Sandebene Afrikas und die Flammenaltäre der Sonnenaufgänge über der Wüste von Nubien“, erzählt er selbst.

Widerspruch gegen die bürgerliche Gesellschaft trieb ihn mit siebzehn Jahren von der Schulbank weg in die Welt. Er überließ sich den Unbildern des Lebens zur weiteren Bildung. „Sie sind gute Lehrmeister und verwöhnen niemand.“ Vier Jahre lang zog er als Vagabund durch Deutschland und Europa. Dann bot sich ihm die Gelegenheit, nach Indien zu gehen. Zwei Jahre lang reiste er durch das seltsame, wunderbare Land. Auf der Rückreise nach Deutschland blieb er noch kurze Zeit in London, als Mitarbeiter der „Times“, und gründete dann in München einen eigenen Verlag.

In langsam-stillem Wachstum ließ Bonsels die Bilder und Erlebnisse seiner Wanderjahre zur mittelbaren Gestalt heranreifen. Es dauerte Jahre, bis sie sich von seiner eigenen Person lösten und, ins Allgemeingültige gewachsen, zur neuen Wirklichkeit seiner Dichtungen wurden. Die Jugendschriften durchglüht das leidenschaftliche Suchen nach dem wesentlichen Menschen, dem die unverbildete Wahrhaftigkeit des eigenen Herzens das Gesetz des Handelns vorschreibt. Während er in den Jahren 1911/12 am Rand des Parkes von Schloß Schleißheim wohnte, fiel ihm, als Frucht eines glücklichen Sommers, die bezaubernde Erzählung von der „Biene Maja“ zu. Das Buch war als Gabe für die eigenen Söhne gedacht, führte dann aber rasch zum Gipfel eines Welt-erfolges und ermöglichte dem Dichter, als freier Schriftsteller zu leben. Bis heute wurde dieser „Roman für Kinder“ in sechsundzwanzig Sprachen der Welt übersetzt. Die Erzählung „Das Anjehind“ 1913 und „Himmelsvolk“ 1915, ein „Märchen von Blumen, Tieren und Gott“, setzen die Linie der ganz im Naturhaften verwurzelten Dichtung fort.

Fritz Skorzeny:

Ambacher Impressionen

Ambach? Ich darf ein wenig Neffen, nicht wahr? Ambach ist eines der winzigen, in oberbayrische Poesie versponnenen Oertchen am Starnberger See. Am stillen, gelassenen Ostufer, wo zwischen dem weißen, leise rauschenden Kiesstrand und dem zur Waldhöhe mit den einsamen herrlichen Hochmooren ansteigenden Wiesenhang kein Platz ist für die Eisenbahn, die sich über das mondäne Starnberg und das buntfrohe Tutzing hin nach Süden, der blauen, schneegefelder-ten Alpenkette zuschlingt. Kaum daß für ein schmales Seestüßlein Raum da ist. Auf ihm durften bis vor kurzem nicht einmal Kraftwagen fahren. Heute hat der Autobus, haben Privatwagen — aber nur für Anrainer — Erlaubnis, und außerhalb der Ortschaft sind Wiesen und Uferstrecken zum Zelten freigegeben. Aber der Fußgänger ist, wenigstens vorläufig, noch tabu. Das ist für den Städter kaum zu begreifen. Legt nach langer prächtiger Fahrt der Dampfer an, so tritt man über den Steg alsbald unter das dicke Schutzdach uralter Eschen, versteckt liegen verstreute Höfe und schmucke Sommerhäuser tief im Grünen geborgen: eine ferne Insel des Friedens, weit ab vom Getriebe der Hauptstadt, die wir doch erst vor kaum zwei Stunden verlassen

haben. Und in einer weiteren halben Stunde hat man die Welt draußen buchstäblich vergessen.

Sie haben doch sicherlich das entzückende Märchenbuch „Die Biene Maja“ gelesen? Natürlich, wer kennt es nicht, dies Hohelied der Natur, in einer Million ist es im deutschen Volk verbreitet, in nahezu dreißig Sprachen übersetzt, seinem Dichter aber hat es früh schon Weltruhm gebracht. Ein hohes Gartentor in ungarischer Holzschnitzarbeit — weiß Gott, wer es dort aufgestellt hat — trägt das Namensschild: Waldemar Bonsels. Wir treten vom See in einen schönen, wilden Garten, ein Stück Wald, und oben, wo er sich mit hohen Buchen und Fichten gegen die Roggenfelder hin abschließt, steht das Haus. Wenige Schritte davon, im blutroten Rosen-geranke, unter verschwenderisch blühendem Jasmin, ein schlichter Stein über einer Urne: Hier ruht der Herr des Hauses seit vier Jahren von seiner Lebenswanderung aus. Die Hausfrau, hell und still, die treue Gefährtin langer Schaffensjahre und nun Hüterin des Erbes, empfängt uns. Es ist wie immer, und die alten Zeiten glücklicher Sommertage im Banne der Erscheinung und des Wortes des Dichters werden wieder lebendig. Im Arbeits- und Sterbezimmer, von wo der Blick über Garten und See fliegt, ist alles, wie es stets gewesen ist und wie es bleiben soll: das letzte Lager, auf seiner Decke Gewinde von Strohblumen, zu seinen Häupten

rechts und links die wundervollen alten deutschen Holzschnitzkunstwerke der heiligen Elisabeth und Anna vor dem dunklen Wandteppich mit der eingewebten Lebensampel. Der schmucklose Schreibtisch, der goldene Buddha, in verlорener Form gegossen, Erinnerung an die jugendliche „Indienfahrt“, schimmert geheimnisreich in der Ecke; wenige Bilder, viele Bücher an den Wänden. Und überall Blumen. Blumen, wie sie die Jahreszeit bringt, Rosen, Lilien, Nelken... süßer Duft steht im Raum, zieht über die von eindringendem Efeu begrünte und von wilden Bienen bewohnte Veranda...

Die Zukunft gehört hier allein dem Werk und seinem Geiste. Ihm dient auch die Hausfrau ausschließlich und ihre Tage sind erfüllt von Verhandlungen mit Verlegern, mit Dingen der Buchrechte, der Werbung, der Pflege des Erbes, nicht zuletzt den Vorbereitungen ihrer Vortragsreisen mit Lesungen aus den Büchern ihres Mannes. Menschen, die hieher zu Gast kommen, sind einander nicht fremd, auch wenn sie zum erstenmal einander begegnen. So war es immer. Der Geist des Dichters, nein, er selbst lebt leibhaftig unter uns, ausschließend, blendend, verneinend. Im Licht des Silberspiegels, der vom See her im stillen Raum zittert, im Chor der Insekten draußen in den grüngoldnen Lindenkronen, im leisen Wind, der die Rosenranken am Hause zärtlich sich neigen läßt, und im Flitzen der Schwalben um den

Giebel. „Wir sind alle aus der Freude geboren, und kehren zu ihr zurück“ — ist es nicht so, wie es im „Himmelsvolk“, wie es auf dem Stein dort unten in den Rosen steht? Wer einmal hier gewesen ist, in dieser mystischen Stete des grünen Lebens, wo die dunklen, sternblitzenden Sommernächte so still sind, daß man den Anflug der Falter an die Lampe auf dem Gartentisch hört, wo der Orgelpunkt des Bienenchors die glühende Mittagsstunde beherrscht — wer einmal hier war, und auf der in den See hineingebauten Steinterrasse das große Bild unendlicher Weite erschaut und erlebt hat, wie der See, der Seele gleich, in tausend Stimmungen jede Stunde des Tages widerspiegelt — in dem wird kein Schatten von Leid und irdischer Betrübnis zurückbleiben für lange, lange Zeit.

Nicht weit, da liegt ein Park, der heute der Stadt München gehört und als Erholungsort gehalten wird für Wunden, die der Krieg geschlagen hat, wiederum ein Stück Wald mit Horsten und Weihern, ein kleines Paradies inmitten des großen ringsumher. Auf den Teichen schwimmen Seerosen, ein winziger Pavillon steht mit gravitätischer Grandezza auf einem Hügel, ein schmaler Steg führt über die grünen Wasserlinsen zu ihm hin: ganz chinesisch, denkt man, wölbt die Brücke sich aus Jade... Und doch ist es alte bayrische Bauernarbeit. Und wiederum ein verträumtes stilles Häuschen.

Hier ist an einem Weihnachtstag das erste Kapitel des „Mario“, eines der schönsten Naturbücher Waldemar Bonsels' nach der „Maja“, in einem Zuge niedergeschrieben worden. Man wandelt von Wunder zu Wunder, Gestalten gesellen sich uns zur Seite: Asja, das Gotteserlebnis der Jugend; Dositos, der Grieche aus dem letzten und wohl bedeutendsten Werk, dem Christusroman „Das vergessene Licht“; und die vielen anderen Geschöpfe einer begnadeten Phantasie und eines gesegneten Schauvermögens: Menschen und Tiere und Fabelwesen... Vor einem Jahr ist noch der drollige schwarze Scotch Klien (auch er ist in der „Klingenden Schale“ als quecksilbriger, Schabernack treibender Hausgeist verewigt) an unserer Seite gewesen, heute hat auch er, der fünfzehn Jahre lang ein richtiges Hausgeistlein war, seinen kleinen Hügel irgendwo im Garten.

Aber nun schreitet er selbst zwischen uns, er, der Herr im Geiste all der Schönheit und des Friedens, die hier aus mystischem Urgrund, aus dem reichen, vollen und gütigen Leben immer aufs neue emporblühen, liebevoll eingefangen und gebannt in das Werk, das bleiben wird über allem Wandel von Zeiten, Menschen und Geschmack hinweg, und das Wort aus „Mario“ begleitet uns: „Vergiß nicht, daß eines Menschen Seele nicht im Schein und Glanz der Welt blühen kann, sondern nur, wo Gott lächelt.“

„Österrich. Neue Tageszeitung“ 22.18.16

Schwäbische Zeitung, Leutkirch

24

vom

3. Aug. 1959

Mikroskop, Indianermaske und Barock-Engel

Arbeitszimmer der Dichter sind Spiegel ihrer Werke

Möge man die Dichtung als Funken „göttlicher Inspiration“ oder als eine schwere handwerkliche Formung werten und empfangen, meist ist das Arbeitszimmer Schauplatz der Lust und der Qual des Schöpfungsaktes. Es ist auch oft Schauplatz der Persönlichkeit des Dichters, denn dieses Zimmer (manchmal Studio oder Werkstatt genannt) erzählt oft vom Leben und Wirken des Besitzers.

Manche Dichter machen der Umwelt die Lesung schwer. So Georg Britting. Die Wände des Zimmers sind verkleidet mit geschlossenen Schränken. In der Mitte des Raumes steht ein einfacher Schreibtisch. Der Blick des Betrachters wird durch nichts abgelenkt. Der Dichter mit dem römischen Kopf beherrscht den Raum.

Andere Arbeitszimmer erzählen mehr: Bei dem vielgereisten Kasimir Edschmid fesseln Masken aus Zentralafrika, aus Ebenholz geschnitzte Tierfiguren, javanische Schattenspiel-Figurinen, bunte afrikanische Matten. Eine Indianermaske aus Bolivien starrt voller Dämonie von der Wand, eine alte Silberschale aus Peru lädt zur Betrachtung ihrer köstlichen Zeichnungen ein. Eine besondere Kostbarkeit ist die Stirnbinde aus dem 16. Jahrhundert, die die Aerzte der Inka-Kaiser als Zeichen ihres hohen und vertrauensvollen Standes trugen. Aus derselben glanzvollen Epoche stammen eine kunstgerecht geflochtene Reitpeitsche und alte Inkakopfmützen, deren Muster große Ähnlichkeiten mit der Kopfbedeckung der Völker der skandinavischen Einsamkeit haben.

Im Arbeitszimmer von Friedrich Schnack unterbricht die Geschlossenheit der Deckenmalerei das Zickzackband einer Schlangenhaut aus Madagaskar. An den Wänden sind Glaskästen mit herrlich leuchtenden exotischen Schmetterlingen, von der Wand schwebt das Nest des Webevogels, gewebt aus Strähnen von Schilf- und Bambusfasern. Man erinnert sich hier sofort, daß viele wunderbare Pflanzen und Schmetterlinge in Friedrich Schnacks Büchern ein zweites Leben gewonnen haben.

Bei Ernst Jünger zeigt nicht allein das Insektarium mit den indischen Heuschrecken sein Interesse für Insektenkunde. Er besitzt sehr wertvolle alte entomologische Bücher, darunter befindet sich auch die berühmte Insektenkunde des Swammerdam von 1758.

Er ist aber auch ein sehr beachtlicher Käfersammler. Auf den Gängen steht die große Käfersammlung, die mit einer Kartothek von Tausenden Blättern erschlossen wird. Einige seiner letzten Bücher berichten von seinen Exkursionen und zu Horions Käferkunde für Naturfreunde schrieb er das Vorwort. Er hat aber auch eine Sammlung von „letzten Worten“, die Aussprüche von den Kaisern bis zu den Verbrechern festhält. Sie dürfte vielleicht die bedeutendste Sammlung dieser Art sein.

Im Arbeitszimmer von Walter von Molo mit seinen 10 000 Bänden konnte man genau feststellen, welche Bücher er für seine historischen und weltanschaulichen Romane als Quellen benutzte. An den Wänden hingen zahlreiche Fotografien bedeutender Zeitgenossen mit Widmungen.

Auch im stillen Arbeitszimmer Walde-mar Bonsels, dessen Zweckmäßigkeit sich mit der Schönheit der Figuren indischer Gottheiten, gotischer Heiligen und einer reichhaltigen Bibliothek — mit wertvollen Erstausgaben der Romantiker! — glücklich vereint, sind bedeutende Bücher entstanden.

Bei den Dichtern Georg von der Vring, Wilhelm Schäfer, Ernst Penzoldt, Hermann Hesse künden Bilder an den Wänden, daß diese Autoren gerne die Feder mit dem Pinsel vertauschen.

Den einfachsten Arbeitsraum benutzt wohl Rudolf Alexander Schröder. Mit den paar Quadratmeter, die noch mit Bücherregalen und dem Schreibtisch ausgefüllt sind, erinnert er an eine Mönchszelle. Der Blick aus dem Fenster auf den Chiemsee und die bayerischen Alpen ist unvergänglich.

Das schönste Arbeitszimmer besitzt wohl Karl Heinrich Waggener. Diese durchflutete Weite, dieses Abgestimmtsein von Salzburger Biedermeier-Möbeln mit modernen, dieses Ineinanderschweben und -walten von Altem und Neuem: Alte Waffen, Uhren, Miniaturen vertragen sich mit dem Barock-Engel und den Bildern moderner Meister. Auf dem Schrank Bücher in kostbaren, bunten Ledereinbänden, von Waggener selbst gebunden, auf dem Schreibtisch ein Mikroskop und geschliffene Mineralien . . . Ueberall Licht, Farben, Kostbarkeit, Köstlichkeit, Harmonie.

So erzählen nicht nur die Bücher der Dichter, sondern auch ihre Arbeitsstätten.

Rudolf Adolph

Saarbrücker Zeitung, Saarbrücken

7. Mai 1960

vom

Schriftsteller in heiterer Ländlichkeit

Erinnerungen an Waldemar Bonsels — Von Friedrich Alfred Schmidtnoerr

Ungefähr im Jahre 1928 mag es gewesen sein, daß der literarisch betrieb-same Volkskundler und Heimatforscher „Josefranz“ Drummer in Tutzing eine Begegnung der den Würmsee eigenbrötlerisch umsiedelnden Schriftsteller veranstaltete. Waldemar Bonsels aus Ambach am südöstlichen Seeufer zeigte sich in diesem Kreis alsbald als fast unmerklich tonangebender Ordner, der ein wenig ländlich-sperrigen Literaturgenossen-schaft. Unauffällig, aber unzweideutig schied er aus eigener Machtvollkommenheit das Feste allmählich vom Wässerigen. Das Merkwürdigste dabei war die seltene Mischung von munterer Verbindlichkeit nach allen Seiten und einer schier jugenhaft harmlosen, aber bezwingenden Anmaßung (die sich ihrer selbst gar nicht bewußt zu sein schien), mit der einem jeden, ehe er es merkte, sein Rang und Platz zugewiesen war.

Damals verabredeten wir gelegentliche Besuche von Haus zu Haus. Bald hernach kam Bonsels zu mir, und damit begann eine lange Reihe von Begegnungen.

Der absichtlich verwilderte, mäßig ansteigende Graspark führte den Besucher zum schmucklosen Landhaus empor, und der schlichte Empfang dort streifte nichts ab von dem mit hereingebrachten Hauch der Naturfrische. Denn das Haus und seine Bewohner atmeten selbst in der Atmosphäre heiterer Ländlichkeit. Ein wenig Bibliotheksgeruch, ein starker Duft von heißem Kaffee und ein sogleich in Gang kommendes, munteres Gespräch über Fragen der morgigen Witterung oder über Formprobleme der zwei schwarzen, walzenförmigen Scotch-Terriers: das bildete den Hintergrund zu jener von friedlichem Humor gewürzten Behaglichkeit, die in so anreizendem Gegensatz stand zu der hintergründig wachen, zwiegesichtigen Beweglichkeit und gern leise florettierenden Geschmeidigkeit des „Wanderers zwischen Staub und Sternen“.

Bonsels betonte gern im Vorbeistreifen an Fragen religiöser Bedenkis seine ihm blutzugehörige Naturfrömmigkeit. Und die ganze Umwelt der Ambacher Sommerheimat schien dies zu bestätigen. Es währte meist nicht lange, bis die Kaffeetassen, die Whisky- und Kognakflaschen beiseitegeschoben waren und ein Gang über Bergwiesen, durch Wald und auf gestrüppigen Jägerpfaden den Nachmittag bis zum Abend beschloß. Oft erwartete uns dann die Hausfrau auf einer hochgelegenen Aussichtsbank; und Bonsels begann von den kleinen Erlebnissen unseres Spaziergangs zu plaudern: von den Liebespiele zweier Bussarde unter der abendlichen Himmelslocke und von ihrem jubeljähen gemeinsamen Sturz zum heimatlichen Horst; oder von dem pastellfarbig gedämpften Gefunkel des Sonnenlichts im Forellengumpen eines tief versteckt zum See hinab sprudelnden Fischwassers. Jungenhafte Freude an all dem Geschauten machten da die sonst meist

so sanftblickenden, graublauen Augen des „Kindes im Manne“ aufblitzen.

In geheimste Winkel seiner zur Lauer auf die altneuen Wunder der Natur hergerichteten Liegerstätten hat er mich manchesmal geführt, und aus unmittelbarer Anschauung erfuhr ich da vieles von der forschlichen Leidenschaft des Dichters der „Biene Maja“, des „Himmelsvolkes“ und der Tierbegegnungen des jungen „Mario“. Aber so selbstsicher witzig und gewitzt der Beobachter Bonsels die Natur überschaut, so ernstbescheiden, ja zögernd bedachtsam näherte und neigte er sich fragend jenen ewigen Überlegungen zu, die schon die Naturphilosophen Altgriechenlands bewegt haben. Viele stille Stunden auf Waldwegen und hinter regenberieselten Stubenfenstern haben wir zusammen in Gesprächen über letzte Seinsfragen verbracht.

Der Genuß der Sommerschönheit am See war bis in die Spätherbsttage hinein kaum zu erschöpfen. Doch mahnten manigfache Verpflichtungen Bonsels endlich zum Aufbruch und zur gewohnten Übersiedlung nach Berlin. Es kamen die Jahre, durch die sich wie durch Gestrüpp ein jeder auf eigene Verantwortung hindurchzufinden genötigt war. Ließen da nun auch die Wege unter mancherlei Zwang auseinander, so bewährte sich doch jener Grundzug selbstverständlicher Treue in Bonsels' Wesen aufs schönste: Auch aus der Entfernung blieb das, was ihm das Natürlichste war: die geistige Freiheit und eine letzte Unbekümmtheit gegenüber dem Belanglosen.

Da ihn lebenslang keine Phrase je beschwert hatte, so blieben auch Werk und Gesinnung unabhängig und echt. Die alte Naturfrömmigkeit seiner Seele vertiefte sich nur mit dem leise nahenden Alter und mündete endlich ein in das öffentlich geheime Zwiegespräch mit der zuinnerst erfahrenen Gottheit:

Dunkel weht der kühle Wind von Norden,
und der bunte Sommer sank dahin.
Und es ist nun langsam so geworden,
Herr, daß ich mit dir alleine bin.
Immer ist der rasche Sinn genesen,
wenn ich sagte, was du mir zeigst.
Ist schon je ein Weg so schön gewesen
und sein Ende so von Herzen leicht?!

STUDIO III

LITERATUR

B.

Sendung: 25. VII. 67

Waldemar Bonsels

=====

Manuskript: Ernst Rupp.

1. Sprecher:

2. Sprecher:

1. Sprechzeit:

Am 1. August vor 25 Jahren ist Waldemar Bonsels in seinem Haus in Ambach am Starnberger See gestorben. Er liegt begraben im Garten seines Hauses, unter hohen Blumen und Kiefern. Diese letzte Ruhestatt inmitten der Natur, Einklang mit ihr ist symbolisch für diese poetische Erscheinung der deutschsprachigen Literatur der Zeit nach 1900. Als Dichter der "Bienen Maja" wurde Bonsels mit der deutschen Millionenauflage dieses Buches und zahlreichen fremdsprachigen Übersetzungen weltbekannt, aber auch als Verfasser zahlreicher anderer Tier- und Lebensbücher ist er lebendig bis in unsere Zeit geblieben.

Vor allem kann er als der literarische Bahnbrecher der Tierliebe in Buch und Erzählung, als der Erkennende der Tierseele gelten. Er schrieb diese Werke in der feinen Erkenntnis, daß dem Menschen seine Tierbrüder nur dann ganz nahegebracht werden könnten, wenn der Dichter sie gleichnißhaft "vermenschlicht". Es war aber nicht nur das Tier, sondern auch die Pflanze, das Leben in seiner Gesamtheit, eingebettet in den erdhaften und kosmischen Kreislauf, das Waldemar Bonsels in eine blühende Wortwelt bannte und zum Sprechen brachte.

Geboren wurde Waldemar Bonsels am 24. Februar 1881 unweit von Hamburg, in dem Städtchen Ahrensburg in Holstein. Von seinem Vater und der dänisch-friesischen Mutter trug er Sprache und Poesie in Blut, er konnte sich in keiner Berufslehre, in keinem Studium festigen,

1. Sprecher: früh erwachte in ihm der Wandertrieb, aber er setzte sich kein Ziel, er war welttrunken nach außen und doch nach innen gekehrt, einer jener naturphilosophischen, monistischen Dichter der Jahrhundertwende, die wie Peter Hille mitten in der Großstadt von Waldmeers dichten und träumen konnten oder wie Max Dauthendey gedanklich und real in ferne Kontinente schweiften. Auch Bonsels wurde zum "Indienfahrer". Er hat ein Buch von dieser Fahrt geschrieben und sagt darin über sich selbst -

2. Sprecher: "Inner noch gehen die Wünsche meiner Seele dieser tierhaften Klage voll ungestümm Lebensbegier wie im Banne einer Erlöserhoffnung nach. Sie tauschen mir das Nahe und Vertraute gegen das Fremde und Ungewisse ein, das Haus gegen die Strasse, die Heimat gegen/die Welt."

1. Sprecher: Ruhelos, nur dem Tage lebend, wanderte der junge Bonsels quer durch Deutschland und Europa, bis nach Ägypten und Indien. Sieben Jahre kostete er Vielfalt und Geheimnis der Menschenwelt, er suchte "als Vagabund der Seele" Gott in den Menschen und in allen großen und kleinen Dingen, er ging "durch Spelunken, Gassen und Gärten, durch bürgerliche Häuser und Schlösser, durch die Kassen und alle Hölle der Freie", Dostojewski und die Evangelien im Ransen. Aber als er um 1905 heimkehrte, überfiel ihn der Rausch des Fabulierens und Schreibens, eine Jubelwelt der trunkenen, schöpfungpreisenden Worte hatte sich in ihm aufgestaut und brach mit den Jugendnovellen

1. Sprecher:

"Loben, ich grüße dich", "Blut" und "Der letzte Frühling" aus ihm. Der Erfolg beim Lesepublikum ermutigte ihn, sich an große Stoffe zu wagen. Er gestaltet das Weib als Erdgeist in dem Roman "Weltalun" und in der Erzählung "Das Anjekind", aber er gibt seinen Frauengestalten, wenn er sie den seinen unsterblichen und weltbrüderlichen Wanderer kreuzen läßt, auch die zarten Schwingungen der erlösenden Liebe.

Sie tragen eigene und seltsame Namen, diese Frauen, Penina und Teja heißen sie, Asja und Haja und Als, die den Narren und Träumern einer selig-unseligen Vagabondage, ja den Verbrechern ihr Herz schenken können, weil sie des Guten auch in den Schuldhaften sicher sind und die Suche nach dem Unbekannten, die Nahes abstreift und in Fernsten das Nächste, die All-Einheit findet, vorstehend, zumindest abseend miterleben

Menschliche Seelenhandlungen im Naturraum oder in der Gesellschaftswelt sind der Inhalt der frühen und späteren Romane und Novellen "Marion und Gisela", "Menschenwege", "Narren und Helden". In "Eros und die Evangelien" hebt Bonsels das unmenschlichste Problem, den Eros, in die Sicht der christlichen Glaubenslehre, aber immer mit der Trunkenheit eines Naturapostels.

Und überall klingt schon die brüderliche Liebe zum Tier auf, so 1915 in der "Indienfahrt" bei dem Diener Panja, der keine Tiere tötet und mit dem Affen Luc in Freundschaft lebt.

1. Sprecher:

Ganz offenbar wurde die Tierliebe von Waldemar Bonsels in seinen berühmten Roman "Mario und die Tiere". Mit der "Biene Maja und ihre Abenteuer" aber wurde er zum modernen Tierdichter par excellence, zum Dichter reizvollster Übertragungen menschlicher Ausdrucksformen oder Charaktereigenschaften auf die Tiere im Umkreis der kleinen neugierigen Biene Maja. Hier wurde Bonsels auch zum Kinderdichter - und Legien ist die Schar seiner Nachfolger auf diesem Feld, ohne daß die natürliche Armut seines Stils je erreicht werden konnte. Er gibt aber nicht nur ein romantisiertes Tier- und Menschenbild, sondern auch das Bild des Menschen in mehrfacher Sicht durch das Tier, etwa in der Begegnung von Mücke und Biene in seiner Geschichte "Die Biene Maja und ihre Abenteuer".

2. Sprecher:

(Aus "Die Biene Maja" von Waldemar Bonsels, Kapitel "Wunder der Nacht").

"Später kam eine Mücke zu Maja, der Biene, und grüßte. 'Mein Gott', rief Maja, ganz heiß vor Erregung und Freude, 'sehen Sie dort den Menschen, wie schön, wie gut. Begeistert es Sie nicht?'

Die Mücke sah erst Maja sehr erstaunt an und drehte sich dann langsam nach dem Gegenstand ihrer Bewunderung um. 'Ja', sagte sie, er ist gut, gewiß, ich habe ihn eben angebohrt. Schauen Sie, mein Leib schimmert rot von seinem Blut'.

2. Surseher:

Maja mußte ihren Herzen mit der Hand zu Hilfe kommen, so sehr erschrak sie über die Kühnheit der Mücke.

'Wird er sterben?' / rief sie. 'Wo haben Sie ihn verletzt?'

Wie können Sie nur den erforderlichen Mut und zugleich eine so unwürdige Gesinnung aufbringen? Sie sind ja ein Raubtier!'

Die Mücke lachte und antwortete mit ihrem hohen hellen Stimmchen sichtlich müllert:

'Dies ist doch ein ganz kleiner Mensch. Diese Größe wird Mädchen genannt, sobald die Beine bis zur Hälfte von einem absteigenden farbigen Panzer bedeckt sind. Ich kann natürlich hindurchstechen, aber in der Regel erreicht man die Haut nicht. - Sie haben ja eine ganz fabelhafte Unkenntnis, glauben Sie denn, die Menschen seien gut? Ich habe niemals einen gefunden, der mir freiwillig auch nur das kleinste Tröpfchen Blut gegähnt hätte.'

'Vom Menschen weiß ich allerdings noch nicht sehr viel,' sagte Maja kleinlaut.

'Aber Sie geben sich doch von allen Insekten am meisten mit dem Menschen ab, Sie lassen sich am weitesten mit ihnen ein, das ist doch bekannt.'

'Ich habe das Königreich verlassen', gestand Maja schüchtern. 'Es gefiel mir nicht, ich wollte die Welt kennenlernen.'

'I, sich da einer an', sagte die Mücke und trat einen Schritt näher. 'Wie bekannt Ihnen denn Ihr Unheerztreiben?'

2. Sprecher: Ich muß sagen, daß es mir gefällt, Sie so unabhängig zu sehen. Ich für meinen Teil würde mich niemals entschließen, den Menschen zu dienen.'

'Sie dienen auch uns', sagte Maja, die es nicht ertragen konnte, daß man ihr Volk herabsetzte.

'Mag sein', antwortete die Mücke, zu welchem Volk gehören Sie?'

'Ich stamme vom Volk der Bienen im Schlosspark. Die regierende Königin ist Helene die Achte.'

'So, so', machte die Mücke und vorbeugte sich, das ist eine beneidenswerte Abstammung. Alle Achtung. Sie hatten kürzlich Revolution, nicht wahr? Ich hörte das durch die Mundschafter des Schwarmes, der ausgebrochen war. Habe ich recht?'

'Ja', sagte Maja stolz. Es erfüllte sie mit Genugtuung und Freude, daß die Ihren so hohes Ansehen genossen und weit bekannt waren. Tief im Herzen wachte wieder das Heimweh nach ihrem Volk auf, sie wünschte sich, etwas Großes und Gutes für ihre Königin und zum Wohl ihres Staates tun zu können. Darüber vergaß sie, nach den Menschen zu fragen. Vielleicht fragte sie auch deshalb nicht mehr, weil sie von der Mücke nichts Gutes zu hören hoffte. Sie empfand die Kleine als frech und naseweis, und solche Leute wissen gewöhnlich über andere Leute nur Schlechtes zu sagen.

Die Mücke war damals auch bald weitergeflogen."

1. Sprecher:

Aus dem Geist der Naturseligkeit ist wenige Jahre nach der "Eiene Maja" auch das Märchen von Blumen, Tieren und Göttern "Himmelsvolk" aus der dichterischen Werkstatt von Waldemar Bonsels hervorgegangen - und ihm war ein ähnlicher grosser Publikumserfolg beschieden wie dem berühmten "vermenschlichten" Tierbuch. Hier ist es die Pflanze und Blume, die in der Ausdrucksweise menschlichen Denkens und Fühlens dem Leser zum Dolmetsch einer scheinbar stummen, blinden und reglosen Lebenswelt wird. Er schildert etwa die Winde, die sich am Stamm einer Föhre emporrankt

2. Sprecher:

(Aus "Himmelsvolk" von Waldemar Bonsels):

"Ihre jungen Ranken tasteten sich an der braunen Borke hoch und waren von zartestem Hellgrün und so empfindlich wie die Glieder eines neugeborenen Kindes, das seine Hände liebebedürftig gegen das Angesicht der Mutter emporhebt. Ihre durchscheinenden Blätter sahen gegen den braunen Föhrenstamm licht und leicht aus, als wäre ein helles Ornament von der Hand eines Malers auf dunklen Grund gezeichnet worden, aber ihre Sinne waren wach und wohlbestellt, so daß sie ihren Weg zum Licht empor vertrauensvoll und glücklich suchte. Ein großes Farnblatt und ein Trieb der wilden Rose, die dicht neben ihr emporgewachsen waren, hatten ihr hilfreich zur Seite gestanden, als ihre ersten Ranken, noch blind von der Erinnerung an die dunkle Erde, sich Halt suchten. Tastend, bewegt von Frühlingswind, von der Sonne geführt, war sie langsam höher geklommen, den Waldgefährten dankbar, und die

2. Sprecher:

erwachende Seele voll Hoffnung. Nun war ihre Stunde gekommen, und am Abend vor ihrem Erblühen flüsterte sie im Wind der Dämmerung den Pflanzen zu:

'Morgen werde ich meine Augen öffnen, morgen zieht der Himmel in meine Seele ein!'

Ihre hellblaue Knospe, die kaum noch vom grünen Kelch geborgen war, zitterte im Lufthauch und empfand die kühle Nacht, die auf den Wald, ihre Heimat, niedersank, aber das Licht und die Wärme des vergangenen Tages fluteten durch ihren Traum, und noch als sie schon schlief unter dem Tau, war ihr, als wachte ihr Herz.

Sie träumte vom unsichtbaren Wind, von den Stimmen der Blume und den Summen der Insekten, dessen ferne Lebensmelodie sie mit unbeschreiblichen Ahnungen von künftiger Seligkeit durchschauert hatten. Sie vernahm in der tiefen Erinnerung ihres Schlafs wieder die frohen Rufe um sich her, die sie auf ihrer Lebenswanderschaft von den schon Erwachten im Licht vernommen hatte. Wie wird mir sein, wenn ich erblühen dachte sie, wenn meine Blume den Himmel erglänzt. 'Den Himmel!' flüsterte sie im Traum. Was hatten ihre Sinne nicht von den Beglückten um sich her vernommen und erlauscht, wie ein einziger goldener Jubel umfing sie die Ahnung dessen, was ihr am Morgen geschehen sollte.

Die Knospe erwachte schon früh vor Tag aus ihrem Traum, und erzitternd im Morgengrauen fürchtete sie sich vor der Allmacht dessen, was ihr geschehen sollte. Es war unaussprechlich still in der kaum von Licht berührten Welt, nichts regte sich, alle Vögel schliefen noch, und der Tau

2. Sprecher: war noch nicht gefallen. Sie empfand, daß der Himmel langsam heller wurde. Die Zweige des Baumes über ihr ~~zeichneten~~ zeichneten sich dunkel gegen die totenstille Höhe ab, und man erkannte noch keine Farben, nicht grün, nicht braun, alles war wie in silbergraue Schleier gehüllt.

'Heute, heute werde ich aufbrechen', dachte die kleine Knospe, goldner Tag, komm bald!'

Da erscholl über ihr ein zaghaftes, klares Trillern und verstummte. Sie erzitterte unter einem Tropfen, der sich auf ihrem geneigten Blumenkelch bildete, der noch geschlossen war, und nun mahn ein kaum spürbarer Wind sich ihrer an, tröstend und von erlösender Lebensliebe."

1. Sprecher: Nicht zufällig hat sich Bonsels einen "Wanderer zwischen Staub und Sternen" genannt. Er war einer der Dichter, deren Fuß gern die Erde berührte, dessen Gedanken aber auch oft in ein metaphysisches Reich der Erlösung zogen, ein Dichter der "Menschwerdung" im Sinne einer unaufhörlichen Wandlung und Entwicklung der Menschennatur. Er lebte und schrieb hingebend, liebend, absichtslos in einer Zeit der kalten Nützlichkeit und "Fortschrittlichkeit". Der beginnenden Maschinenanbetung stellte er sein Evangelium der Tier- und Pflanzenliebe entgegen. In mystischen Anfängen ähnelte er manchmal den Neuremantikern, aber er war weniger vom Formbild bestimmt als sie, er dichtete schlichter und naiver. Darum lasen und verstanden ihn auch Hunderttausende wie einen Kirchendichter des 20. Jahrhunderts, und seine Wirkung

1. Sprecher: ist auch in einer neuen, sachlichen und modernistischen Literaturzeit noch nicht abgeschwächt. Seine ihr -
furcht vor aller Kreatur der Schöpfung war eine
Botschaft des Herzens, die "aktuell" geliebt ist,
und für ihn gilt in der Erinnerung an seinen Sterbetag
das Anfangswort eines seiner Bücher:

2. Sprecher: "Eines Tages im Verlauf unseres Lebens kommen die
Menschen unserer Jugend wieder zu uns, einer nach dem
anderen, jeder zu seiner Stunde, und reden zu uns,
auch die Toten."

.....

Der Neue Tag, Weiden

26. Aug. 1967

vom

Er ließ die „Biene Maja“ fliegen

Dichter der Blumen und Insekten: WALDEMAR BONSELS

Im einstigen, leider zerstörten Insektarium in Berlin konnte man einen aufgeschnittenen Bienenkorb bewundern, der Eindruck von der Lebensweise der Bienen vermitteln sollte. Er war mit einem Schildchen versehen: „Das Leben der Bienen ist ganz und gar nicht so, wie es Waldemar Bonsels dargestellt hat.“

Mag auch das Leben der Bienen ganz anders sein, die „Biene Maja“ flog um die Welt. Kinder wie Erwachsene begeisterten sich an dieser Miniaturwelt der Insekten, Blumen und Gräser. Schlagartig wurde der Verfasser dieses „Romans für Kinder“, der 1912 erschien, berühmt. Von den zahlreichen Werken, die Waldemar Bonsels — er starb vor 15 Jahren, am 31. August 1952, — hinterließ, ist „Maja“ am populärsten geblieben. Man wird dieses Tiermärchen, eines der schönsten, das unser Jahrhundert hervorbrachte, immer wieder lesen können und immer wieder entzückt sein, ungeachtet aller neuen Erkenntnisse der Insektenforschung. — Die Liebe zur Natur und allem Lebendigen bestimmte das Leben Waldemar Bonsels, der schon mit 17 Jahren, getrieben von innerer Unruhe, Gymnasium und Elternhaus in Ahrensburg bei Hamburg verließ. Unstet durchstreifte er Deutschland, aber seine Sehnsucht trieb ihn weiter hinaus. Durch Europa, Ägypten, Ceylon, Indien und Amerika führte der Weg des erlebnishungrigen



jungen Mannes. 1905 kehrte er zurück, ohne eine Zeile geschrieben zu haben, aber angefüllt mit Eindrücken, die sich später in seinem Werk niederschlagen sollten.

„Indienfahrt“, das 1917 erschien, wurde ein Reisebericht nach echt Bonselscher Art. Wirklichkeit und dichterische Phantasie waren bei der Lektüre nicht mehr auseinanderzuhalten. Aber Indien, gesehen mit den schönheitsdürstigen Augen eines jungen Weltenbummlers, konnte nicht besser dargestellt werden. Bonsels illustrierte seine Erfahrungen mit Land und Leuten durch Anekdoten, verquickte Reiseerlebnisse mit Begebenheiten aus seiner Kindheit. „Indienfahrt“ wurde ein Bestseller wie die „Biene Maja“.

Im Alter von 32 Jahren — Bonsels wurde am 21. Februar 1880 in Ahrensburg geboren — war Waldemar Bonsels in Deutschland ein Begriff. Was seine ersten Veröffentlichungen, die Novelle „Leben, ich grüße dich“ und das Drama „Norby“, nicht geschafft hatten, erreichte die „Biene Maja“. Sie wurde das bevorzugte Geschenkbuch für Kinder. Bonsels besaß ein außerordentliches Talent für Naturfabeln, und auch „Himmelsvolk“, das 1913 erschien, erzielte immense Auflagen. „Das Anjekind“ und „Mario und die Tiere“ führten diesen Erfolg weiter und werden auch heute noch von Kindern gern gelesen.

In den „Notizen eines Vagabunden“ bekennt sich der Dichter zu einem einfachen Lebensgefühl, das seinen Mitmenschen zum größten Teil verlorengegangen zu sein schien, ihn selbst aber bis zu seinen letzten Lebenstagen begleitete und ihn schon 1919 dazu bewegte, seinen Wohnsitz in das stille Ambach am Starnberger See zu verlegen: „Ich lebe, ist das nicht genug? Wohin ich sehe, überall finde ich, daß die Sorge um den Wert und den Sinn des Lebens die Angesichter der Menschen grau und müde macht.“

Norddeutsche Volkszeitung, Bremen-Vegesack

vom

29. Juli 1967

Die „Biene Maja“ flog um die Welt

Waldemar Bonsels: Dichter der Blumen, Gräser und Insekten

Im einstigen Insektarium in Berlin konnte man einen aufgeschnittenen Bienenkorb bewundern, der Eindruck von der Lebensweise der Bienen vermitteln sollte. Er war mit einem Schildchen versehen: „Das Leben der Bienen ist ganz und gar nicht so, wie es Waldemar Bonsels dargestellt hat“. Mag auch das Leben der Bienen ganz anders sein, die „Biene Maja“ flog um die Welt. Kinder wie Erwachsene begeisterten sich an dieser Miniaturwelt der Insekten, Blumen und Gräser. Schlagartig wurde der Verfasser dieses „Romans für Kinder“, der 1912 erschien, berühmt. Von den zahlreichen Werken, die Waldemar Bonsels — er starb vor 15 Jahren — hinterließ, ist „Maja“ am populärsten geblieben. Man wird dieses Tiernmärchen, eines der schönsten, das unser Jahrhundert hervorbrachte, immer wieder lesen können und immer wieder entzückt sein, ungeachtet aller neuen Erkenntnisse der Insektenforschung.

Die Liebe zur Natur und allem Lebendigen bestimmte das Leben Waldemar Bonsels, der schon mit 17 Jahren, getrieben von innerer Unruhe, Gymnasium und Elternhaus in Ahrensburg bei Hamburg verließ. Unstet durchstreifte er Deutschland, aber seine Sehnsucht trieb ihn weiter hinaus. Durch Europa, Ägypten, Ceylon, Indien und Amerika führte der Weg des erlebnishungrigen jungen Mannes. 1905 kehrte er zurück, ohne eine Zeile geschrieben zu haben, aber angefüllt mit Eindrücken, die sich später in seinem Werk niederschlagen sollten.

„Indienfahrt“, das 1917 erschien, wurde ein Reisebericht nach echt Bonselscher Art. Wirklichkeit und dichterische Phantasie sind bei der Lektüre nicht mehr auseinanderzuhalten. Aber Indien, gesehen mit den schönheitsdurstigen Augen eines jungen Weltenbummlers, konnte nicht besser dargestellt werden. Bonsels illustrierte seine Erfahrungen mit Land und Leuten durch Anekdoten, verquickte Reiseerlebnisse mit Begebenheiten aus seiner Kindheit. „Indienfahrt“ wurde ein Bestseller wie die „Biene Maja“.

Im Alter von 32 Jahren war Waldemar Bonsels in Deutschland ein Begriff. Bonsels besaß ein außerordentliches Talent für Naturfabeln, und auch „Himmelsvolk“, das 1913 erschien, erzielte immense Auflagen. „Das Anjekind“ und

„Mario und die Tiere“ führten diesen Erfolg weiter und werden auch heute noch von Kindern gern gelesen. Stark der Mode unterworfen und heute fast vergessen sind dagegen die in der Manier romantischer Erotik verfaßten „Eros und die Evangelien“ und die „Notizen eines Vagabunden“. In den „Notizen“ bekennt sich der Dichter zu einem einfachen Lebensgefühl, das seinen Mitmenschen zum größten Teil verlorengegangen zu sein schien, ihn selbst aber bis zu seinen letzten Lebenstagen begleitete und ihn schon 1919 dazu bewegte, seinen Wohnsitz in das stille Ambach am Starnberger See zu verlegen: „Ich lebe, ist das nicht genug? Wohin ich sehe, überall finde ich, daß die Sorge um den Wert und den Sinn des Lebens die Angesichter der Menschen grau und müde macht.“

Stephan Linhardt

Der Dichter vom Starnberger See

SEINE STILLE OASE AMBACH — VON FRITZ WEISS

Obwohl eine leidenschaftliche, fast unstillbare Sehnsucht und ein tief im Herzen wurzelndes Fernweh Waldemar Bonsels schon seit frühester Jugend in die weite Welt trieb, kehrte der natur- und heimatverbundene Dichter trotzdem immer wieder gerne in seine stille Oase Ambach am lieblichen Starnberger See zurück, wo er inmitten einer paradiesischen Landschaft jene beglückende Ruhe fand, die ihm die schöpferische Kraft für seine großen Werke der Weltliteratur schenkte.

Ein im Park ruhender Grabstein mit der Urne des am 31. Juli 1952 Verstorbenen erinnert heute



Waldemar Bonsels verläßt sein Landhaus am Starnberger See zu einem Spaziergang.

noch an jenes idyllische Fleckchen im Garten, wo Waldemar Bonsels im Frühsommer 1918 stand und sich mit den Worten: „Das nehme ich!“ für den Ambacher Landsitz entschied, obwohl er das Haus nur flüchtig von außen gesehen hatte. Allein die bezaubernde, unberührte Schönheit der Landschaft unmittelbar am verträumten See mögen den begeisterten Naturfreund zu diesem raschen Entschluß, den er nie bereuen sollte, bewogen haben.

Hier durfte er auch später mit seiner jungen, künstlerisch aufgeschlossenen Frau Rosemarie, die er als Siebzehnjährige kennen- und liebenlernte und die dem 51jährigen Dichter einen zweiten Lebensfrühling bescherte, noch über glückliche 20 Jahre verbringen. In ihrem behaglichen Ambacher Heim erzählt uns die Witwe Bonsels, die als Tochter eines Architekten aus Basel stammt und mit dem berühmten Schweizer Philosophen Bachofen verwandt ist, in ihrer bescheidenen und sympathischen Art von den gemeinsamen Tagen mit dem Dichter, dessen Werke heute in der ganzen Welt gelesen werden. Allein das Buch „Die Biene Maja“ erreichte eine Auflage von über einer Million und wurde in 36 Sprachen übersetzt. Dr. Paasche schreibt über Bonsels „Das vergessene Licht“: „Bei aller dramatischen Spannung aber, die uns in der Entwicklung außerordentlicher Schicksale bis zur letzten Seite fesselt, lebt die Dichtung doch aus der großen, ruhigen, zeitlosen Bezogenheit auf das letzte lichte Ziel: dem Aufblick des Menschen zum Göttlichen und die Befreiung in ihm.“

Frau Bonsels führt uns zum Arbeitszimmer des Dichters im ersten Stock, wo er am Schreibtisch seine Gedanken zu Papier brachte. Er hat alle Entwürfe mit Bleistift skizziert und gewöhnlich während des Diktats noch verändert und verbessert. „Manchmal waren auch keinerlei Korrekturen mehr notwendig“, sagt Frau Bonsels. Geschrieben hat er aber auch im Garten und im Park, im Wald, auf Spaziergängen, vor allem aber im geschützten und abgeschirmten Glasbalkon. Stets trug er einen Notizblock bei sich, um sich „den goldenen Überfluß wahrhafter Dichtung“ — wie eine führende Zeitung über sein Buch „Indienfahrt“ urteilt — von der Seele zu schreiben. „Zu Hause liebte er es“, erinnert sich die Witwe, „den Block auf die Knie zu legen und so seine Gedanken zu notieren.“

Frau Bonsels begleitete ihren Mann überall hin. Während der Wintermonate bezogen sie ihre Woh-

BAD TÖLZ



**Das leistungsfähige
Möbelhaus am Platze**

Tel. 8134

liefert für Sie in jeder Preislage
und für jeden Geschmack, mit
zuverlässigem Kundendienst

- | | | |
|-------------------|-----------------|-------------------|
| ● Schlafzimmer | ● Teppiche | ● Kombischränke |
| ● Kleiderschränke | ● Steppdecken | ● Polstermöbel |
| ● Küchen | ● Fremdenzimmer | ● Matratzen |
| ● Tische - Stühle | ● Einzelmöbel | ● und vieles mehr |
| ● Wohnzimmer | ● Eckbänke | |
| ● Stilmöbel | ● Kleinmöbel | |

Lieferung frei Haus

FÜR DACH UND WAND



Onduline

Alleinhersteller: O.F.I.C. AG.
PARIS-ROUEN

Die größte europäische Produktion
bituminierter Wellplatten

Bitumenwellplatten

für alle landwirtschaftlichen
Bedachungs- und
Verkleidungsprobleme

BENEDIKT REINER OHG

Holzhandlung und Sägewerk
Geretsried, Sudetenstraße 60
Telefon 0 88 57/206

Benediktbeuern
Telefon 08041/206



Rosemarie Bonsels, die Witwe des Dichters, die sein Erbe treu bewahrt und behütet. Weiß

nung in Berlin, um dort am kulturellen Leben der Weltstadt teilzuhaben. Wandervögeln gleich zogen sie jeweils mit beginnendem Frühling auf die Insel Capri, wo sie ein eigenes Landhaus besaßen. Aber die längste Zeit des Jahres — den warmen Sommer und den freundlichen Herbst — verbrachten sie in ihrem geliebten Ambacher Heim am Starnberger See.

Wegen der Bedrohung der geistigen Freiheit durch Hitler — Bonsels betrachtete es als sein Lebenswerk, zur inneren Freiheit zu gelangen — beschloß er 1935, mit seiner Frau nach den USA aus-

zuwandern. Die ungewohnten Lebensverhältnisse veranlaßten sie jedoch, 1936 wieder nach der alten Heimat zurückzukehren, deren kommende dunkle Tage Bonsels im Vorwort (Zum Geleit) des 1938 erschienenen Buches „Die Reise um das Herz“ charakterisierte.

Ambach (Gemeinde Holzhausen, Landkreis Wolfratshausen), am Ostufer des Starnberger Sees, bot dem Dichter auch einen gesunden Ausgleich zwischen den anstrengenden Stunden dichterischen Schaffens. Bonsels, der als Sohn eines Arztes aus Ahrensberg bei Hamburg stammte und bereits in seiner Jugendzeit mit dem Wasser vertraut war, schätzte den Starnberger See sehr. Als leidenschaftlicher Angler holte er sich immer wieder die schmackhaften Fische aus dem See, die vor allem während des letzten Krieges — sie braten bekanntlich im eigenen Fett — als willkommene Leckerbissen begehrt waren und sich auch — Bonsels hat dies als erster Ambacher erprobt — vorzüglich zum Räuchern eignen. Auch an Forelenbächen mangelte es nicht. Zur rechten Zeit gab es auch Segelpartien und — wenn man zur Winterszeit in Ambach weilte — romantische Schlittenfahrten über St. Heinrich nach Seeshaupt. Viel Zerstreuung boten dem großen Tierfreund auch die Schäferhunde, die ihren Herrn auf Schritt und Tritt begleiteten und von dem treuen „Hausgeist“ Betty, die 42 Jahre der Familie Bonsels diente, gepflegt und betreut wurden.

Zu Hause zählte das tägliche Schachspiel mit seiner Frau oder mit der benachbarten Schriftstellerin Mathilde von Metzradt zu einem beliebten Zeitvertreib des Dichters. Auch die Musik — Bonsels spielte zwar selbst nicht besonders gut Geige, liebte aber das Instrument sehr — wurde in seinem Haus gepflegt. Bekannte Künstler — wie z. B. der im benachbarten Ammerland wohnende weltberühmte ungarische Geiger Denes Zsigmondy — waren stets gerngesehene Gäste und

Kimmel-Kleidung

Spezialgeschäft für Damenoberbekleidung
Bad Tölz, gegenüber der Mühlfeldkirche

bescherten einem erlesenen Publikum zauberhafte Serenaden. Literarische Zirkel mit befreundeten Schriftstellern machten das Haus Bonsels zu einem geistig-geselligen Mittelpunkt am Starnberger See.

„Die Dichtungen von Waldemar Bonsels gehören zu den Werken der Weltliteratur. Seine Auffassung von unserem irdischen Leben und unserem irdischen Tod, sein undogmatischer Blick auf Gott, die Schönheit seiner Sprache und die seiner Aussage innewohnende Wahrheit sind unvergänglich und werden jedes echte Menschenherz immer aufs neue in ihren Bann ziehen.“ So lesen wir in der Gedächtnisschrift, die nach seinem Tode erschien. Als Vorwort finden wir darin eine Strophe eines Gedichtes von Alfred Günther, das dieser seinem Freund Bonsels zum 60. Geburtstag gewidmet hatte:

„Ob auch das Morgen dunkelt,
es glüht ja noch Dein Feuer im Kristall
und zündet unsere Fackeln überall
im weiten Raum, darin Dein Zeichen funkt.“

Und der Dichter Hans Carossa, der im benachbarten Königsdorf seine Jugendzeit verlebt hatte, tröstet die Witwe Bonsels in dieser Gedächtnisschrift mit folgendem Beileidsschreiben:

„Was einer ist, was einer war,
beim Scheiden wird es offenbar.
Wir hören's nicht, wenn Gottes Weise summt.
Wir schauern erst, wenn sie verstummt.“

Am besten kennzeichnet wohl der Dichter selbst sein Wirken und Schaffen in einem Gedicht, das er wenige Jahre vor seinem Tode (1948) schrieb:

„Dunkel weht der kühle Wind von Norden,
und der bunte Sommer sank dahin.
Und es ist nun langsam so geworden,
Herr, daß ich mit dir alleine bin.
Immer ist der rasche Sinn genesen,
wenn ich sagte, was du mir gezeigt.
Ist schon je ein Weg so schön gewesen
und sein Ende so von Herzen leicht?!“

Komm – kimm!

VON SUNDI

Das kleine Resei, vier Jahre alt, ist das Kind einer Sennerin, ledig natürlich, wie sich's gehört. Jetzt werden die Sennerinnen wieder rebellisch werden, weil sie einen Angriff auf ihre Moral wittern; aber viele gibt's nicht mehr, und meine Erzählung spielt in früheren Zeiten, als die Almen wirklich nur der Viehwirtschaft gedient haben und nicht an die Städter für ihre sportlichen und unsportlichen Leidenschaften vermietet wurden.

Also damals war die Sennerin, die Zenz, jeden Sommer auf der Loderalm. Jung war sie, drall, sauber, „knuschpri“ sagten die Burschen im Dorf. Einer davon hatte besondere Fähigkeiten. Er konnte kranke Tiere auf seine Art mit selbst gemischten Salben, durch mysteriöse Sprüche und andere geheimnisvolle Kräfte heilen. Er war sozusagen ein animalischer Mediziner, oder wie man ihn im Dorf und in der weiteren Umgebung nannte: der Viedock, zu deutsch der Viehdoktor, oder ganz hochgebildet der Herr Veterinär. Aber dieser Zaubermann war doch mehr nebenberuflich „Viehdock“, vor allem war er Mensch, jung, gesund und „hinterkintft“.

Mit diesen Eigenschaften ausgestattet, besuchte er die Sennerin Zenz so oft, bis sie seinen Schmeicheleien erlag und im Herbst nach dem Viehabtrieb der Mutter gestehen mußte, daß sie in der Hoffnung sei. Das ergab natürlich in der damaligen Zeit den üblichen Familienkrach wegen „dera Schand“ und „wos wern do d'Leit song“. Dem „Viehdock“ schwand mit den Aussichten auf Vaterschaft, im umgekehrten Verhältnis zur Leibesfülle der Zenz, die Liebe zu ihr, zumal keine Aussicht auf ein erstrebenswertes Heiratsgut bestand.

Diese und andere Hemmnisse haben aber das kleine Resei nicht hindern können, gesund und munter mit Hilfe der Hebamme in diese Welt zu

Teppich-Spezialgeschäft

Import-Groß- und Einzelhandel

Waldherr-Schilling

Bad Tölz, Ludwigstraße 4, Tel. 533

erfüllt Ihre Wünsche vom Fleckerl-Teppich bis zum echten Orient
Kunststoff-Fliesen und Kunststoff-Bodenbeläge
jetzt auch Gardinen · Dekorationsstoffe

Der Dichter vom Starnberger See

SEINE STILLE OASE AMBACH — VON FRITZ WEISS

Obwohl eine leidenschaftliche, fast unstillbare Sehnsucht und ein tief im Herzen wurzelndes Fernweh Waldemar Bonsels schon seit früherster Jugend in die weite Welt trieb, kehrte der natur- und heimatverbundene Dichter trotzdem immer wieder gerne in seine stille Oase Ambach am lieblichen Starnberger See zurück, wo er inmitten einer paradiesischen Landschaft jene beglückende Ruhe fand, die ihm die schöpferische Kraft für seine großen Werke der Weltliteratur schenkte.

Ein im Park ruhender Grabstein mit der Urne des am 31. Juli 1952 Verstorbenen erinnert heute

noch an jenes idyllische Fleckchen im Garten, wo Waldemar Bonsels im Frühsommer 1918 stand und sich mit den Worten: „Das nehme ich!“ für den Ambacher Landsitz entschied, obwohl er das Haus nur flüchtig von außen gesehen hatte. Allein die bezaubernde, unberührte Schönheit der Landschaft unmittelbar am verträumten See mögen den begeisterten Naturfreund zu diesem raschen Entschluß, den er nie bereuen sollte, bewogen haben.

Hier durfte er auch später mit seiner jungen, künstlerisch aufgeschlossenen Frau Rosemarie, die er als Siebzehnjährige kennen- und liebenlernte und die dem 51jährigen Dichter einen zweiten Lebensfrühling bescherte, noch über glückliche 20 Jahre verbringen. In ihrem behaglichen Ambacher Heim erzählt uns die Witwe Bonsels, die als Tochter eines Architekten aus Basel stammt und mit dem berühmten Schweizer Philosophen Bachofen verwandt ist, in ihrer bescheidenen und sympathischen Art von den gemeinsamen Tagen mit dem Dichter, dessen Werke heute in der ganzen Welt gelesen werden. Allein das Buch „Die Biene Maja“ erreichte eine Auflage von über einer Million und wurde in 36 Sprachen übersetzt. Dr. Paasche schreibt über Bonsels „Das vergessene Licht“: „Bei aller dramatischen Spannung aber, die uns in der Entwicklung außerordentlicher Schicksale bis zur letzten Seite fesselt, lebt die Dichtung doch aus der großen, ruhigen, zeitlosen Bezogenheit auf das letzte lichte Ziel: dem Aufblick des Menschen zum Göttlichen und die Befreiung in ihm.“

Frau Bonsels führt uns zum Arbeitszimmer des Dichters im ersten Stock, wo er am Schreibtisch seine Gedanken zu Papier brachte. Er hat alle Entwürfe mit Bleistift skizziert und gewöhnlich während des Diktats noch verändert und verbessert. „Manchmal waren auch keinerlei Korrekturen mehr notwendig“, sagt Frau Bonsels. Geschrieben hat er aber auch im Garten und im Park, im Wald, auf Spaziergängen, vor allem aber im geschützten und abgeschirmten Glasbalkon. Stets trug er einen Notizblock bei sich, um sich „den goldenen Überfluß wahrhafter Dichtung“ — wie eine führende Zeitung über sein Buch „Indienfahrt“ urteilt — von der Seele zu schreiben. „Zu Hause liebte er es“, erinnert sich die Witwe, „den Block auf die Knie zu legen und so seine Gedanken zu notieren.“

Frau Bonsels begleitete ihren Mann überall hin. Während der Wintermonate bezogen sie ihre Woh-

nung in Berlin, um dort am kulturellen Leben der Weltstadt teilzuhaben. Wandervögeln gleich zogen sie jeweils mit beginnendem Frühling auf die Insel Capri, wo sie ein eigenes Landhaus besaßen. Aber die längste Zeit des Jahres — den warmen Sommer und den freundlichen Herbst — verbrachten sie in ihrem geliebten Ambacher Heim am Starnberger See.

Wegen der Bedrohung der geistigen Freiheit durch Hitler — Bonsels betrachtete es als sein Lebenswerk, zur inneren Freiheit zu gelangen — beschloß er 1935, mit seiner Frau nach den USA auszuwandern. Die ungewohnten Lebensverhältnisse veranlaßten sie jedoch, 1936 wieder nach der alten Heimat zurückzukehren, deren kommende dunkle Tage Bonsels im Vorwort (Zum Geleit) des 1938 erschienenen Buches „Die Reise um das Herz“ charakterisierte.

Ambach (Gemeinde Holzhausen, Landkreis Weilrathshausen), am Ostufer des Starnberger Sees, bot dem Dichter auch einen gesunden Ausgleich zwischen den anstrengenden Stunden dichterischen Schaffens. Bonsels, der als Sohn eines Arztes aus Altramsberg bei Hamburg stammte und bereits in seiner Jugendzeit mit dem Wasser vertraut war, schätzte den Starnberger See sehr. Als leidenschaftlicher Angler holte er sich immer wieder die schmackhaften Fische aus dem See, die vor allem während des letzten Krieges — sie braten bezaubernd im eigenen Fett — als willkommene Leckerbissen begehrt waren und sich auch — Bonsels hat dies als erster Ambacher erprobt — vorzüglich zum Räuchern eignen. Auch an Forellensbüchchen mangelte es nicht. Zur rechten Zeit gab es auch Segelpartien und — wenn man zur Winterzeit in Ambach weilte — romantische Schlittenfahrten über St. Heinrich nach Seeshaupt. Viel Zerstreuung boten dem großen Tierfreund auch die Schäferhunde, die ihren Herrn auf Schritt und Tritt begleiteten und von dem treuen „Hausgeist“ Betty, die 42 Jahre der Familie Bonsels diente, gepflegt und betreut wurden.

Zu Hause zählte das tägliche Schachspiel mit seiner Frau oder mit der benachbarten Schriftstellerin Mathilde von Metzradt zu einem beliebten Zeitvertreib des Dichters. Auch die Musik — Bonsels spielte zwar selbst nicht besonders gut Geige, liebte aber das Instrument sehr — wurde in seinem Haus gepflegt. Bekannte Künstler — wie z. B. der im benachbarten Ammerland wohnende weltberühmte ungarische Geiger Denes Zsigmondy — waren stets gerngesehene Gäste und

bescherten einem erlesenen Publikum zauberhafte Serenaden. Literarische Zirkel mit befreundeten Schriftstellern machten das Haus Bonsels zu einem geistig-geselligen Mittelpunkt am Starnberger See.

„Die Dichtungen von Waldemar Bonsels gehören zu den Werken der Weltliteratur. Seine Auffassung von unserem irdischen Leben und unserem irdischen Tod, sein undogmatischer Blick auf Gott, die Schönheit seiner Sprache und die seiner Aussage innewohnende Wahrheit sind unvergänglich und werden jedes echte Menschenherz immer aufs neue in ihren Bann ziehen.“ So lesen wir in der Gedächtnisschrift, die nach seinem Tode erschien. Als Vorwort finden wir darin eine Strophe eines Gedichtes von Alfred Günther, das dieser seinem Freund Bonsels zum 60. Geburtstag gewidmet hatte:

„Ob auch das Morgen dunkelt,
es glüht ja noch Dein Feuer im Kristall
und zündet unsere Fackeln überall
im weiten Raum, darin Dein Zeichen funkelt.“

Und der Dichter Hans Carossa, der im benachbarten Königsdorf seine Jugendzeit verlebt hatte, tröstet die Witwe Bonsels in dieser Gedächtnisschrift mit folgendem Beileidsschreiben:

„Was einer ist, was einer war,
beim Scheiden wird es offenbar.
Wir hören's nicht, wenn Gottes Weise summt.
Wir schauern erst, wenn sie verstummt.“

Am besten kennzeichnet wohl der Dichter selbst sein Wirken und Schaffen in einem Gedicht, das er wenige Jahre vor seinem Tode (1948) schrieb:

„Dunkel weht der kühle Wind von Norden,
und der bunte Sommer sank dahin.
Und es ist nun langsam so geworden,
Herr, daß ich mit dir alleine bin.
Immer ist der rasche Sinn genesen,
wenn ich sagte, was du mir gezeigt.
Ist schon je ein Weg so schön gewesen
und sein Ende so von Herzen leicht?!“

Rose-Marie Bonsels: „Wir hatten eine Welt für uns“

Ein Leben mit der Biene Maja

Von unserem Redaktionsmitglied Siegfried Krause

Die Bienen, die an schönen Sommertagen um das seltsam versponnene Anwesen in Ambach am Starnberger See summten, könnten der lebhaften Hausherrin wie ein Symbol erscheinen. Denn eine Biene vor allem war es, die das betagte Gebäude aus der Reihe der anderen Häuser hervorhob und -hebt „Maja“ ist ihr Name.

Sechs Jahre schon flog das muntere Summsieding durch den deutschen Bücherwald, als ihr geistiger Vater, der Schriftsteller Waldemar Bonsels, 1918 jenes Landhaus kaufte, in dem heute seine Witwe das literarische Erbe hütet, pflegt und lebendig erhält.

Denn Frau Rose-Marie Bonsels, die knapp 20 Jahre mit dem 1952 verstorbenen Autor verheiratet war,

beschränkt sich nicht darauf, der Erinnerung zu leben, sondern wirkt höchst aktiv für das Werk ihres Mannes. Lesungen, Schallplatten, Autoren-Abende und zuletzt auch eine Waldemar-Bonsels-Stiftung gehen auf das Konto der agilen Schweizerin.

Dazu gehört auch, daß einer Wiener Filmproduktion das Recht eingeräumt wurde, das Maja-Buch, das schon ganze Generationen erfreut hatte, „Jensehrgerecht“ zu verarbeiten. Was dabei herauskam, war ein Publikumserfolg — sondergleichen. Seitdem das braun-gelb gestreifte Insekt ein Jahr lang über den Bildschirm schwirrt, ist es fast unmöglich, irgendwo einen kleinen Menschen zu finden, der noch nichts von der Biene Maja und ihren vielfältigen Abenteuern gehört hat. Weitere 52 Folgen werden ab Herbst zu sehen sein.

Mit der literarischen Vorlage freilich hat der Trickfilm, der in japanischen Studios gezeichnet worden ist, nicht viel mehr gemeinsam als ein Pferdeopfer mit einem Gravenstein. Immerhin hat er dem Buch zu einem neuen Aufschwung verholfen. Mehr noch: Eine wahre Bonsels-Renaissance brach aus, die allen Werken des poetisch-versponnenen Literaten ungeheuren Auftrieb und statische Neuauflagen brachte. Neben der „Biene Maja“ (bisher 1,5 Millionen Exemplare, in 40 Sprachen übersetzt) auch „Himmelsvolk“, „Indienfahrt“, „Mario“, „Mortimer“ und „Dositos“. Weitere sollen folgen, bis 1980 — zum 100. Geburtstag des Poeten — alle wichtigen Bonsels-Werke im Molden-Verlag zu haben sein werden.

Und wenn nun schon einmal das Geschäft blüht, geht es weiter mit sogenannten Nebenrechten: mit Schallplatten und Tonbandkassetten, mit Puppen, Luftballons und Fruchtgummis, mit Bettwäsche, Badeschäumen, Comic-Heften, Aufklebern — Maja ist allgegenwärtig. Freunde des Hauses sind über diese Entwicklung „nicht wahnsinnig glücklich“. Sie beruhigen sich jedoch mit der Gewißheit, daß alles „insoweit nützt, als es neue Leser bringt“, wie Stiftungsvorsitzender Dr. Delp, München, es formuliert.

Rose-Marie Bonsels selbst wiegelt ab, wenn die Rede auf den Fernseh-

streifen kommt: „Er ist lustig, aber nicht mehr der Grundgedanke der Biene Maja.“ Sie habe damals, als sie die Zustimmung gab, „einen traumhaften poetischen Film“ vor sich gesehen. „Als man mir dann die ersten Folgen zeigte, waren bereits 52 Fortsetzungen in Japan gelaufen. Da gab's nichts mehr zu sagen. Der Film war da — und Schluss! Heute habe es „keinen Sinn, über die Fernwehserie böse zu sein“. Schließlich sei sie, Frau Bonsels, ganz sicher, „daß Maja überlebt“. Dazu Delg: „Das Buch ist so gut, daß der Film nicht schaden kann.“

Übrigens: Trickfilm-Altknecht Walt Disney schon hätte die fürwitzige Bienenkönigin gern in seinen Studios ausgewertet. Das war vor mehr als 40 Jahren. Der Autor lehnte damals ab, wie sich Rose-Marie Bonsels erinnert: „Wir wollten seinerzeit eventuell ganz in die USA übersiedeln. Aber mein Mann hätte nicht nach Amerika.“

Die Witwe, die einst selbst Schauspielerin werden wollte, hat ihrerseits — unabhängig von der TV-Serie — Bonsels-Schallplatten mit Originaltexten besprochen, zuletzt in Schweizerdeutsch. Dies und ihr Einsatz bei Les- und Signierstunden hat dazu geführt, daß sie gelegentlich schon als „Erfinderin der Biene Maja“ gefeiert wurde. Wenn das auch an den Tatsachen weit vorbeigeht, so betrachtet sie ihre Rolle doch als „eine Art Schicksal“. Wahr dagegen ist, wie man beim Gespräch in „Bonsels' altem Arbeitszimmer“ erfährt, daß sie als Kind am Maja-Buch lesen gelernt hat. So groß war der Altersunterschied!

In der Tat war die Baslerin — Tochter aus wohlhabender Familie — noch ein Schulfädchen, als sie den damals schon berühmten Schriftsteller kennenlernte. In den Ferien hatte sie eine Tante in München besucht und war mit ihr zu Bekannten nach Ambach hinausgefahren. Für eine abendliche Fete wurde ein Grammophon benötigt, und Jung Rose-Marie wurde losgeschickt, das Tongerät beim Nachbarn auszuborgen. Dieser Nachbar war Waldemar Bonsels — „und am nächsten Tag hatten wir unser erstes Rendez-vous“. Man als gemeinsam Krebschwärze im altberühmten „Regina“-Hotel in München.



Das Landhaus in Ambach am Starnberger See hatte Bonsels nach dem Ersten Weltkrieg gekauft, ohne jemals das Innere gesehen zu haben. Jetzt will seine Witwe darin ein Archiv einrichten. Bild: Baumann

Die Erinnerungen, in denen Frau Bonsels — seit 26 Jahren Witwe — heute wandelt, sind angefüllt mit schönen Stunden, mit Reisen, literarischen Zirkeln und musikalischen Begegnungen im Haus am See, in Berlin oder auf Capri (wo der begüterte Schriftsteller ebenfalls Wohnungen hatte). Es habe zwischen ihnen „eine Zugehörigkeit vom ersten Augenblick an“ bestanden, so erfährt man im Gespräch bei Kaffee

und Erdbeeren: „Ich rechne mein Leben von dem Tag, an dem ich ihn kennenlernte.“ Weiter: „Mein Mann war für mich alles, die anderen waren nur Attrappen.“ Und: „Wir hatten eine Welt für uns.“ Kinder hatten darin keinen Platz. Wohl aber war der erfolgreiche Autor in zwei vorangegangenen Ehen fünfmal Vater geworden.

Wie die „Biene Maja“ entstand, weiß Frau Bonsels nur aus Erzählun-

gen. Das Buch, so hört man, sei zwar nicht gerade durch eine Wette zustande gekommen, wohl aber sei es das Ergebnis eines Experiments, das zu nächtlicher Stunde zwischen zwei befreundeten Schriftstellern beschlossen wurde: Um zu beweisen, daß auch Tiere eine Idee literarisch tragen können, beschrieb der eine die Geschichte einer Ameise, der andere die Abenteuer einer Biene, die er Maja nannte. Beide Erzählungen wurden veröffentlicht; die eine wurde vergessen, die andere ein Welterfolg.

Jetzt sucht Rose-Marie Bonsels händelnd nach jenem Ameisenbuch von Bernd Isenmann. Es soll zusammen mit allen anderen Erinnerungen, die den Weg des Schriftstellers begleiteten, mit Briefen und Handschriften, mit Bibliographie, Familiengeschichte und umfangreicher Bibliothek dem Archiv einverleibt werden, das die Tatkräftige im alten Landhaus am See einrichtet. Sie weiß: „Meinem Mann hat es hier so gut gefallen, daß er das Haus kaufte, ohne es überhaupt richtig angesehen zu haben. Er blieb einfach im Garten sitzen — das genügte ihm.“

Wer heute durch die Zimmer geht, findet im sorgsam Bewahrten so viel Nostalgie, daß man glauben könnte, Waldemar Bonsels sei eben erst vom Schreibtisch aufgestanden — vielleicht um, nach den Bienen im Garten zu sehen.

W. Bonsels

Der Arztsohn Waldemar Bonsels aus Ahrensburg (Schleswig-Holstein) galt als der Unbehauste, als Wanderer zwischen Staub und Stern, stets auf der Suche nach dem einfachen Lebensgefühl. 1880 geboren, durchstreifte er schon als Siebzehnjähriger die Welt — und kehrte 1905 zurück, ohne eine Zeile geschrieben zu haben. Aber in „Indienfahrt“ verschmolzen dann die Reiseeindrücke mit der dichterischen Phantasie eines Mannes, der Naturschilderung mehr und mehr mit Lebensphilosophie mischte.

Bonsels war zu seiner Zeit unglaublich populär: wenn er aus seinen Büchern las, mußte gelegentlich Polizei eingesetzt werden. Er schrieb die ersten Bestseller der deutschen Literatur — allen voran „Die Abenteuer der Biene Maja“, die im Ersten Weltkrieg als bestnützliche Ablenkungslektüre hunderttausendfach an die Lender verteilt wurden. Im Insektarium des Berliner Zoo stand später ein Schild, daß die Bienen „ganz anders“ seien als Bonsels sie beschrieben habe.

Die Waldemar-Bonsels-Stiftung (München 5, Erhardtstr. 8) wurde offiziell zum 25. Todestag des Schriftstellers am 31. Juli 1977 gegründet, begann ihre Aktivitäten jedoch erst in diesem Jahr. Ihr Rufen die Erträge aus allen Buchveröffentlichungen, Verfilmungen und sonstigen Verwendungen des Werkes und seiner Figuren zu. Stiftungszweck ist vor allem die buchwissenschaftliche Forschung, die „Mitwirkung an Fragen der Bildung und Erziehung“ und die Betreuung des Lebenswerkes von Waldemar Bonsels. Ein mit 30 000 Mark dotierter Preis ist in diesem Jahr zum erstenmal ausgeschrieben worden. Ein Thema (von drei): „Das Phänomen des Welterfolgs der „Biene Maja“ seit 1912.“



Die Biene Maja — wie Tausende sie im Fernsehen sahen. Daneben Eberhard Strock aus München, der den „Willi“ sprach und sang. Bild: Archiv



Rose-Marie Bonsels streift für das Lebenswerk ihres Mannes.



Waldemar Bonsels (1880–1952), der geistige Vater der Biene Maja.

Eine Million »Traumstraßen« verkauft

Einen sensationellen Erfolg feierte der Süddeutsche Verlag zu Anfang dieses Jahres: Die Gesamtauflage seiner »Traumstraßen«-Bildbände überschritt die Millionengrenze. Von den großzügig illustrierten Bildbänden sind inzwischen 29 Titel erschienen. Begonnen hatte die Reihe 1972 mit den Bildbänden »Traumstraßen der Welt«, »Traumstraßen Europas« und »Traumstraßen Deutschlands«.

Nach 50 Jahren: kritische Nestroy-Ausgabe

Zwischen 1924 und 1930 war zum letzten Mal eine kritische Gesamtausgabe der Nestroy-Werke erschienen. Nun kündigt der Verlag Jugend und

Volk eine neue historisch-kritische Gesamtausgabe von Nestroy an. Sie ist auf 14 Bände konzipiert, der erste Band wurde soeben in Wien der Öffentlichkeit vorgestellt. Da die Musik wesentlich für das Nestroysche Werk ist, wird die Jugend- und Volk-Ausgabe auch Klavierauszüge enthalten.

Reisebücher bei Heyne im Taschenbuch

Die erfolgreiche Piper-Serie »Zwei Wochen...« (»Zwei Wochen zu Fuß – Wanderungen in Europa und anderswo«, »Zwei Wochen in... Deutsche Landschaften laden ein«, »Zwei Wochen im Schnee – Europäische Wintersportorte laden ein« und »Zwei Wochen in Fernost«) ist im Rahmen eines Lizenzpaketes vom Heyne Taschenbuchverlag erworben worden. Der erste Band wird im Juni erscheinen.



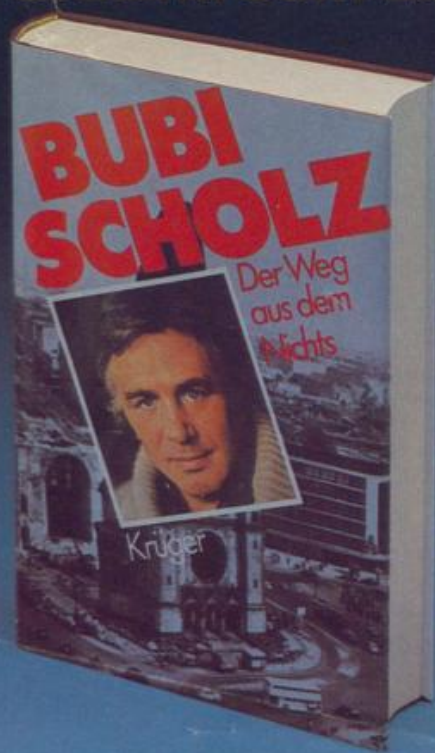
Waldemar Bonsels, Rose-Marie Bonsels

Bonsels: Ein Verkannter wird bekannt

Über Jahrzehnte war er in der breiten Öffentlichkeit als Autor des millionenfach verbreiteten Kinderbuches »Die Biene Maja« verkannt. Schuld daran waren nicht zuletzt Film- und TV-Verarbeitungen sowie Comic-Serien. Schuld an der Misere aber auch: Obwohl mehrfach angekündigt, war es nie zu einer Gesamtausgabe gekommen. Jetzt – zum 100. Geburtstag von Waldemar Bonsels (21. Februar) ändert sich alles. Der Langen-Müller Verlag legt das Gesamtwerk in zehn Bänden zum Sensationspreis von 68 Mark vor. Die Schmuckkassette (mit insgesamt 3300 Seiten) enthält neben dem Gesamtwerk auch ein ausführliches Vorwort von Bonsels' Witwe

Rose-Marie Bonsels sowie eine biografische Studie von Lini Hübsch-Pfleger. Es gab und gibt Ausstellungen in Ahrensburg (Geburtsort des Dichters) und in München. Das Bayerische Hauptmünzamt prägte eine Waldemar-Bonsels-Gedächtnismünze in Feinsilber. Hintergrund der Aktivitäten in Sachen Bonsels: Nicht nur ein engagierter Verlag, sondern auch der Einsatz der Witwe, Rose-Marie Bonsels, der sich unter anderem auch in der Gründung einer Waldemar-Bonsels-Stiftung spiegelt. Frau Bonsels war es auch, die die Verlagsrechte, die bei Molden gelegen, aber nicht ausgenutzt wurden, dort abzog und an Langen-Müller gab.

Bubi Scholz, Idol einer Generation, erzählt sein Leben.



Gustav »Bubi« Scholz, der am 12. April seinen 50. Geburtstag feiert, ist seit den frühen fünfziger Jahren Symbolfigur für den Aufstieg des demokratischen Deutschland. Keiner hat es ihm leicht gemacht, er mußte sich hocharbeiten – auf eigene Faust. Daß »Bubi« zum Idol wurde, hat er sich selbst zu verdanken, seinem Fairplay, seiner Intelligenz, seinem Durchhaltevermögen. Seine Erinnerungen sind kein Sportbuch im üblichen Sinne, sondern ein Beispiel einer typischen Karriere im Nachkriegsdeutschland.

Gustav »Bubi« Scholz
Der Weg aus dem Nichts
320 Seiten mit 32 Seiten
Abb., geb. DM 29,80

KRÜGER

比較文学 第23巻抜刷 1980年

(Die Japan Vergleichende Literatur Gesellschaft)

Waldemar Bonsels und Japan

Atsushi Kitagaki

310 Nito-shi, Niwa 1-403-2

JAPAN

Atsushi KITAGAKI

Waldemar Bonsels und Japan

Atsushi KITAGAKI

Vorbemerkungen.

Die Publikation der Jugendliteratur wird auch in Japan immer mehr und zugleich werden deren Studien immer lebendiger. Wie ich höre, sei die englische Jugendliteratur-Gesellschaft in diesem Lande entstanden.

Die Lebenslaufskizze Waldemar Bonsels' (1880–1952) und seine Bücher wie „Die Biene Maja und ihre Abenteuer (1912)“, „Himmelsvolk (1915)“, „Indienfahrt (1912)“ und „Mario und die Tiere (1927)“ stehen in den verschiedenen Lexika Japans. Ein wichtiges wissenschaftliches Buch unter dem Titel „Die Einleitung in die deutsche Neuromantik“ wurde von Seichirô Michimoto ins Japanische übertragen. (1942, Kohûkan Verlag, Tokyo) Es besteht aus zwei Teilen: die Neuromantik und Ergebnisse der Neuromantik aus „Deutsche Literatur der Gegenwart (1931, Sieben Stäbe Verlag, Berlin)“ von Werner Mahlholz (1889–1930). Im vierten Buch: „Ergebnisse der Neuromantik—15. Kap.“ sind die literarische Richtung Waldemar Bonsels' und seine Bücher ziemlich ausführlich beschrieben und sehr warm betrachtet. Das bekannteste Buch „Die Biene Maja und ihre Abenteuer—Ein Roman für Kinder“ erscheint jedes Jahr im Leserkreis für die Kinder. NHK (Nippon Rundfunk Gesellschaft) sandte 1958 dieses Meisterstück, betitelt mit „Die Abenteuer der Biene Maja.“ NET (Nippon Education Television) führte 1975 Maja, ein Mädchen, den Kindern vor, das sich nach der Freiheit und dem Traume

führt. (1935, Nankôdô Verlag, Tokyo) Es enthält I. Kap. Waldwiese, V. Kap. Der Tod der Eiche, IX. Kap. Die Lerche, XIII. Kap. Der Maikäfer, XIV. Kap. Das sterbende Kind, XVIII. Kap. Der Abschied. Als die erste Übersetzung davon wurden „Die Lerche“ in die Zeitschrift Dôbutsu-Bungaku (die Tierliteratur) aufgenommen. (1937, Hakuji-sû-Sô, Hauptleiter Y. Hiraiwa) Dann folgt die zweite Übersetzung von „Waldwiese“ und „Die Lerche“, (Übersetzer: Shigetaka Aoki, 1940, Daigaku-Shorin Verlag, Tokyo) Die vollständige japanische Ausgabe ist die Übersetzung von Hiroshi Yoshimura. (1960, Sôbunsha Verlag) Sie ist fein und sein Nachwort hat etwas Neues für die Leser geoffenbart. Der Übersetzer stellt ihnen die Herkunft des Dichters vor und nennt Waldemar Bonsels einen Naturdichter. Dieser Ausdruck ist uns ganz neu.

Die letzte Übersetzung heißt „Das Volk im Paradies“ (Atsushi Kitagaki, 1962, Asahi Verlag). Der Übersetzer benutzte den direkten Titel aus dem Urtext, infolgedessen war die Ablehnungsreaktion der Leser klar ersichtlich. Die Japaner lieben nicht den Namen Paradies oder Himmelreich im christlichen Sinne, denn sie sehen wahrscheinlich diese Begriffe als Herausforderung des Shintôismus (die eigentliche japanische Religion) oder des Buddhismus an. Zwar ist die Übersetzung vollständig und wortgetreu, aber sie hat keine besondere Wirkung auf die Leserwelt ausgeübt. Nur sein Nachwort hat etwas Eigenartiges, weil er ihr andere noch unbekannte Bücher des Dichters vorstellt.

II Der Tierroman—Mario und die Tiere

Jitsugyô No Nihon-Sha Verlag schenkte 1960 der japanischen Jugend drei Tiergeschichten aus „Mario und die Tiere“. Die erste heißt „Der Eber und der Junge Mario“, aber der japanische Eber ist im deutschen Urtext das Wildschwein, und zwar das weibliche Schwein. Diese

Geschichte ist für Schüler im dritten Jahr der Grundschule. Im eigentlichen Beginn der Geschichte beschreibt der Übersetzer kurz und bündig das traurige Leben Marios, bevor dieser in den Wald eintritt. Die Geschichte selbst nimmt der Übersetzer, Prof. Gorô Uda, Germanist der Sophia Universität aus 5. Kap. „Sti und Zinner“. Dann kommt „Mario und der Rabe“, bestimmt für das 5. Schuljahr. Er beschreibt wie Mario, der Junge vom wunderbaren Flug der Raben im Winde über die Schloßruine bezaubert wurde und über die Gespräche der Vögel zum Jungen. Das ist auch wiedererzählt vom Übersetzer, jedoch die schönen Bilder tragen zur Einbildungskraft der Leser bei. (aus „der See“ des 4. Kap.) Nach dieser Geschichte erläutert Prof. Uda den Lebenslauf des Dichters. Vor allem ist uns unbekannt, daß er sich nach der Indienfahrt als Bücherverleger in München beschäftigte. „Das Reh und der Knabe Mario“ genommen aus „Der Rabe und das Reh, 3. Kap.“ ist die rührendste Beschreibung. Der Jäger Mario, der Held des Waldes werden wollte, wurde vor dem sterbenden Reh beschämt, das er mit Pfeil und Bogen geschossen hatte und weinte heftig. Die Liebe zum Lebewesen erwachte in seinem kleinen Herzen.

„Mario und die Tiere“-Die japanische Ausgabe von Masashi Suzuki ist die vollständige Übersetzung. (1964, Hakusuisha Verlag) Seine Arbeiten, die er als Stil kurz verschönert, sind zu loben. Trotzdem ist das Geburtsjahr Waldemar Bonsels' 1881 falsch. Man vermutet, daß er es aus „Deutsche Dichter und Schriftsteller von Franz Lennartz (Kröner) genommen hat. Das richtige Geburtsjahr 1880 kann man im Neuen Brockhaus (5 Bde.) finden. „Mario und die Tiere“, übersetzt von Atsushi Kitagaki, wurde sieben Jahre lang (1954—61) in der Zeitschrift Dôbutsu-Bungaku (Tierliteratur) veröffentlicht. Obgleich er es da wörtlich übersetzt hat, ist „Der Wald und der Junge Mario“ (der Titel dieser

japanischen Ausgabe) verkürzt, das vom Riron-Sha Verlag herausgegeben werden soll. Die weitschweifigen Sätze, die von der Sache abweichen, sind ausgelassen. Er hat den Urtext „Mario-Ein Leben im Walde“ (Vier Falken Verlag, Düsseldorf) gebraucht. Im Nachwort des Übersetzers hat er die Umrisse dieses Tierromans beschrieben, dann den 2. Teil-Mario und Gisela (1930) und den 3. Teil-Marios Heimkehr (1937) einfach erwähnt. Auch über „Tage der Kindheit (1931)“ und „Der Reiter in der Wüste-Eine Amerikafahrt“ wurde etwas erläutert. Der Übersetzer hat nicht vergessen, hinzufügen, daß „Mario und die Tiere“ nebst „Herr und Hund“ von Thomas Mann als Tierroman in Deutschland hochgeschätzt ist.

III Indiefahrt—eine Reisebeschreibung

Damals, als Indiefahrt W. Bonsels' in Japan erschien, war die Reisebeschreibung als literarisches Genre noch nicht hochgeschätzt. Jetzt ist es ganz anders. „Indiefahrt“—Diese Reisebeschreibung wurde 1942 zum erstenmal von Hiroo Nakaoka ins Japanische übersetzt. (Dai-Nippon-Verlag AG) Im Vorwort des Übersetzers steht es so: Dies Buch ist die vollständige Übersetzung der „Indiefahrt“ Waldemar Bonsels'. Die japanische Ausgabe ist betitelt „Das schöne Indien“. Bonsels gilt neben Hermann Hesse in der deutschen literarischen Welt als ein besonderer Stern. Er ist der literarischen Richtung der Neuromantik einzufügen und flüchtete sich in die Natur wie die Tiere und fand darin die reine Wahrheit.

Die zweite japanische Ausgabe ist die Übersetzung von Hayao Saneyoshi. (1943, Iwanami Verlag Sammlung) In seinem Vorwort schreibt er folgendes: Waldemar Bonsels ist jetzt 63 Jahre alt und wohnt am Starnberger See in Oberbayern. Dieser feinfühlig Mensch, der noch

mehr in die Welt der Lebewesen und Natur als die der Menschen sich versenkt, nimmt einen besonderen Platz in der deutschen literarischen Welt ein. Schon als Junge reiste er sehr gern nicht nur in Europa, sondern in einem Teil Asiens. Diese Indienfahrt schrieb er als eine einmalige Erinnerung. Sie ist keine alltägliche Reisebeschreibung, sondern ein träumerisches Dokument der Dichterseele. Das ist auch der Grund, warum sie in Deutschland wiederholt aufgelegt wurde. Im Anschluß an meine japanische Ausgabe „der Abenteuer der Biene Maja“ hoffte der Verfasser schon vor vier Jahren „Indienfahrt“ den japanischen Lesern vorzustellen.

Besondere Anmerkung eines bekannten Journalisten über „Indienfahrt“

Als Atsushi Kitagaki in einer Buchhandlung seiner Stadt „Meine Weltreise“ von Kiyoaki Murata (1959, Hara-Shobô Verlag), einem bekannten Leitartikelschreiber der Japan Times fand, erlitt er einen großen Schock. Auf Seite 10 dieses Reisebuches steht: Waldemar Bonsels, ein Schriftsteller, lebte in Deutschland. Er schrieb „Die Abenteuer der Biene Maja“ und auch die Geschichten über Indien, obwohl er niemals dieses Land besuchte. Ein Bekannter von ihm, der darüber gewußt hatte, fragte ihn: „Ich wundere mich darüber, daß Du über Indien schreiben kannst, obgleich Du nie in jenes Land gereist bist“. Da antwortete er ganz ruhig: „So frage ich Dich denn. Meinst Du, daß Dante nach dem Besuch in der Hölle „Divina Comedia“ schrieb?“

So fragte Atsushi Kitagaki den Journalisten brieflich, da antwortete dieser ihm: Die Anekdote über Bonsels, die er in seinem Buch aufnahm, ist nicht nach der einschlägigen Literatur. Er erfuhr diese Geschichte von dem deutschen Professor Hans Heigert in Carleton College Nordamerikas, dessen Vorlesung er beigewohnt hatte.

Während seines Aufenthalts in Deutschland 1974 erfuhr A. Kitagaki von Frau Rose-Marie Bonsels, daß ihr Mann als junger Kaufmann mit der Basler Mission nach Indien gereist war. Diese Reise schien nicht geglückt zu haben. In Deutschland schrieb er „Indienfahrt“. Er konnte immer schnell schreiben. Da Kitagaki 1977 über das Archiv der Basler Mission von Frau Gerda Yuasa hörte, schrieb er dem obersten Bibliothekar einen Brief. Der schickte ihm sofort das Dokument, daß W. Bonsels tatsächlich 1903 im Dienste der Basler Mission nach Indien ausgereist, aber bereits 1904 wieder zurückgekehrt war.

Der Verfasser dieser kleinen Abhandlung bekam 1978 durch Müller & Graff, Stuttgart „Deutsche Dichterhandschriften-Waldemar Bonsels (1921, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden)“, ein Buch, worin er in einer Autobiographie des Dichters die Tatsache las: „Ich dachte, in Indien, wo ich, wie auch in Ägypten, lange weilte, an vielerlei, nur nicht daran, zu schreiben.“

IV Die vier Abhandlungen über die Werke W. Bonsels'

Atsushi Kitagaki, Germanist der Ibaraki Universität verfaßte die vier Abhandlungen in den literaturwissenschaftlichen Berichten der Universität.

1. Über die Werke Waldemar Bonsels' (1957, Universität Ibaraki)

a. das Vorwort: „Die Biene Maja“, „Indienfahrt“ in Japan und Text für „Waldwiese“ und „die Lerche“ in „Himmelsvolk“ mit deren Übersetzung. Die kurze Lebenslaufskizze aus „Die Dichter unserer Zeit“ von Lennartz.

b. Die Einführung einer Novelle „Blut“ (1909) – Das Problem dieser Novelle ist der Kampf zwischen dem Selbsterhaltungstrieb und der christlichen Moral.

c. Die Einführung der beiden Tiermärchen : „Die Biene Maja und ihre Abenteuer“ und „Himmelsvolk“. Die Erklärung des Blumenelfen im Vergleich mit fairy, sprite oder spirit von „A midsummer night's dream“ William Shakespears ist hier ganz neu.

d. Die Einführung eines Tierromans : „Mario und die Tiere“ Vor seiner Einführung des Inhalts wurde die literarische Tendenz des Dichters aus „Deutsche Literatur der Gegenwart“ von Werner Malholz angeführt.

2. Über die Werke Waldemar Bonsels' (1959, Universität Ibaraki) Der Bericht besteht aus drei Teilen.

a. das Vorwort

b. Tage der Kindheit

c. Knorrherz und Ermelinde-Märchensammlung (1954, Hoch-Verlag)

d. Wartalun-Der Niedergang eines Geschlechts

Auch in dieser Novelle kann man die christliche Moral des Schriftstellers wahrnehmen. Afra, Tochter eines Hofgärtners, dessen Frau mit dem Grafen Ehebruch begangen hatte, benahm sich als Herrin des Schlosses Wartalun und vertilgte endlich das Geschlecht des Grafen.

e. Das vergessene Licht (1948)-Roman des Griechen Dositos zur Zeit Christi

Die Umrissse dieses Geschichtsromans um den Tod Jesu Christi am Kreuz wurden in Japan zum erstenmal vorgestellt.

f. Menschenwege (1917)-Aus den Notizen eines Vagabunden

3. Über die Werke Waldemar Bonsels' (1959, Universität Ibaraki)

a. Die Reise um das Herz (1938)

b. Das Anjekind (1913)

Man vermutet, daß der Verfasser den Mord in dieser Novelle der Erbsünde zuschreibt.

4. Über die Werke Waldemar Bonsels' (1962, Universität Ibaraki)

- a. Narren und Helden (1923)–Aus den Notizen eines Vagabunden
- b. Eros und die Evangelien (1920)–Aus den Notizen eines Vagabunden

Da der Verfasser dieser Abhandlung keinen Urtext dafür hat, schreibt er nur die kurzen Umrisse und die Kritik aus „Die Hilfe“ (Berlin).

- c. Über die Gedichte in „Die Biene Maja und ihre Abenteuer“, „Himmelsvolk“ und in „Den Freunden der Deutschen Verlags-Anstalt im Todesjahr von Waldemar Bonsels 1952.“

Kurze Zusammenfassung

Durch diese kleine Abhandlung wurde mein Wunsch fast erfüllt, über die Übersetzungen seiner Werke, vor allem seiner Tiernovellen und anderer bedeutenden Bücher, schreiben zu wollen. Es nahm etwa vierzig Jahre in Anspruch, sie auf deutsch verfassen zu können, weil seine vollständigen Werke nicht vorhanden waren. Ich mußte seine neu erschienenen Bücher von Deutschland schicken lassen oder antiquarische Exemplare von Buchhandlungen bestellen. Als Student faszinierte mich „Himmelsvolk“–Ein Märchen von Blumen, Tieren und Gott, nachdem meine Arbeiten von Prof. Aoki gelobt wurden und er mich ermutigte. Zur Übersetzung dieses Märchenbuchs brauchte ich etwa zehn Jahre, da meine Arbeiten durch den Krieg oder andere Umstände immer wieder unterbrochen wurden. Aber Herr Gotthold Beck von der Liebenzeller Mission half mir in reichem Maße, undeutliche Wörter und Ausdrücke in diesem Meisterstück zu erklären. Nun muß ich mich bei Herrn Ryôhei Komiyama, Chefredakteur des Riron-Sha Verlags, Tokyo dafür herzlichst bedanken, daß er mir vor zehn Jahren die japanische Herausgabe der vier Jugendbücher (Die Biene Maja und ihre Abenteuer, Mario und die Tiere, Knorrherz und Ermeline und Tage der Kindheit) mit „Himmelsvolk“

versprach. Das förderte mir sehr die Arbeiten.

„Die Welt von Waldemar Bonsels-Leben und Werk“ soll auch von Riron-Sha Verlag herausgegeben werden. Atsushi Kitagaki wird bald seine Manuskripte fertig machen können. Zu diesem Erfolg meines ersten Buches trug Frau Rose-Marie Bonsels bei, die mir während meines Aufenthalts in Deutschland die Biographie ihres verstorbenen Mannes erzählte und „Weihnachtsspiel“-Eine Dichtung (1922) und „Der Reiter in der Wüste“-Eine Amerikafahrt (1935) lesen zu dürfen, erlaubt hatte. Ihre Freundlichkeit und Ihr Wohlwollen werde ich nie vergessen. Don Juan (1911), Der tiefste Traum-Eine Erzählung (1911), Runen und Wahrzeichen (1948) und Novalis-Der Hüter der Schwelle (1943) will ich mir vorbehalten. Zum Schluß möchte ich auch Frau Gerda Yuasa von ganzem Herzen danken, die mir deutsche Sätze korrigiert hat.

veranlaßt. Das laatste mit sehr die Arbeiten.
 Die Welt von Waldemar Bonsels Leben und Werk" soll auch
 von Rion-Sha Verlag herausgegeben werden. Aushi Kiyazaki wird
 bald seine Manuskripte fertig machen können. Zu diesem Ende meines
 künftigen Buchstellers Frau Rose Marie Bonsels bei die mit während meines
 Aufenthaltes in Deutschland die Herausgabe ihres verstorbenen Mannes
 Erzählung und "Waldschäfer" Eine Dichtung (1932) und "Der Reiter in
 der Wüste" Eine Amerikafahrt (1932) lesen zu dürfen, erlaube hatte.
 Ihre Freundlichkeit und ihr Wohlwollen werde ich nie vergessen. Don
 Juan (1911), Der letzte Tausch Eine Erzählung (1911), Ruten und
 Wahrzeichen (1948) und Novellen Der Hater der Schwelle (1943) will
 ich mir vorbehalten. Zum Schluss möchte ich noch Frau Gonda Yama
 von ganzem Herzen danken, die mit deutscher Sätze korrigiert hat.
 Ich möchte an diesem Anlaß noch einmal erwähnen, daß ich
 nicht nur in Deutschland, sondern auch in Japan, wo ich
 von einer Reihe von Japanern sehr freundlich aufgenommen wurde.
 Ich möchte mich bei den Deutschen und Japanern bedanken, die mich
 eingeladen haben, an den Buchausstellungen teilzunehmen. Als ich
 nach Japan kam, habe ich ein Märchen von Blaise, Jean und Gott, nachdem
 meine Arbeiten von Prof. Aoki gelesen worden und er mich ermutigte.
 Zur Übersetzung dieses Märchenbuchs brauchte ich etwa zehn Jahre, da
 meine Arbeiten durch den Krieg oder andere Umstände immer wieder
 unterbrochen wurden. Aber Herr Gotthold Beck von der Deutschen
 Mission half mir in reichem Maße, unendliche Worte und Ausdrücke
 in diesem Meisterstück zu erklären. Nun muß ich mich bei Herrn Ryōhei
 Komiya, Chefredakteur des Rion-Sha Verlags, Tokyo dafür herzlichst
 bedanken, daß er mir vor zehn Jahren die japanische Herausgabe der vier
 Jugendbücher (Die Biene Meja und ihre Abenteuer, Marie und die Tiere,
 Knorrchen und Emeline und Tage der Kindheit mit "Himmelskinder")

Das Gesamtwerk von Waldemar Bonsels wiederentdeckt

Der Autor – Opfer des Erfolgs der „Biene Maja“

VON GABRIELE SCHMIDT-ZESEWITZ

Oft dachte ich: Heute bin ich dieser und morgen jener, niemals mir gleich und doch immer derselbe. Ich glaube, daß ich ein Mensch ganz ohne sogenannten Charakter bin, ohne Begrenzungen und ohne Hemmungen, stark und schwach, arm und reich. In meiner Brust wohnen Helden und Verbrecher, Heilige und Kinder, Götter und Tiere, und wen ich liebe, der bin ich. Ich bin trauriger und glücklicher als alle Menschen. – Sie stellen dieses oder jenes dar, ich dagegen bin alles und nichts.

Diese Selbstanalyse, die Waldemar Bonsels seinem Buch „Aus den Notizen eines Vagabunden“ voranstellt, trifft den Kern. Trifft den Dichter Bonsels in der Vielfalt seines Wesens, charakterisiert sein Werk, in dem er sich als Märchenerzähler, als Weltenbummler, Menschenbeobachter, als Poet, Psychologe, Sozialkritiker, als Prophet und Philosoph präsentiert.

Doch fragt man heute: „Wer ist dieser Waldemar Bonsels?“, so lautet die Antwort unweigerlich: „Der Schöpfer der Biene Maja.“ Die wissenschaftliche Biene, die Bonsels' Höhenflug zu dichterischem Ruhm erst möglich machte, überschattete gleichzeitig durch die unerhörte Spannweite ihrer Flügel alles andere, was der Dichter schuf. Ihr Start zu immer größeren Erfolgen ließ das vielgestaltige Gesamtwerk Bonsels' fast untergehen, beinahe in Vergessenheit geraten. Es gab so manche Renaissance des Dichters – doch immer erschliefte sie sich in einer neuen TV-Produktion der „Biene Maja“, in neuerlichen Übersetzungen dieses Frühwerks. In 27 Ländern „summt“ das nimmermüde Insekt heute, Majas Abenteuer werden unter anderem in Afrikaans, Georgisch, Zulu oder Xhosa gelesen. Allein in deutschen Ländern ist die Auflage über die 1,8-Millionen-Mark geklettert.

Lebenswerk auf 3232 Seiten

Es war höchste Zeit für eine faire Vorstellung des Bonselschen Lebenswerks, das Novellen, Romane, Verse, dramatische Bühnenwerke, Märchen und Reisebücher, Naturerzählungen und metaphysisch-weltanschauliche Dichtungen umfaßt. Rose-Marie Bonsels, die Witwe des 1952 in Ambach am Starnberger See verstorbenen Schriftstellers, sah darin jahrelang ihre wichtigste Aufgabe. Mit Hilfe der „Waldemar Bonsels Stiftung“ hat sie dieses Ziel nun erreicht: Im Langen-Müller-Verlag erschien die zehnbändige Gesamtausgabe Bonsels' – 3232 Seiten (68 Mark).

Rose-Marie Bonsels: „Diese Ausgabe wird es vielen möglich machen, Bonsels kennenzulernen. Sie werden seine meisterhafte Fähigkeit, Natur und Menschen zu schildern, erkennen. Sie werden immer wieder der Suche des Menschen nach seiner Erfüllung begegnen. Und sie werden Waldemar Bonsels' lebenslang gültiges Anliegen verstehen: seine immerwährende Auseinandersetzung mit der Gestalt Christi.

Seine Überzeugung, daß die Liebe die einzig wichtige Triebfeder ist, daß die Liebesordnung auch die Weltenordnung sprengt.“ Tatsächlich stellt Bonsels sich hier als Vagabund und Gottsucher gleichermaßen vor, als „Wanderer zwischen Staub und Sternen“, als Dichter, der stets Naturverbundenheit und tiefe Religiosität durchscheinen läßt.

Leben und Werk sind bei Waldemar Bonsels untrennbare Zwillinge, denn in den meisten Büchern verarbeitet der Dichter Selbsterlebtes. Auch seine Herkunft spielt eine nicht unbedeutende Rolle. Bonsels wurde 1889 als Sohn eines Apothekers und Zahnarztes in Ahrensburg bei Hamburg geboren. Einige Jahre seiner Kindheit verbrachte er in Bethel, dem Zentrum der inneren Mission, wo sein Vater, Freund und Verwandter Friedrich von Bodelschwingh, eine Praxis eröffnete. Diese Umgebung ebenso wie die vielen evangelischen Pfarrhäuser in Bonsels' Abenteuertage prägten den Dichter zutiefst. So tauchen denn auch immer wieder Plätze in seinen Bö-

che Korsett dogmatischer Grundsätze, die „unaufhörlichen Phrasen über Jesus Christus, Ermahnungen, salbungsvollen und süßlich-schwärmerischen Gebete“ galten Bonsels nie etwas.

Konventionen aller Art erstickten ihn. Mit 17 Jahren schon hatte er die bürgerliche Atmosphäre seines Elternhauses verlassen. Er erwanderte sich Europa, ging als Missionar nach Indien, brach aus der „unerträglichen Borniertheit“ jedoch bald wieder aus. Nach langen Monaten der Wanderschaft in Indien geht er zurück nach Berlin, gründet einen Verlag, in dem unter anderem Werke von Thomas und Heinrich Mann erscheinen, und widmet sich immer mehr seinem Beruf als Schriftsteller.

Das umfangreiche Werk Bonsels' in wenigen Sätzen zu erfassen, ist nahezu unmöglich. Stichwortartig nur sollen hier einige seiner Erzählungen herausgegriffen werden – nur um die ungeheure Vielfalt, die Farbenpracht und das unbegrenzte Gedankengut des Dichters zu demonstrieren.

Untrennbare Zwillinge sind bei Waldemar Bonsels (rechts) Leben und Werk.

Sie überschattet bisher alles andere, was der Dichter schuf: die Biene Maja (unten, links neben ihr Willie, beide eingeschlafen).

Fotos: Archiv (2)



Huc, dem Affen. Huc: „Ihr Menschen habt verlernt, in den lebenden Wesen der Schöpfung den Schöpfer zu ehren, und ihr überschätzt eure Eigenschaften so sehr, daß ihr darüber diejenigen aller anderen Wesen belächelt. – Immer noch glaubt ihr, der Natur etwas hinzufügen zu können, und meint, etwas erschaffen zu müssen, um bestehen zu bleiben. Das Große, das dem rechten Selbstbewußtsein entspringt, ist nicht Werk von Menschenhand, sondern die Liebe zu allem Erschaffenen der Natur. – Aber was ist euch Alltäglichen nicht alles wichtig und wie vielerlei Geringfügiges setzt ihr höher an.“

Reiseerlebnisse aus Amerika

Ganz anders lesen sich die Reiseerlebnisse seiner Amerika-Fahrt in „Der Reiter in der Wüste“. Hier zeigt Bonsels sich eher zeitkritisch. Schon der Titel ist symbolhaft für die Situation des Menschen, seine Verlorenheit in der Wüste einer technisierten Welt. Der Leser lernt hier den Kampf der Amerikaner um Besitz kennen. Das Ringen um Güter, die sie allerdings „in geradezu staunenswerter Naivität als natürliches Anrecht betrachten“, Bonsels preist die Erziehung der Jugend ohne Zwang, stellt den „Unfug des Sektensystems“ an den Pranger. „Es gibt kaum etwas, was hier nicht rasch geglaubt und ebenso rasch wieder verworfen wird.“ Und er begegnet der „Menschenkrankheit Angst“. „Es handelt sich um die Einschlüchterung der Seele, die mit dem Triumph der Technik über die Erde gekommen ist. – Die Technik ist die große, betrügerische Lebensversicherungsgesellschaft unserer Tage. Wir sind alle bei ihr versichert, deshalb sind wir so ruhelos.“

Rückschauend hatte Bonsels einmal gesagt, daß seine Bücher „mehr oder weniger alle unter der Kategorie von Märchen einzuordnen“ seien. Märchen voller Romantik – jedoch voll unerwarteter Realität und Aktualität.

chern auf, so setzt er sich immer wieder in überraschend heftiger Kritik mit der Kirche auseinander.

In „Mario, ein Leben im Walde“ läßt er den Mario beispielsweise einem Priester entgegenwerfen: „Geht mir doch mit diesem Gerede, das jetzt überall erklingt. Wann war die Menschheit, wie Sie es nennen, mit Gott verbunden? Etwa in den zurückliegenden Jahrhunderten, dem Triumph der Kirche? Ihr letzter Schutzherr, der Teufel, weist heute die Abrechnung vor, das ist alles. Mich bewegt nicht, was ein Mensch über Gott redet, sondern nur, wieweit Gott aus einem Menschen spricht.“ Die moralisch fundierten Tugenden, das kirchli-

„Wir müssen alle das Lächeln wieder lernen, das unseren kurzen Lebenstagen und ihrem vergänglichem Werk und Schmerz gilt, denn wir erfahren in unserer Lebenszeit von der Erde und ihrem und unserem Wesen so wenig, daß wir nicht glauben dürfen, unser irdischer Aufenthalt sei der Sinn des Daseins. Wir sind alle aus der Freude geboren und kehren zu ihr zurück.“ Dies sind die letzten Worte von Bonsels' Roman „Himmelsvolk“. In dem „Buch von Blumen, Tieren und Gott“ nimmt der Blumenelf am Leben der Tiere, Blumen und Menschen teil. Ein Märchen, das wie die „Biene Maja“ mit Liebe und Verständnis die Natur und den Menschen demaskiert. Um in

der Erkenntnis zu gipfeln: „Nun habe ich das Herrlichste gesehen, was meine Augen jemals schauen werden. Ich weiß nun, daß die Menschen am schönsten sind, wenn sie einander lieben.“ (Biene Maja).

Wie fast überall, so ist die Liebe auch das Leitmotiv in dem Buch „Aus den Notizen eines Vagabunden“. Bonsels geht hier so weit, zu sagen, daß Liebe an sich nie schlecht sein kann – selbst wenn das Geliebte unmoralisch zu sein scheint. Seine „Notizen“ (1915/1916) sind eine Rückschau auf seine Wanderjahre. Hier läßt er die Gefährten Revue passieren, sie philosophieren, kritisieren, suchen und finden. Es ist wohl das Buch, das heute noch am

meisten durch seine absolute Zeitlosigkeit anspricht.

Unbegrenzt anwendbar auf die Probleme und Gedanken der Gegenwart ist auch die „Indienfahrt“ (1917). Es ist kein Reisebericht, kein Tagebuch im herkömmlichen Sinn. Eher das Erleben des indischen Kontinents, eine Suche nach dem Sinn. Bonsels setzt sich hier mit Buddha und Christus auseinander, mit dem Woher und Wohin. Es wurde oft geschrieben: „Bonsels hat hier dasselbe Ziel verfolgt, das so viele junge Menschen heute noch nach Indien reisen läßt.“ Die Aktualität läßt sich daher kaum noch übertreffen.

Höhepunkt der „Indienfahrt“ ist sicherlich das Gespräch mit

Waldemar Bonsels wuchs am alten Markt auf

Die Biene Maja lebte im Vieburger Gehölz

In Kiel begann das Wanderleben des berühmten Schriftstellers / Jugendjahre mit Pile Trak am Hafen

Ein stärkeres Umweltbewußtsein und eine neue Deutung des Begriffs der inneren Freiheit bringen einen Schriftsteller zu neuen Ehren, der in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts als Bestseller-Autor galt und mit seinem Hauptwerk „Die Biene Maja“ nicht nur Millionen Kinderherzen erfreute, sondern auch viele Erwachsene zu Freunden gewann. Waldemar Bonsels, dessen schönstes Werk in über 40 Sprachen übersetzt wurde und in den angelsächsischen Ländern heute noch zur Pflichtlektüre an Schulen und Universitäten gehört, lebte ähnlich wie der Dichter Detlev von Liliencron bis zu seinem 17. Lebensjahr in Kiel. Über seine Jugendjahre an der Förde berichtet er in seiner im Jahre 1931 erschienenen Jugendbiographie „Tage der Kindheit“.

Am 21. Februar 1881 in Ahrensburg geboren, wuchs er zunächst am alten Markt in Kiel auf, wo sein Vater eine zahnärztliche Praxis ausübte. Wenn er mit Ortsangaben auch ziemlich sparsam ist, so bringt seine ausdrucksvolle Sprache voll trockenen Humors und mit eindringlicher Personenbeschreibung das Kiel seiner Jugendtage, das von dem Aufschwung zur Werft-, Marine- und Hafenstadt geprägt war, dem Leser doch besonders nahe. Mit 17 Jahren verließ er sein Elternhaus, das ihn mit dem ständigen Hinweis auf den „Ernst des Lebens“ bedrückte, um als Tramp und später als Globetrotter die alte und die neue Welt zu durchstreifen. Werke wie „Indienfahrt“, „Notizen eines Vagabunden“ oder „Mario und die Tiere“, die in den Jahren 1912 bis 1951 entstanden, künden von seinen Erlebnissen, die stets von seiner Liebe zur Natur und ihren Geschöpfen geprägt waren.

Freimütig berichtet Bonsels von zahlreichen Jugendstreichen, die er mit seiner geliebten



Waldemar Bonsels, der Vater der Biene Maja. Seine Jugend verbrachte er in Kiel. Sein Vater hatte am alten Markt eine Zahnarztpraxis.

und intelligenten Schwester Anni ersann, von seinem alten schrulligen Hafenfreund Pile Trak, der ihm die Sehnsucht nach der Ferne ins Herz pflanzte, und nicht zuletzt von der Großtante Eukarestie, die in einem Himmelbett mit vielen Spitzen und Rüschen schlief, einen Hund namens Prediger, einen Sperling namens Moltke und einen Harzer Roller namens Anton besaß und mit deren Tod sein mit wachen Sinnen und kritischen Augen betrachtetes Jugendland für immer versank.

Er war belleibe kein Musterknabe, trotz der Lebensweisheiten, die er vom alten Fahrersmann Pile Trak vermittelt bekam, der am Hafen in der Nähe der stolzen „Gefion II“ mit recht anrühigen Ködern nach Aalen angelte und sich mächtig aufregte, wenn diese nicht anbeißen wollten. „Was mag der Kerl nur wieder gefressen haben?“ war dann seine unwillige Reaktion. Die meisten Streiche

aber, die der junge Bonsels gemeinsam mit seiner Schwester Anni ausheckte, galten der geliebten Tante Eukarestie, die in allen Ferien — die Eltern verreisten meistens allein, und Vater Bonsels liebte seine Kinder nur sonntags — Mutterstelle bei ihnen vertrat. Der Goldfisch im Randglas, Sperling Moltke und der Hund Prediger wurden mit kindlicher Liebe und von groben Kinderhänden zugleich verhätschelt und gequält. Die große Freude, die Waldemar seiner Tante machte, als er seinen längst vertrockneten Kaktus mit selbstgesammelten Wiesenblumen zu neuem Leben erweckte, hat er vergessen.

Viele Gestalten seiner Kieler Jugendjahre begleiteten ihn sein ganzes Leben lang — so der mürrische Lehrer Wirbetanz, ein überzeugter Vegetarier, der in seiner verschrobenen Strenge seinen Schülern das Leben zur Hölle machte, oder Friedel Domdegen, der Jugendgefährte, der bei der winterlichen Mutprobe, einem Sprung über das brüchige Eis der Fördefahrerinne, vor seinen Augen ertrank. Auch der Trödler aus der Schloßstraße gehört dazu, dem er seinen aus Mutters Besteckkasten entwendeten Silberlöffel zum Verkauf anbot und der prompt damit zu seinen Eltern lief und einen handfesten Familienkrach auslöste.

Als alternder Mann schrieb Bonsels diese Jugenderinnerungen nieder, die jung und lebendig geblieben sind und trotz der sparsamen Ortsangaben ein gutes Bild vom Kiel um die Jahrhundertwende bieten. Sie gehören zu der Lebensbeichte eines Mannes, den man heute vielleicht leichtfertig einen „Aussteiger“ nennen würde und der doch weiter nichts wollte, als sein Leben ohne äußeren Zwang und einengende Vorschriften im Einklang mit der Natur zu leben.

Bonsels starb am 31. Juli 1952 in seiner selbstgewählten Altersheimat am Starnberger See. Von seinem dichterischen Werk findet vor allem die Reisebeschreibung „Indienfahrt“, in der er sich mit der fernöstlichen Kultur und dem buddhistischen Gedankengut auseinandersetzt und tief von diesem beeinflusst wird, heute noch das Interesse der Leser, ganz besonders in Amerika. Seine geliebte Biene Maja, der er vielleicht schon bei seinen Streifzügen durch das Meimersdorfer Moor und das Vieburger Gehölz begegnet ist, hat ihn unsterblich gemacht.

OTTO SPRINGER

Am Wochenende Schaulaufen 1984

Der 1. Kieler Roll- und Eis-sportverein veranstaltet am Wochenende, 28. und 29. Januar, jeweils ab 17 Uhr in der Brest-halle, Lantziusstraße, seine dies-jährige „Bunte Schau auf Rollen“. Die Veranstaltung ist als Werbung für den Rollsport gedacht. Es werden auch Gastläufer aus Hamburg und Bremer-haven erwartet, die zu den Spitzensportlern des Rollsport-bundes gehören.

Aus: Buchhandelsgeschichte 1986/4,
S. B 156 bis B 157 (Beilage
zum Börsenblatt Frankfurt Nr. 94
vom 25.11.1986
Von der »Biene Maja« bis »Dositos«

Waldemar Bonsels im Spiegel der Kritik. (Ambacher
Schriften, Bd. 1. Hrsg. von Rose-Marie Bonsels). Otto
Harrassowitz: Wiesbaden 1986. 127 S., brosch. DM 38,—

Rezeptions- beziehungsweise Wirkungsgeschichte ist ein wesentlicher Teil der Buchhandelsgeschichte, ein Aspekt, der auch innerhalb der in verschiedenen Verlagen erscheinenden Sozialgeschichten der Literatur immer mehr Beachtung findet. Der vorliegende Band über Waldemar Bonsels im Spiegel der Kritik gibt Gelegenheit, die Rezeption nicht nur seines bekanntesten Buches, der *Biene Maja*, sondern auch die Aufnahme seines vielgesichtigen Gesamtwerkes zu verfolgen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß diese Darstellung als Band 1 innerhalb der *Ambacher Schriften* herauskam, Organ der Waldemar-Bonsels-Stiftung, die das Werk des Dichters pflegen und lebendighalten und seine geistigen, religiösen und dichterischen Bestrebungen untersuchen will. Im Anhang findet sich außerdem eine Übersicht über die Tätigkeit der Waldemar-Bonsels-Stiftung, die sich u. a. auch die Förderung buchwissenschaftlicher Arbeiten zur Aufgabe macht.

Selbstverständlich ist ein eigenes Kapitel der Geschichte des Erfolges der *Biene Maja*, die eigentlich eine Parabel ist, gewidmet, deren Schweben zwischen »magisch-mythischer« und »realistischer« Welt (Malte Dahrendorf) sie nicht nur zum Leitbild und Identifikationsobjekt für Kinder machte, sondern die auch innerhalb der Jugend- und Wandervogelbewegung großen Widerhall fand. Sowohl als Fernseh-Serie als auch in Form einer Schallplatte (1,6 Mio. Exemplare wurden davon verkauft) und als Maja-Comic-Heftchen kam der Stoff bestens an, und das Material diente unter Anleitung von Pädagogen dem Zweck, ein gesteigertes Lesebedürfnis bei Kindern zu wecken. Mit dem Erscheinen dieses Buches (1912), das auch in zahlreiche Sprachen übersetzt wurde, war Bonsels zunächst als Jugendschriftsteller abgestempelt, was seine weitgehende Nichtbeachtung durch die wissenschaftliche Literaturkritik zur Folge hatte.

Bonsels' Werke machen es nicht leicht, ihn zuzuordnen. Er ist eine schillernde Persönlichkeit, die ebenso als Schriftsteller wie auch als Religionsphilosoph, Naturmystiker oder Prophet einzustufen wäre. Anfang des 20. Jahrhunderts galt Bonsels in der zeitgenössischen Literatur als begabter Schriftsteller, der von Liliencron, Conrad, Schlaf, Dehmel und vor allem Hermann Stehr und Heinrich Mann – nicht ganz ohne Kritik – anerkannt wurde. Die frühen Werke, die noch vom Naturalismus und Jugendstil bestimmt sind, wurden abrupt durch seine Jugendbücher *Biene Maja* und *Himmelsvolk* unterbrochen, bis er durch die *Indienfahrt*, die starke Resonanz fand, vorübergehend als Reiseschriftsteller eingestuft wurde. Diese drei Bücher entgingen übrigens der Zensur im Dritten Reich.

Die hier gesammelten Auszüge aus einander widersprechenden Kritiken, die dem Waldemar-Bonsels-Archiv entnommen wurden – etliche sind im Anhang vollständig abgedruckt –, belegen im einzelnen die Wirkung des Bonsels'schen Werkes innerhalb von acht Jahrzehnten. Mit Bonsels' ersten Veröffentlichungen im eigenen Verlag, der Novelle *Madame Potiphar* und der Kritik an der Basler Mission begann die Resonanz in der Tagespresse, wobei die hervorgehobenen Merkmale Stil, philosophische Grundlagen und religiöse Tendenz später Anlaß zu heftigen Angriffen wurden, wie auch sein psychologisches Einfühlungsvermögen ebensooft angezweifelt wie gerühmt wurde. Unter den kritischen Stimmen finden wir u. a. Hermann Meister, Verleger und Schriftsteller in Heidelberg, und den Verleger Alfred Richard Meyer, einen Freund der Münchner und Berliner Jahre, der später unter

dem Pseudonym Munkepunte schrieb. Wie der 1909 erschienene Roman *Blut* in christlichen Kreisen starke Aggressionen auslöste, so blieb das Versepos *Don Juan*, das den Verführer zum ruhelosen Gottsucher umwandelt, auch nicht unwidersprochen; ebenso war *Himmelsvolk* durch das Hereinnehmen des Lebens Jesu heftiger Kritik ausgesetzt. Innerhalb der Naturbücher *Anjehind* und *Mario* stellte E. Starkhoff in einem Artikel zum Tag des Buches 1928 – verbreitet durch den Börsenverein des Deutschen Buchhandels –, letzteren als beispielhaft vor. Dagegen wurde das Buch aus christlicher Sicht wegen seines »unverkennbaren Pantheismus« und seiner Naturmystik abgelehnt. Wie sehr die Kritik von der jeweiligen Zeitströmung abhängig ist, zeigt, daß die *Indienfahrt* in der *Weltbühne* 1918 hymnische Zustimmung fand, nach dem Zweiten Weltkrieg indes als erdichtetes Wunschbild empfunden wurde, das keine politisch-sozialen Fragen erschließt (D. H. Sarnetzki in *Allg. Kölnische Rundschau*).

Auch Die *Heimat des Todes*, Bonsels' empfindsame Kriegsberichte aus dem Ersten Weltkrieg, fanden energischen Widerspruch und klassifizierten Bonsels zum Neuromantiker. Während eine so bedeutende Psychoanalytikerin wie Lou Andreas-Salomé im *Literarischen Echo* 1920 *Indienfahrt* und *Menschenwege* lobend herausstellte, erfuhr das letzte Buch schärfste Angriffe von Hans Reiser – Bonsels seit den Münchner Verlagsjahren eng verbunden –, der vom Salondichter mit Courthsmahlerschen Auflageziffern sprach. Nächste der *Indienfahrt* hatten *Notizen eines Vagabunden* vor Beginn des Dritten Reiches den größten Erfolg. Robert Faesi verglich den Vagabunden mit verschiedenen Variationen von Vagabundendarstellungen in der Schweizer Literatur.

Bonsels' Naturbetrachtung steht auffällig im Widerstreit der Meinungen. Ein Vergleich zwischen Bonsels und Löns bot sich an, wobei Bonsels 1922 im *Literarischen Echo* als Metaphysiker, Löns als Positivist eingestuft wurde.

Die Auseinandersetzung mit dem Christentum durchzieht Bonsels' gesamtes Werk, prononciert sein Spätwerk *Dositos*, wo ein »Neuer Mensch« jenseits von Lehre und Moral handelt. Da Bonsels jedoch der christlich-dogmatischen Gläubigkeit völlig entgegengesetzt schrieb, war er in jenen Kreisen wegen seiner »Pseudochristlichkeit« besonders heftigen Angriffen ausgesetzt. Bernhard Achtermann, Leiter einer katholischen Volksbücherei, schreibt gar vom »Narr in Christo Waldemar Bonsels« (1921).

Werkmonographien zu Bonsels' Lebzeiten sind meist positiv bis hymnisch gefärbt. Hanns Martin Elster äußerte sich z. B. in der *Braunschweiger Monatsschrift* 1922, daß er Bonsels weniger literarisch würdigen wolle, vielmehr zeige er die »Menschwerdung einer Epoche«. Und Reinhold Bulgrin huldigte Bonsels in seiner Biographie von 1941 als einem echten Nachfahren der Romantik.

Nach Bonsels' Tod 1942 zeigen die Nachrufe und andere Arbeiten Ansätze zu einer objektiveren, von Emotionen und Aggressionen möglichst entfernten Beurteilung; trotzdem stellte Bonsels' Weltanschauung noch immer einen Hauptangriffspunkt dar. Während ihn Jost Hermand 1972 ziemlich unverbindlich einen »romantischen Seelenvagabunden« nannte, versuchten andere Kritiker, ihn in historischer Sicht einzuordnen, wobei sie allerdings zwischen den Kriterien »zeitlos« und »zeitgebunden« schwankten. Bonsels war zuletzt unbequem geworden und starb als Dichter vereinsamt; er, der hellsehtig erkannte: »Die Technik hat das Bild des Todes verschleiert und entstellt. Sie ist die große betrügerische Lebensversicherungsgesellschaft unserer Tage. Wir sind alle bei ihr versichert, deshalb sind wir so ruhelos.«

Marietta Kleiß

Rezensionen

Rezensionen

...die Einladung zu einem Empfang der österreichischen Botschaft. Und unverhofft tauchen ein paar polnische Künstler in der Wohnung auf, in der Absicht, die Küche zu streichen. Bald zeigt sich: sie sind genauso wenig imstande, etwas zu Ende zu bringen, wie der anonym bleibende Verweigerer in der Wanne.

Aber was will der Mann da? Ist er vielleicht krank? Oder ist er ein Philosoph? Der Wunsch, den Banalitäten des Alltags gelegentlich zu entkommen, ist nur allzu verständlich; wie auch das Gefühl, manchmal in den Anfängen stecken zu bleiben, nicht zu den unbekannten Erscheinungen des

philosophische Ideen, wie die von Pascal und Spinoza, bilden, auch wenn sie nirgendwo im Text zitiert werden, das Grundmuster, auf das der Autor Gefühle und Gedanken projiziert. Die triebhemmende, mathematischen Gesetze abgeleitete Geometrisierung ist es, die dem Romanhelden im wahrsten Sinn des Wortes den Kopf verdreht hat. Der rasche Lauf der Zeit und all die Veränderungen seiner Umwelt wirken auf ihn furchterregend. Er sucht Trost in der strengen Linienführung von Piet Mondrians graphischer Kunst. „Bei Mondrain ist der Stillstand unbeweglich. Vielleicht findet Edmondsson Mondrian deswegen todlangweilig.“

um daheim sein abstraktes Leben in der Wanne fortzusetzen. Aber nicht lange. Die Badezimmertür öffnet sich...

Toussaints ironisch-hintersinnige Erzählung schildert nicht nur die Schwierigkeiten des modernen Zusammenlebens, sondern gleichfalls parabelhaft die scheinbar sinnlosen Aktivitäten menschlichen Tuns und Treibens. Die mehr oder weniger absurden Handlungen einiger Abschnitte, die möglicherweise zusammenhanglos erscheinen, verstärken ebenso wie der distanzierte und zuweilen zerstreute Tonfall die satirischen Elemente dieses unterhaltsamen Romans.

lew

von Beuys soll sich in erster Linie durch sein Denken und Tun erschließen.“ Gut so. Der bis zuletzt umstrittene „Mann mit dem Hut“ wird vom Sockel des unangreifbaren Hexenmeisters, Volkstribunen, Schamanen heruntergeholt. Er wird hier als Mensch wie Künstler greifbar, wenn auch nicht faßbar. Aber die Skala vom Scharlatan bis zum Genie rückt mit zunehmendem Lesestoff in deren geometrische Mitte. Und sicher kann man kurz vor Ende dieses an Kunstidolen so reichen Jahrhunderts noch nicht abschätzen, welcher der Dioskuren von Picasso bis Magritte, von Duchamp bis Beuys den Begriff Kunst am stärksten geformt und erweitert hat. Auch auf den Akademiesetrieb, die Kunsthochschulen, ist sein Einfluß spürbar geworden — nichts ist mehr wie es war. Die Rede vom Menschen als höchstem Kunstwerk und die Vokabel von der „sozialen Plastik“, der durch sein Tun erarbeitete Mehrwert, machen bei Politikern, Theologen, Soziologen die Runde.

Beuys, 1921 in Krefeld geboren, ist missionarischer Prediger seiner von Romantik, Rudolf Steiner, Marx und Engels, katholischer Soziallehre gespeisten Botschaften. Alle diese Beglückungen sammeln sich in dem Begriff „Plastik“. Eine Art Gesamtkunstwerk, ein Ausblick nach Utopia, Endstation Sehnsucht für Realisten. Einiges über die Herkunftslehre des Kunstprofessors — so streitsüchtig, sendungsbegeistert wie vor ihm nur einige Expressionisten — war vielleicht schon bekannt. Sein Flugzeugabsturz auf der Krim, die Pflege durch Tartaren mit Filz und Fett, die sein Leben vor der Kälte retteten und ihn in seinem Schaffen stark beeinflussten, wird hier nochmal ganz unsen-

Jos

tim
bes
wie
Ent
nen
ben
ges
vers
Epil
Maf
tren
gela
liest
Die
sche
zur
che
Viel
sen“
Eins
Grü
Und
Lehr
ande
chen
ihm
stan
sur e
such
rig, a

Das andere Gesicht von Waldemar Bonsels

Dem Werk Waldemar Bonsels' widmet sich eine Schriftenreihe im Verlag Otto Harrasowitz Wiesbaden, die geeignet ist, das Bild des Dichters in der Öffentlichkeit zu korrigieren. Bonsels ist ja keineswegs nur der Verfasser der *Biene Maja*. Sein Oeuvre umfaßt Erzählungen, Romane, Essays von weitaus größerem Gewicht als jenes populär gewordene liebenswerte Literatur-Insekt.

Besagte Reihe nennt sich *Ambacher Schriften*; denn im bayerischen Ambach sieht Bonsels' Haus und seine Witwe wohnt dort, Rose-Marie Bonsels, die als Herausgeberin zeichnet. Die Redaktion der Hefte hat Lini Hübsch-Pfleger, eine intime Kennerin der Biographie und der Arbeiten des Autors — sie kannte ihn zu Lebzeiten.

Das erste Heft, 1986 erschienen, befaßte sich mit kritischen Äußerun-

gen zu Werk und Person Bonsels. Zwei weitere Folgen sind jüngst herausgekommen. Besonders erhellend wirken die Beiträge zu *Reisen und Expeditionen*, die — gerade was Indien betrifft — mit dem Vorurteil aufräumen, Bonsels habe die Augen vor den Mißständen auf dem Subkontinent verschlossen. Im Gegenteil: Er kämpfte hart gegen die offensichtliche Korruption in der „Baseler Missions-Industrie“, der er eine zeitlang angehörte. Neben dieser Kampfschrift nehmen sich die Reiseeindrücke aus Brasilien, Ägypten, der Türkei und den USA weit weniger brisant aus. Hier geht es vor allem darum, Welt in Wort zu verwandeln.

Die epische Dichtung *Don Juan*, komplett nachgedruckt und ausführlich kommentiert, füllt den dritten

Band der Ambacher Schriften. Lini Hübsch-Pfleger geht aus diesem Anlaß sehr genau und vergleichend auf Bonsels' ganz eigenes Verständnis des oft bearbeiteten Stoffes ein. Bonsels verquickt ihn auf sinnreiche Weise mit dem Faust-Drama, genauer mit dem Motiv der Wette, die Gott und Teufel eingehen, der eine dem geprüften Menschen vertrauend, der andere das Vertrauen bestreitend. Bei Bonsels gewinnt am Ende das Gute. Will sagen: Don Juan, aus nunmehr „wahrer“ Liebe den Tod auf sich nehmend, wird dem Himmel gerettet. Das Epos, 1906 begonnen, 1919 vollendet, enthält noch deutliche Elemente des Jugendstils, allzu ideal in Gedanke und Sprachgebärde, aber andererseits großartig in der Bildhaftigkeit des versgebundenen Erzählens.

R. G.

Kieler Nachrichten 29. Jan. 88 (Roef Gaska)

Waldemar Bonsels – der verkannte Dichter

Ambach – Wer Waldemar Bonsels war, scheint bei vielen in Vergessenheit geraten zu sein; aber seine Biene Maja summt nach wie vor in aller Welt herum. Ein Besuch bei der Witwe des verstorbenen Dichters und Schriftstellers in dem hübschen Landhaus in Ambach am Ufer des Starnberger Sees ermöglichte einen Blick in die Welt seines häuslichen und schöpferischen Lebens. Schriften, Bücher, Bilder, Plastiken; Bleibendes, das an Stationen seines Lebens erinnert, finden wir im Arbeitszimmer, in der Bibliothek, in den neuangelegten Räumen der Waldemar-Bonsels-Stiftung. Rosemarie Bonsels pflegt das Erbe ihres Mannes. Bereitwillig erzählt sie aus seinem Leben; sie erzählt lebhaft, voller Temperament.

So erfährt man, wie es zu dem Roman für Kinder, zur „Biene Maja“, gekommen ist. Bonsels war mit einem Freundgesprächsweise auf die Idee gekommen, es müßte möglich sein, einen Roman zu schreiben, in dem nicht der Mensch als Handlungsträger auftritt. Beide wagten sich an die Aufgabe und herauskam die Biene Maja und ein Ameisen-Buch seines Freundes, das der Vergessenheit angehört, während Bonsels Roman in 40 Sprachen übersetzt ist und eine Million Auflage erreicht hat.

Waldemar Bonsels stammte väterlicherseits von Emigranten aus der Picardie und aus Flandern, mütterlicherseits von friesischen Bauern ab. Er wurde 1881 in Ahrensburg geboren, besuchte das Gymnasium in Kiel. In einem Streiflicht, einer Selbstdarstellung, die im „Starnberger-See-Stammbuch“ der Baronin Grunelia Grunelius nachzulesen ist, heißt es: „Meine Urgroßeltern siedelten um das Jahr 1800 ins Rheinland über. Meine Mutter stammte von der friesischen Meerküste aus der Gegend von Apenrade; ihre Voreltern waren Bauern, Fischer, Handwerker, ihr Vater brachte es zum Amtswalter und Hardsvotg über sein Gebiet. So ist mein Blut aus den germanischen Stämmen zusammengeflossen.“

Der junge Bonsels besuchte das Gymnasium bis zur Sekunda, dann trieb ihn seine Wanderlust, die sich wie ein roter Faden durch sein Leben zog, in die Welt hinaus; mit 17 Jahren verließ er sein Elternhaus, heimlich, um Deutschland, Europa, Asien zu durchstreifen, die Fesseln der Tradition abzustreifen. In der oben erwähnten Schrift heißt es: „Ich überließ mich von da ab den Unbilden des Lebens zu meiner weiteren Bildung. Sie sind gute Lehrmeister, verwöhnen niemand.“ In seinen Werken wie beispielsweise der „Indienfahrt“ haben sich die



WALDEMAR BONSELS

Erfahrungen, Einsichten und Erkenntnisse niedergeschlagen, wurden von ihm durch seine bildhafte, suggestive Sprache zur Poesie gestaltet.

Bonsels hatte große Erfolge mit märchenhaften, die Natur mystisch einbeziehenden Tier-, Pflanzen- und Naturgeschichten, die sich mit den Wundern der Schöpfung befassen, so weiß es die Literaturgeschichte. Es mutet daher seltsam an, zu lesen, daß seine erste Erzählung voller Poesie und Reiz unbeachtet und er zunächst unverstanden blieb. „Als ich einem Jugendfreund“, so äußerte er sich einmal, „der selber dichtete, meine ersten schriftstellerischen Versuche zeigte, beschwor er mich, niemals im Leben wieder eine Zeile Prosa zu schreiben. Ich versprach es ihm. Dann durchwanderte und durchreiste ich die Welt, soweit sie mir erreichbar war, später machten meine Bücher ähnliche Wege, etwas weiter.“

Ermutung fand er andererseits bei Liliencron, Dehmel, Thomas und Heinrich Mann und anderen. Er kam mit ihnen in Kontakt, nachdem er von Indien zurückgekehrt war und sich der literarischen Szene in München angeschlossen hatte. Damals gründete er auch zusammen mit Brandenburg und Isemann den W. E. Bonsels Verlag. Diesen gab er wieder auf, als seine erfolgreichen, märchenhaften Jugendbücher, die „Biene Maja“ und „Himmelsvolk“ ihn finanziell unabhängig machten.

Einen Preis hatte Bonsels allerdings zu zahlen: Er wurde, nachdem sein Roman die „Biene Maja“ zum Welterfolg wurde, als Jugendschriftsteller eingestuft und nicht, wie es ihm zukam, als Dichter, Schriftsteller, Religionsphilosoph und Naturmystiker. „Die Diskussion darüber“, so schreibt eine seiner Interpretinnen, „ist seit der Vermarktung der ‚Biene Maja‘ durch Funk, Fernsehen und Industrie wieder neu aufgetaucht.“ Die Dame stellt auch fest, daß die Mehrzahl seiner Bücher, die ihm die Anerkennung seiner Zeitgenossen eingebracht hatte, heute von Literatur-

kennern nicht mehr zur Kenntnis genommen werden. Mit den „Ambacher Schriften“, die Rose-Marie Bonsels, die Witwe, seit 1986 im Rahmen der Stiftung herausgibt, wird versucht, „die Werke Bonsels den heutigen und kommenden Generationen zu vermitteln“, auf daß der Dichter, Philosoph und Naturmystiker neben dem Jugendschriftsteller wieder zu Worte komme.

MANFRED PIELMEIER

SZ, Landkr. Starnberg. Nr 187, 17.8.1989, S. III

ECKARDT OPITZ *Die unser Schatz
und Reichtum sind* 60 PORTRAITS

AUS SCHLESWIG - HOLSTEIN

1990



Waldemar Bonsels

Die berühmteste Biene der Welt heißt Maja. Millionen von Kindern – aber nicht nur diese – kennen sie und ihre Abenteuer. Viele haben nur den Film gesehen, die meisten aber auch das Buch gelesen, das in fast einhundert Sprachen übersetzt worden ist. Doch wer kennt den Namen des Autors, der das zauberhafte Geschöpf zum Summen gebracht hat? Er heißt Waldemar Bonsels und stammt aus dem holsteinischen Ahrensburg, wo er am 21. Februar 1880 als Sohn eines Apothekers geboren wurde. Der Vater verkaufte die Apotheke und studierte in Berlin Zahnmedizin. Als Zahnarzt war er zunächst in Berlin, seit 1891 in Kiel tätig. Später praktizierte er in Lübeck, um sich am Ende in den Dienst der Bodelschwinghschen Inneren Mission in Bethel zu stellen.

Die Eltern versuchten, den Sohn durch bürgerliche Erziehung und gymnasiale Bildung auf eine ordentliche Karriere im deutschen Kaiserreich vorzubereiten. Doch diesem stand der Sinn nach ganz anderen Zielen. Als 17jähriger entfloh er dem Elternhaus und dem Kieler Gymnasium, um die Freiheit eines Natur- und Abenteuerlebens zu erfahren. Er vagabundierte durch Deutschland und besuchte viele europäische Länder, ohne recht zu wissen, wonach er suchte. In Bethel, Basel und in England ließ er sich zum Missionskaufmann ausbilden. Über die Baseler Mission erhielt er eine Stellung in Ostindien. Vorher hatte er als Gasthörer theologische Vorlesungen an verschiedenen Universitäten gehört.

Von der Arbeit in der Mission war Bonsels enttäuscht; vor allem das Missionspersonal war ihm zuwider. Er verließ seine Position und reiste auf eigene Faust durch Indien. Nach der Rückkehr arbeitete er kurze Zeit für die »Times« in London, um sich 1904 in München niederzulassen. Mit Freunden gründete er den Verlag E. W. Bonsels & Co. Die ersten hier verlegten Werke waren Lyrikbände von Hans Brandenburg und den Autoren aus dem René-Schickele-Kreis, und natürlich von Bonsels selbst.

Der Verlag brachte unterschiedlichste Bücher heraus, darunter auch



Waldemar Bonsels hat ein umfangreiches Werk hinterlassen; weltberühmt wurde er mit seinem Tiermärchen
»Die Biene Maja«.

kleinere Arbeiten von Heinrich Mann, mit dem Bonsels Freundschaft schloß. Sein Vorbild aber war lange Zeit Detlev von Liliencron, dessen musikalische Sprache er liebte und dessen unsentimentale Hingabe an die Natur er bewunderte. Bonsels Jugendnovellen, die zwischen 1904 und 1910 nicht nur im eigenen Verlag, sondern auch in anderen Häusern erschienen, hatten durchweg den Auf- und Ausbruch junger Menschen aus einer engen bürgerlichen Atmosphäre zum Gegenstand – reflektierten also seine eigene Lebensproblematik. Schon in diesen frühen Arbeiten ist die subtile Art der Naturbeschreibung, die den späteren Büchern ihre unvergleichliche Eigenart gibt, ausgeprägt.

1909 beschäftigte sich Bonsels mit Don Juan, der Symbolgestalt des erotischen Menschen; er veröffentlichte »Don Juans Tod« in vier Gesängen. In rascher Folge erschienen Gedichte und Erzählungen. Daneben publizierte er in der Berliner Zeitschrift »Die Zukunft« Literaturkritiken und Essays. Bonsels frühe Texte waren durchweg erfolgreich, doch zu Ruhm gelangte der Autor erst mit dem 1912 und 1915 erschienenen Tiermärchenbüchern »Die Biene Maja und ihre Abenteuer« und »Himmelsvolk«. In diesen Erzählungen nahm Bonsels Motive der romantischen Blumen-, Tier- und Elfenmärchen auf und führte sie phantasievoll weiter. Allein die deutsche Ausgabe der »Biene Maja« erreichte rasch eine Auflage von mehr als einer Million Exemplaren. Die Handlung ist einfach, aber auch klug durchdacht: ein Abenteuerroman, dessen Hauptperson eine Biene ist. Bonsels schrieb keineswegs eine »tierpsychologische Studie«.

Seine Insekten sind Persönlichkeiten, die sich zwar – wie in jedem Märchen üblich – der menschlichen Sprache bedienen, keines von ihnen aber verhält sich in zoologisch-biologisch unmöglicher oder gänzlich unkorrekter Weise. Die »Biene Maja« ist oft witzig, jedoch nie preziös-albern. Das Buch hat Charme, ist intelligent und unterhaltend. Nicht nur Kinder werden durch die Lektüre gefesselt. Das Buch »Himmelsvolk« ist keine Fortsetzung dieses Tiermärchens, sondern ein ganz neues »Buch von Blumen, Tieren und Gott«. Bonsels hatte schon 1903 an seine Schwester Anni geschrieben, daß Jesus von Nazareth sein Vorbild bleiben solle. Im »Himmelsvolk« erzählt die tausendjährige Linde die Geschichte des Knaben und Mannes aus Nazareth, vom ersten Besuch im Tempel bis zum Tod am Kreuz.

Sein weiteres Werk, aus dem Bonsels einige Arbeiten für wichtiger ansah als die Tiermärchen, fand bei seinen Freunden enthusiastische Verehrung, stieß aber gleichzeitig bei den Kritikern auf harte Ablehnung. Nur die »Indienfahrt« von 1916 konnte sich allgemein durchsetzen. Mit der Niederschrift dieses Buches hatte er 1912 in München begonnen, vollendet wurde es in Positano und auf Capri. Die »Indienfahrt« ist weder Tagebuch noch Reisebericht; es ist eine sehr spezifische Aufarbeitung der Erlebnisse des Indienaufenthalts von 1903. Bonsels bietet keine topographische und chronologische Übersicht und verzichtet darauf, Sehenswürdigkeiten aufzuzählen. Er gibt stattdessen einen in bestem Sinne subjektiven, bekenntnishaften Erlebnisbericht, der durch die tiefen Eindrücke angeregt wurde, die er in dem geheimnisvollen Land erfuhr, das er bereist hatte. Seine impressionistisch wirkenden Landschaftsschilderungen können ebenso wie seine humorvollen Charakterisierungen indischer Menschen, deren Wesen er feinfühlig erfaßte, den Leser fesseln. Bonsels »begriff die Menschen dieses Landes in dieser Sonne, die kein anderes Begehren zu bewegen schien als das Dasein«. Die »Indienfahrt« wurde auch deshalb ein internationaler Erfolg, weil sie nicht einmal eine Andeutung von europäischer Überheblichkeit enthält. Darüber hinaus kam die asiatische Szenerie dem Bedürfnis des Lesepublikums nach dem Ersten Weltkrieg entgegen. Gefragt waren Exotisches und Phantastisches. Daß Bonsels sich auch in diesem Buch mit christlichen Grundpositionen auseinandersetzte, ist kaum wahrgenommen worden. Er läßt Mangesche Rao sagen: »Wenn die Zeit von Christi Hinscheiden bis heute noch dreimal vergangen ist, wird sein großer Geist sich aus dem engen Mantel der Kirche geschält haben und weit mehr zum Element der Geister geworden sein«. Tatsächlich verbirgt sich hinter diesem Satz Bonsels eigene Überzeugung.

Für die Art, in der er sich mit der Kultur und der Religion in Indien auseinandersetzt, ist folgende Passage aus dem 13. Kapitel charakteristisch:

»Einmal waren wir weit über die Stadt hinaus am Meer dahingeschritten, unter der geraden Palmenalle, und ich sah die nackten Hindus, braun im Sonnenlicht glänzend, im flachen Wasser fischen. Unser Gespräch war bald, wie schon so oft, von weltlichen Dingen der Politik auf religiöse Fragen gekommen, und vielleicht in der Hoffnung, einmal klar und bestimmt

den Sinn des Hinduismus zu erfassen, fragte ich Mangesche Rao: »Was ist das Brahman? Ich höre Gedanken von tiefem Sinn, Weisheit voller Schönheiten, Erlösungsgedanken voll hellen Befreiungsglaubens, aber über dem Begriff des Brahman selbst schwebt ein mystisches Dunkel.«

Da antwortete mir der Brahmane: »Das Wesen des Göttlichen kann ein Herz nur empfinden, aber ich will Ihnen so antworten, wie die ältesten Priester der Veden es gedeutet haben. Nach ihnen ist das Brahman das Licht des Geistes und die Seligkeit ohne Leid. Das Brahman ist die Freude, das uranfängliche Wissen, eine unterschiedslose Masse von Erkenntnis, aus Seligkeit bestehend, zugänglich durch das Bewußtsein, mit höchster Einsicht ausgestattet.«

Wie nah lag nach dieser herrlichen Darlegung die Frage nach der Möglichkeit, auf die ein Herz dieses Heils teilhaftig werden könnte.

Mangesche Rao dachte eine Weile nach, dann sagte er: »Ich will Ihnen eins der Distichen aus dem Atmabodha nennen, das vielleicht Ihre Frage nicht so beantwortet, wie sie gestellt ist, das aber die rechte Entgegnung auf eine recht gefaßte Frage wäre:

Der Fromme, der des rechten Wissens kundig,
erschaut es mit dem Auge der Erkenntnis,
daß in ihm selbst beruht das ganze Weltall
und daß er selbst das eine ist und alles.
Wie eine Eisenkugel, die durchglüht ist
vom Feuer, so durchdringt das Brahman
das ganze All im Innern und von außen
mit seinem Licht, indem es selbst erstrahlt.«

Er sprach leise und feierlich. Mir war, als erinnere sich ein tausendjähriges Geisterreich seines versinkenden Lichts, und zum erstenmal überkam mich mit dunkler Gewalt die Trauer um das verlorene Indien. Ich begriff in heimlicher Beängstigung die Vergeblichkeit des Kampfes, in welchen dieser Mann neben mir, wie in sein Schicksal, verstrickt war, und mein Verlangen schwankte unruhig zwischen dem Wert der alten und der neuen Welt.«

Während des Ersten Weltkrieges, den er als Kriegsberichterstatter erlebte, begann er mit der Aufzeichnung der »Notizen eines Vagabunden«, einer Rückschau auf seine Wanderjahre. Gegen Ende des Krieges suchte

Bonsels ein Haus außerhalb Münchens und fand es in Ambach am Starnberger See. Er behielt das Haus als ständigen Wohnsitz bis zu seinem Tode; völlig sesshaft aber wurde er nie.

Neben Vortragsreisen in fremde Städte veranlaßte ihn sein Drang nach neuen Eindrücken zu ausgedehnten Reisen, so 1924 nach Brasilien und 1928 nach Ägypten.

Während der Jahre der Weimarer Republik setzte sich Bonsels besonders intensiv mit religiösen Problemen auseinander. Buddha und Christus beschäftigten ihn gleichermaßen. Sein Buch »Buddha, Christus und wir« blieb unvollendet. Wäre es zustande gekommen, hätte es sicherlich unter dem Leitsatz gestanden: »Es ist besser, in einer Wüste wach zu sein, als in einem Paradies zu schlafen«.

»Was Bonsels in den zwanziger Jahren als Ahnung und Vision aufklingen ließ, ist inzwischen, gegen Ende des Jahrhunderts, zu einer breiten Strömung geworden, in einer Vielfalt von Sekten und Gemeinschaften, die, teils verzerrt und mit der Gier nach Mammon verbunden, teils ernsthaft und in der Stille, das allenthalben aufgebrochene Suchen nach einer nicht von Dogmen eingeengten Religiosität dokumentieren. Bonsels betont das Gemeinsame in Buddha und Christus« (Lini Hübsch-Pfleger).

Seine Versuche, auch über Bühnenstücke das Publikum zu erreichen, zum Beispiel mit »Der ewige Weg« (1922) oder »Die Flamme von Arzla« (1925) waren nicht sonderlich erfolgreich. Das Hauptwerk der Jahre zwischen 1925 und 1930 waren die beiden ersten »Mario«-Bände: »Mario und die Tiere« und »Mario und Gisela«, die zu den meistgelesenen Jugendbüchern ihrer Zeit gehörten. 1937 folgte noch ein dritter Band: »Marios Heimkehr«.

1933 erschien der Roman »Die Nachtwache«, ein »Liebesspiel in Prosa auf der Bühne der frommen kleinbürgerlichen Welt und auf dem weltlichen Theater«, wie es im Vorwort heißt. Dieses Buch gehörte schon zu jenen Werken Bonsels', die von den Nationalsozialisten am 10. Mai 1933 verbrannt wurden. Der Autor dachte an Emigration, vor allem 1934/35 während einer USA-Reise, zu der ihn sein New Yorker Verleger eingeladen hatte. Da ihm aber Hanns Johst, der Präsident der Reichsschrifttumskammer, zusagte, sich für die Aufhebung des Verbotes seiner Bücher einzusetzen, kehrte er

er-
öl-

ich
128

on-
tus
ir«
ter
in

in-
ö-
ils
in

og-
in-

n,
a«
vi-
nd
ü-
m-

sa
en
en
nt
er
m
e,
er

zurück. Die Eindrücke der Amerikareise fanden ihren Niederschlag in der Erzählung »Der Reiter in der Wüste«, das 1935 auf Capri vollendet wurde.

Während des Zweiten Weltkriegs arbeitete Bonsels an seinem Alterswerk, einem Christus-Roman, der den Titel »Dositos« erhielt und – mit dem Untertitel »Ein mythischer Bericht aus der Zeitwende« – 1949 veröffentlicht wurde. Das Buch löste politische Angriffe gegen den Verfasser aus. 1951 erschien der »Dositos« in einem anderen Verlag unter dem Titel »Das vergessene Licht«. Die Arbeit an diesem Hauptwerk war – wie bei Bonsels üblich – umrankt von anderen kleineren Publikationen, so dem Kriminalroman »Mortimer«, zahlreichen Gedichten, Aphorismensammlungen und Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln.

Seit 1949 hinderte ihn eine schwere Krankheit an intensiverer Arbeit. Eine Selbstbiographie, die den Titel »Die sieben Sachen« tragen sollte, ist nicht mehr verwirklicht worden. Waldemar Bonsels, der »Gottsucher und Vagabund zugleich«, starb am 31. Juli 1952 in seinem Haus in Ambach am Starnberger See.

1950 1931 hatte er in dritter Ehe die Tänzerin Rose-Marie Bachofen geheiratet. Sie verwaltete sein Erbe und gründete am 25. Todestag des Dichters die »Waldemar-Bonsels-Stiftung«. Rose-Marie Bonsels stellte auch die zehnbändige Werkausgabe zusammen, die 1980 erschien und deren Gesamttitel »Wanderschaft zwischen Staub und Sternen« Leben und Werk Waldemar Bonsels charakterisiert.

In den Literaturgeschichten und in Nachschlagewerken des Auslands zählt Bonsels zu den bedeutenden und erfolgreichen deutschen Schriftstellern des 20. Jahrhunderts. In entsprechenden deutschen Handbüchern findet man kaum seinen Namen. Waldemar Bonsels hätte es anders verdient, nicht nur, weil er »Die Biene Maja« geschrieben hat.

Welterfolg mit einer frechen Biene

Kinder in aller Welt kennen die „Die Biene Maja“ – ihr Schöpfer, Waldemar Bonsels, ist fast vergessen

Wer kennt sie nicht, die kleine freche Biene Maja, die mit ihren Abenteuern Millionen von Kinderherzen höher schlagen lässt? Aber wer weiß schon, daß ein gebürtiger Schleswig-Holsteiner, der Lyriker, Erzähler und Dramatiker Waldemar Bonsels (1880-1952) die mittlerweile weltberühmte Biene ins Leben gerufen hat. 1912 erschien sein Tiermärchenbuch „Die Biene Maja und ihre Abenteuer“, das gemeinsam mit der 1915 herausgegebenen Erzählung „Das Himmelsvolk“ seinen weltweiten Ruhm begründete. „Die Biene Maja“ ist in alle literarisch bedeutenden Sprachen übersetzt worden und schlug sämtliche Auflagenrekorde das bei seinen Zeitgenossen ohnehin populären Autors. Kinder in Südafrika und in Japan, in Georgien und in Finnland lesen noch heute die Geschichten, die um die Erlebnisse der mit menschlichen Zügen ausgestatteten Biene kreisen.

Daß man dem heutzutage beinahe in Vergessenheit geratenen Globetrotter Bonsels nicht gerecht wird, wenn man ihn nur auf seine Tier- und Pflanzenerzählungen reduziert, zeigt sein abwechslungsreiches Leben, dessen Erfahrungen sich in seinem 77 Titel umfassenden Gesamtwerk niederschlagen.

Am 21. Februar 1880 erblickte Waldemar in Ahrensburg als zweites von fünf Kindern des Apothekers Reinhold Bonsels und dessen Frau Nicoline, geborene Iversen, das Licht der Welt.

Waldemar Bonsels' Eltern hatten sich in Kiel kennengelernt, wohin es den ursprünglich aus Köln stammenden Reinhold Bonsels zum Pharmaziestudium gezogen hatte. Der Studiosus fand Unterkunft bei einer Kieler Familie, die schon 1884 zwei verwaiste Schwestern in Pflege genommen hatten.

Nicoline Iversens Wurzeln lagen in Apenrade, wo sie seit ihrer Geburt (1855) bis zu dem Tode der Eltern gelebt hatte. Mütterlicherseits bestand demnach eine ausgesprochen enge Beziehung des Dichters Waldemar Bonsels zum Norden: Von etwa 1700 bis 1860 lebten die Ahnen an der schleswigschen Ostküste von Hadersleben bis Eckernförde. Sein Großvater, Peter Iversen, sympathisierte offenbar mit der schleswig-holsteinischen Erhebung, denn die provisorische Regierung ernannte ihn, nachdem sein Gesuch um die endgültige Berufung zum Amtsverwalter trotz guter Zeugnisse und der Fürsprache seines Amtes vom dänischen König zuvor abgelehnt worden war, am 21. Juli 1848 zum Amtsverwalter des Amtes Apenrade. Nach dem Scheitern der schleswig-holsteinischen Erhebung wurde Peter Iversen, der sieben Jahre später an Typhus starb, aus seiner Position wieder abgerufen. 1864 folgte ihm seine an Auszehrung erkrankte Frau in den Tod. Zwei der sieben Kinder, Nicoline und ihre ältere Schwester Thoma, wurden auf Vermittlung des Kieler Bürgermeisters bei jener Familie untergebracht, in der auch Reinhold Bonsels Quartier genommen hatte. 1875 heirateten Reinhold Bonsels und Nicoline Iversen in Kiel.

Das Ehepaar blieb nach seiner Hochzeit zunächst im Norden, denn nach seiner Approbation zum Apotheker 1872 hatte Reinhold Bonsels schon 1874 die Garnisons-Apotheke in Rendsburg gekauft. Hier kam auch 1876 das erste Kind, die Tochter Friederike, zur Welt. 1880, kurz vor Waldemars Geburt, zogen die Bonsels nach Ahrensburg, um dort die Adler-Apotheke zu übernehmen. In dieser holsteinischen Stadt verbrachte Waldemar Bonsels seine frühe Kindheit in der Hamburger Chaussee 113, heute Hamburger Straße 10. 1882 kam Waldemars Schwester Anni zur Welt, die später den Kropfer Arzt Friedrich Fuldner heiratete und zu der Waldemar eine besonders enge Beziehung hatte. Dem „weltzugewandten, geistig lebendigen Vater wurden Beruf und Umwelt bald zu eng“ – so die Bonsels-Biographin Lini Hübsch-Pfleger –, und die Familie zog nach Berlin, wo Reinhold Bonsels die Mühen des Studiums nochmals auf sich nahm: Von Herbst 1884 bis zum Sommer 1886 studierte er Zahnheilkunde an der Humboldt-Universität. 1886 wurde ihm die Approbation zum Zahnarzt erteilt, bis 1890 arbeitete er in seinem neuen Beruf.

Seiner Frau zuliebe verlegte Reinhold

Geschichten aus der Geschichte des Nordens stehen im Mittelpunkt dieser Serie unserer Zeitung, die in Zusammenarbeit mit der „Gesellschaft zur Förderung der Forschung auf dem Gebiet der schleswig-holsteinischen und norddeutschen Landesgeschichte sowie der skandinavischen Geschichte

LANDESGESCHICHTE AKTUELL

Bonsels die Praxis zurück in den hohen Norden, nach Kiel. In der Fördestadt brachte Waldemar seine Knabenjahre zu, die er in der 1931 veröffentlichten autobiographischen Erzählung „Tage der Kindheit“, verarbeitet hat. Eines der schönsten und wichtigsten Kapitel schildert Waldemars Ferienaufenthalt bei seinem Onkel: „Im nächsten Sommer war Anni nach Eutin eingeladen worden, von Leuten, die mich schon kannten, so daß ich nicht mit durfte. Dagegen erklärte sich

Schuf ein Gesamtwerk von 77 Titeln: Waldemar Bonsels (1880-1952), unten das Geburtshaus des Autors, die alte Adler-Apotheke in Ahrensburg (1974 abgerissen). Abbildungen: Stadtarchiv Ahrensburg Waldemar Bonsels Buch „Die Biene Maja und ihre Abenteuer“ (unten rechts der Titel des Frankfurter Neudrucks von 1920) wurde zum Welterfolg.



mein Onkel Peters bereit, mich für vier Wochen in sein Pfarrhaus aufzunehmen, das in Ulanis, einem kleinen dörflichen Kirchspiel an der Schlei, lag.“ Das „Jahrbuch des Heimatbundes Angeln“ von 1935 verzeichnet für die Jahre 1881 bis 1910 tatsächlich einen Ulanisser Pastor namens Dietrich Theodor Johann Peters. Waldemar verbrachte den Sommer in Angeln damit, „die Grashalme, die sich in Sonnenschein und Wind bewegten“, zu beobachten und seinen Entschluß, im Leben niemals etwas anderes zu tun, kommentiert er mit den Worten: „Ähnlich ist es gekommen.“ Für den Dichter Bonsels waren die Naturerfahrungen, die er an der Schlei sammelte, ebenso grundlegend, wie das unstete, durch zahlreiche Ortswechsel gekennzeichnete Leben der Familie. Immer wieder betonte Waldemar Bonsels später, „die rastlose Natur meines Vaters ließ ihn nirgends selbst werden“.

Zunächst aber hielt es die Familie Bonsels für einige Jahre an der Ostsee. In Kiel besuchte Waldemar, der es „durch die leidenschaftlichen Bemühungen“ seines Vaters bis zur Sekunda brachte, das humanistische Gymnasium, wo er lernte, „wie man es ungestraft anstellt, die Schultage im Freien zuzubringen, statt im Klassenzimmer“.

Waldemar Bonsels entstammte einem bürgerlich-christlichen Milieu. Seine Eltern fühlten sich der christlichen Ethik verpflichtet – insofern ist ihr späteres Engagement in den Bodelschwingschen Anstalten in Bethel nur konsequent –, doch ihrem Sohn kamen spätestens während seines Kieler Konfirmandenunterrichts Zweifel an der „ganz falschen Anschauung von Religiosität“.

1893 wurde die Familie durch den Tod des zweitjüngsten Sohnes Adelbert erschüttert. Der Siebenjährige wurde versehentlich von einem Spielkameraden erschossen. Dieses tragische Ereignis ließ die Bonsels in Kiel nicht mehr zur Ruhe kommen. Diesmal war es in erster Linie die Mutter, die zum Aufbruch drängte, die die Erinnerungen an den tödlichen

Vorfall hinter sich lassen wollte: 1897 wählten die Eltern Lübeck als neue Station – allerdings nur für ein Jahr. 1898 kehrten sie Schleswig-Holstein endgültig den Rücken zu, weil Reinhold Bonsels in den Bodelschwingschen Anstalten in Bethel (der Gründer und Leiter der Anstalten, Friedrich von Bodelschwing, war ein Verwandter der Bonsels) eine Stellung als Arzt und Apotheker übernommen hatte. Dort bot sich ihnen die Möglichkeit, die Leitgedanken der christlichen Nächstenliebe in die Tat umzusetzen und endlich selbsthaft zu werden.

Diesen letzten Ortswechsel der Eltern machte Waldemar Bonsels nicht mehr mit. Für ihn begann der Lebensabschnitt, den er später in den „Notizen eines Vagabunden“ verarbeitet hat. Noch in Kiel war Waldemar aus der bürgerlichen Enge des Elternhauses ausgebrochen, weil die unterschiedliche Betrachtung von Pflicht und Recht zu Kontroversen mit dem Vater geführt hatte, derart „daß ich über Nacht sein Haus verließ, mich mit siebzehn Jahren ein für allemal unabhängig von ihm machte und mich auf Wanderschaft begab“. Waldemar Bonsels verließ Schleswig-Holstein 1897, um in seine alte Heimat später nur noch auf Stippvisite zurückzukehren. 1907 schrieb er in „Meerumschlungen. Ein literarisches Heimatbuch für Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck“: „Und immer wieder das Meer. Meine Liebe zum Meer ist mir das liebste und bitterste heimatliche Erbe.“

Zunächst wanderte Waldemar Bonsels durch Deutschland und Europa, um sich nach 1900 in Bethel, Basel und England als Missionskaufmann ausbilden zu lassen. 1903 reiste er im Dienste der Basler Missionsindustrie nach Indien, distanzierte sich aber – dort angekommen – von der Art und Weise der Glaubensverbreitung und reiste auf eigene Faust durch Indien. 1904 veröffentlichte er in seinem zuvor mit Freunden gegründeten Verlag (E. W. Bonsels und Co.) einen „Offenen Brief an die Baseler Missionsgemeinde in Württemberg und der Schweiz“, in dem er ihre Arbeitsmethoden, die unter an-

an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel e.V.“ entstand. Die wissenschaftliche Leitung des Projekts liegt bei Prof. Erich Hoffmann, Prof. Ralph Uhlig und Dr. Kai Fuhrmann. Heute berichtet Silke Philipsen über den Schöpfer der weltberühmten „Biene Maja“.

deren die Verbindung von Industrien und Mission vorsah, kritisierte.

Nach seiner Rückkehr 1905 heiratete Waldemar Bonsels Kläre Brandenburg, die Schwester seines Freundes Hans Brandenburg. Das Ehepaar, das in München lebte, bekam zwei Kinder und ließ sich 1908 scheiden. 1911 ging Bonsels die Ehe mit Elise Ostermeyer, der Tochter eines Missionars aus Bethel, ein. Doch auch diese Verbindung – das Paar hatte ebenfalls zwei Kinder – wurde 1926 geschieden.

Bonsels Münchner Zeit war durch intensive Kontakte zu zeitgenössischen Literaten und durch die Arbeit im eigenen Verlag gefüllt. Interessanterweise gehörten zwei „Nordlichter“ zu den engsten Freunden Bonsels. Heinrich Mann war regelmäßiger Gast im Verlag und ließ dort sogar einen Essay („Die Freundschaft“) veröffentlichen. Eine besondere Nähe bestand zwischen Waldemar Bonsels und Detlev von Lillencron. Die 1908 herausgegebene Ballade „Rote Nacht“ widmete

son, und Freiheit für meine verbotenen Bücher, zusagte. Dies fand in dem Maße statt, als der Einfluss Rosenbergs zu überwinden oder zu umgehen war.“

Angesichts dieser Entwicklung ist es erstaunlich, daß Waldemar Bonsels nach seiner Rückkehr nicht den konsequenten Weg der sogenannten „Inneren Emigration“ wählte, sondern sich mit dem nationalsozialistischen Regime arrangierte. In der Essener „National-Zeitung“ erschien am 17. Juni 1943 der Artikel „Begründungen. Ein Beitrag zur europäischen Judenfrage“, in dem Bonsels sich dazu hinreißen ließ, die vermeintlich jüdische Andersartigkeit pseudowissenschaftlich zu begründen. Der „alte, geklarte, überbelle und kritisch über-spitze Intellekt des jüdischen Menschen“ sei ein viel zu „penetrantes Element der Einwirkung auf ein jüngerer Volk“, heißt es da, der Jude sei anders, „und dieser Unterschied wird in einer oft übersehenen Tatsache deutlich, und zwar in der Altersverschiedenheit der Völker“. 1947/48 versuchte Waldemar Bonsels, sich in einem Brief an die amerikanischen Besatzungsbehörden zu rechtfertigen: „Wäre die Judenfrage auf dem Niveau geblieben, diskutiert und gehandelt worden, auf dem ich sie zur Streitfrage gemacht habe, so wäre keinem Juden in Deutschland ein Leid geschehen.“

1949 konnte Waldemar Bonsels Alterswerk, „Dositos. Ein mythischer Bericht aus der Zeitwende“, erscheinen. Im Frühjahr des Jahres machten sich nach einer Lesung in Heidelberg erste Anzeichen einer Erkrankung bemerkbar, die ihn in seinen letzten Lebensjahren einschränkte. 1950 heiratete er Rose-Marie Bachofen, die er schon 1931 kennengelernt hatte. Am 31. Juli 1952 starb Waldemar Bonsels im Alter von 72 Jahren am Starnberger See, seine Urne wurde im Garten seines Hauses in Ambach beigesetzt.

Waldemar Bonsels, der 1919 in einer autobiographischen Skizze schrieb, sein Blut sei „aus den germanischen Stämmen zusammengefließen, die den Norden Europas bevölkern“, wurde und wird von seinen Interpreten gerne unter diesem Aspekt beleuchtet. Schon 1921 schwärmte Luise Jürgensen im literarischen Jahrbuch für Schleswig-Holstein, „Die Truhe“: „Seine Vorfahren stammten aus Ländern, die vom germanischen Meer geprägt sind, aus der Normandie, Holland, Friesland, Dänemark. Ein Stück ungebändigten Wikingertums scheint in seinem Blut zu stecken, gepaart mit der weiblich weichen Innerlichkeit der Nordgermanen.“

Noch über 60 Jahre später hebt Otto Jordan, der eine Ahnenliste des Dichters erarbeitet hat, 1984 hervor, daß Waldemar Bonsels' Lebensgefühl „aus dieser germanischen Wurzel wuchs“, „seine Liebe zu Deutschland und sein Bekenntnis zu seinem deutschen Volk“ kämen in Aufsätzen und Fragmenten zum Ausdruck.

Der Allgemeinheit ist der Name Waldemar Bonsels heute in der Regel kein Begriff mehr, während die „Biene Maja“, die seit 1976 als Trickfilmserie immer wieder über die Bildschirme flimmert und die eigentlich nie für die Öffentlichkeit gedacht war, jedes Kind kennt. In Ahrensburg erinnert heute eine Tafel in der Hamburger Straße 10 an den in Vergessenheit geratenen Sohn der Stadt. Das Geburtshaus von Waldemar Bonsels, die Adler-Apotheke, wurde 1974 abgerissen. Schon zu seinem fünfzigsten Geburtstag wurde eine Straße nach dem Dichter benannt. Um das Andenken Bonsels' ist die in München ansässige „Waldemar-Bonsels-Stiftung“ bemüht, die 1977 gegründet wurde. Sein zehnbändiges Gesamtwerk, von Rose-Marie Bonsels herausgegeben, ist 1992 bei der Deutschen Verlags-Anstalt erschienen.

SILKE PHILIPSEN.

1970 in Flensburg geboren, studiert seit 1991 an der CAU Kiel Neuere Deutsche Literaturwissenschaft, Germanistik sowie Mittlere und Neuere Geschichte.



er seinem Freund Lillencron. 1912 gab Bonsels den Verlag auf, um sich nur noch auf die Dichtung zu konzentrieren. Im gleichen Jahr erschien der Welterfolg „Die Biene Maja und ihre Abenteuer“, den er ursprünglich für seine Kinder aus erster Ehe geschrieben hatte.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges führte Waldemar Bonsels 1915/16 als Kriegberichterstatter nach Galizien. Nach Ende des Krieges ließ er sich in Ambach am Starnberger See nieder, wo er sich 1918 ein Haus gekauft hatte.

In den folgenden Jahren unternahm Waldemar Bonsels noch einige Reisen und Expeditionen – 1920 bis 1923 Vortragsreisen durch deutsche Großstädte, 1924 Brasilien, 1928 Ägypten, 1934/35 USA, 1939 Türkei –, die er alle literarisch umgesetzt hat. Die USA-Reise von 1934/35 fiel in eine Zeit, in der in Deutschland schon Bücher gebrannt hatten: Waldemar Bonsels Jugendschriften und die „Notizen eines Vagabunden“ (1925) wurden ein Opfer der nationalsozialistischen Bücherverbrennungen vom 10. Mai 1933. Bis auf „Die Biene Maja“, „Das Himmelsvolk“ und „Die Indienfahrt“ fanden sich seine Schriften auf der Liste der verbotenen Bücher wieder. Diese Ereignisse waren es, die Bonsels zunächst veranlaßten, von seiner Vortragstour in Amerika nicht zurückzukehren. Doch Hanns Johst, seit 1933 Präsident der NS-Reichsschrifttumskammer, sagte seinem Freund aus alten Tagen Unterstützung zu, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. 1945 schilderte Bonsels in einem Brief die Vorgänge: „Ich war 1934-35 auf Einladung meines New Yorker Verlegers in den Vereinigten Staaten, und kam, entgegen meiner anfänglichen Absicht, nach Deutschland zurück, da mir der neue Präsident der Reichsschrifttumskammer (Johst), Sicherheit für meine Per-

Das KN-Kulturrätsel zum Schleswig-Holstein Musik Festival (8. und letzte Folge)

Der schreibende Abenteurer blieb sein Leben lang ein Gottsucher

Der vielseitige Autor wurde durch sein Märchen von einer Biene weltberühmt

Die „Zuchtstätte des Genies“, als die die evangelischen Pfarrhäuser einmal bezeichnet wurden, spielt auch im Leben und Denken des heute Gesuchten eine nicht zu unterschätzende Rolle. Zwar war der am 21. Februar 1880 im holsteinischen Ahrensburg Geborene der Sohn eines Apothekers und späteren Zahnarztes, aber in der väterlichen Familie war der Beruf des Pastors stark vertreten. Im Elternhaus herrschte ein pietistisch-frömmelnder Geist strengster Rechtfertigung und enger, ja engstirniger Pflichterfüllung, gegen den schon der Knabe rebellierte. Seine Jungenstreichereien und Rumtreiberien, die ihn mit allen Bevölkerungsschichten in Kontakt brachten, erbosteten den strengen Vater so sehr, daß er erwog, seinen mißratenen Sohn in eine Erziehungsanstalt zu stecken. Nur der Fürsprache der Mutter, einer warmherzigen, aus Dänemark stammenden Frau, verdankte der zukünftige Dichter, daß ihm dieses Schicksal erspart blieb. Da wohnte die Familie bereits in Kiel, wohin sie 1891 auf Bitten der Mutter gezogen war.

Im Konfirmationsunterricht las der Junge, dem die pietistische Frömmigkeit längst fragwürdig geworden war, Karl May. Den Einband überklebte er, wie er später in seinen Erinnerungen schrieb, „sorgfältig mit schwarzem Papier, sogar die Ränder, und vergoldete den oberen Schnitt mit Goldstaub und Lack, wie man sie zu Weihnachten für Nüsse und Tannenzapfen braucht“.

Dem Besuch der Kieler Humboldt-Schule folgten die Bemühungen des Vaters, seinem Sohn doch noch bürgerliche Ordnung- und Lebensvorstellungen nahezubringen. Es war vergeblich. In allerlei Lehren lernte der Junge nur, „mich rechtzeitig von jeder Arbeit fernzuhalten, die meiner Veranlagung und Bestimmung nicht



So kennen die Kinder des TV-Zeitalters die Biene, die der gesuchte Autor erfand

lag“. Der Konflikt mit dem Vater, „der meine bürgerlichen Untugenden in viel zu hohem Maße selbst besaß, um sie nicht aufgeregt bei anderen zu unterdrücken“, spitzte sich so zu, daß der 17-jährige das elterliche Haus verließ und ein Vagabundenleben begann, das ihn, wie er rückblickend schrieb, durch

„Spelunken, Gassen und Gärten, bürgerliche Häuser und Schlösser“ führte.

Es war eine Zeit des Aufbruchs, in München war eine Zeitschrift mit dem programmatischen Titel „Die Jugend“ gegründet worden, in den Großstädten Europas probierte die junge Generation den Aufstand gegen spießbürgerliche Moralvorstellungen und philiströse Lebenshaltungen. In diese brodelnde, unruhige, ihre selbst noch unsichere Welt stieß der junge Aufsteiger. Und doch, die „Zuchtstätte des Genies“, das protestantische Pfarrhaus, wirkte in ihm nach. Ein Leben lang blieb er ein Gottsucher. Freilich war es ein anderer Gott als der des Elternhauses, der dem werdenden Dichter als Leitgestirn vorschwebte.

„Mein Vorbild soll der Mann bleiben, der hart und kalt die Peitsche im Tempel brauchte und der doch weinte über Jerusalem“, schrieb er 1903 an seine Schwester. Das war kurz vor seiner Abreise nach Indien, wohin er sich begab, um bei der Baseler Mission mitzuarbeiten. In Bethel, Basel und England hatte er sich zum Missionskaufmann ausbilden lassen, einem seltsamen Beruf, zu dessen Ausübung christlicher Bekehrungseifer und kaufmännische Tüchtigkeit in gleichem Maße gehörten. Kein Wunder,

daß der junge Mann kaum ein paar Monate auf seinem Posten blieb. Ihm, der in der christlichen Lehre vor allem „Schönheit und Liebe“ suchte, der vom Gedanken der Toleranz gegenüber allen Religionen durchdrungen war, waren die „unaufhörlichen Phrasen über Jesus Christus, Ermahnungen, salbungsvolle und süßlich-schwärmerische Gebete, gründlich zuwider“. Er trennte sich von der Baseler Mission und reiste auf eigene Faust kreuz und quer durch Indien, ein Erlebnis, dem er in seinem Buch „Indienfahrt“ dichterische Gestalt verlieh. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland veröffentlichte er im inzwischen gegründeten eigenen Verlag in München einen „offenen Brief an die Baseler Missionsgemeinde in Württemberg und der Schweiz“, in dem er deren Tätigkeit, vor allem die Verbindung von „Seelenhirten und Krämer“ gründlich kritisierte.

Von nun an sucht er seinen eigenen Gott und fand ihn in einer idealen Mischung aus Jesus Christus und Buddha. Bis hin zu seinem Spätwerk, dem Roman „Dositos“, zieht sich das Thema der Auseinandersetzung mit der christlichen Lehre durch seine Bücher. Freilich nicht durch alle. Er war ein vielseitiger Schriftsteller. Ge-

dichte, philosophisch-religiöse Romane und Erzählungen gehören genauso zu seinem Werk wie eine Don-Juan-Geschichte, Satiren und Tiermärchen.

Eines dieser letzteren, eine heitere, humorvolle Schilderung der Abenteuer einer Biene mit menschlichen Eigenschaften, wurde zum Welterfolg. Bis 1979 erschienen allein in Deutschland von diesem Buch 1,7 Millionen Exemplare, und die Zahl der fremdsprachigen Ausgaben liegt bei etwa einhundert. Längst hat sich der Titel des Tiermärchens von seinem Urheber gelöst, ist zum Begriff geworden, ohne daß sich mit ihm immer der Name des Autors verknüpft.

Dieses Buch war eines der wenigen des Dichters, das der Verbrennung durch die Nazis am 10. Mai 1933 entging. Der hielt das alles für einen Irrtum, obwohl ihm die Geistfeindlichkeit und der Rassenhaß der Nazis zutiefst fremd waren. Immer tiefer versank er in seine philosophisch-ästhetisch-religiösen Gedanken. Nach dem Krieg versuchte er noch einmal, sich mit Gedanken zur Einheit Europas zu Wort zu melden. Man hörte ihn nicht mehr, seine Zeit war um. Am 31. Juli 1932 starb er in seinem Haus am Starnberger See. HANNES HANSEN



Ein frühes Porträt unseres heute gesuchten Schriftstellers Foto: P

Rechtes Bild: Die Nordost-Ecke des Alten Marktes im Jahre 1903. Im Vordergrund links das bis zum Kellergeschoß abgerissene Haus Markt 14. Hier hatte der Vater des Gesuchten Ende des vorigen Jahrhunderts seine Zahnarztpraxis. (Aus dem Buch: „Kiel, so wie es war“, Droste Verlag)



Der Gesuchte ging in Kiel auf die Humboldt-Schule Fotos: Geyer



Heute lesen Sie die achte und letzte Folge des Kulturrätsels der Kieler Nachrichten. Wieder fragen wir nach dem Namen eines bekannten Künstlers. Alle gesuchten

Komponisten, Schriftsteller oder bildenden Künstler waren zu Lebzeiten mit der Landschaft Schleswig-Holsteins

verbunden — sei es, daß sie hier geboren wurden oder sei es, daß sie hier gelebt und gearbeitet haben.

Wenn Sie glauben, die richtige Lösung gefunden zu haben, schreiben Sie bitte den vollständigen Namen der gesuchten Person auf eine Postkarte und schicken Sie diese — Absender nicht vergessen — an die Kieler Nachrichten,

Kulturredaktion (Stichwort „Rätsel“), Fleethörn 1-7, 2300 Kiel.

Einsendeschluß ist eine Woche nach Erscheinen dieser Rätselserie, also Sonntag, 24. Mai, 1986 (Poststempel).

Danach verlosen wir unter sämtlichen richtigen Einzellösungen (und unter Ausschuß des Rechtsweges) insgesamt 84

Eintrittskarten im Wert von 5000 Mark für Konzerte im Rahmen des Schleswig-Holstein Musik Festivals (29. Juni — 16. August). Unter den Ausführenden dieser sieben ausgewählten Konzerte sind so berühmte Dirigenten und Solisten wie zum Beispiel Bernstein, Menuhin, Anne-Sophie Mutter, Mstislav Rostropowitsch und Peter Schreier.

Wer ist's?

Der Zerrspiegel jenseits der Grenze / Das Ausland lernt langsam um — Ein Gespräch mit dem heimgekehrten Dichter

Der bekannte Dichter Waldemar Bonsels, dem wir außer der „Biene Maja“ und der „Indienfahrt“ eine Anzahl deutscher Natur- und Tierbücher verdanken, ist soeben von einer längeren Vortragsreise aus dem Ausland zurückgekehrt. Er hatte Gelegenheit, jenseits der Grenze aufschlußreiche Einblicke in die Geistesverfassung des Auslandes zu nehmen, und er konnte mit einer Reihe erster Persönlichkeiten über die Beurteilung, die das neue Deutschland im Ausland findet, sprechen. Erfreulicherweise ist festzustellen, daß sich überall im Ausland die Einsichtigen mehren und die Welt sich nicht mehr länger dem wahren Gesicht des neuen Deutschlands zu verschließen scheint. Ueber eine Reihe schwebender hochaktueller Fragen, vor allem was den geistigen Neubau Deutschlands anlangt, äußert sich der Dichter hier in der zwanglosen Form eines Gesprächs.

Ich treffe Waldemar Bonsels, der soeben von einer längeren Vortragsreise aus dem Ausland nach Deutschland zurückgekommen ist, in seinem Hotel und finde ihn noch ganz unter den Eindrücken, die die letzten Sitzungen der „Union Nationaler Autoren“, des ehemaligen Pen-Clubs, bei ihm hinterlassen haben. Der Umbau dieser Schriftsteller-Vereinigung im Geiste des neuen Deutschlands ist jetzt nicht nur beschlossene Tatsache, sondern bekommt durch die Tatkraft der dabei maßgebend beteiligten Persönlichkeiten auch schon ein besonderes Gesicht. Im Gespräch taucht die Persönlichkeit und Erscheinung Hanns Johsts, des wiedergewählten Präsidenten, deutlich und lebendig vor mir auf. Und ich gewinne durch die anschauliche Art der Schilderung ein farbiges Bild vom Geist jener Veranstaltung, von den Zielen und den Hoffnungen dieser neuen Vereinigung der geistigen Kulturträger Deutschlands.

Aber ich lasse vielleicht im Folgenden lieber Waldemar Bonsels unmittelbar sprechen, dessen letzte Eindrücke vom geistigen und kulturellen Berlin und Deutschland in einem außerordentlich lebhaften und fast überdeutlichen Gegensatz zu den Irrtümern, Fabeln und Legenden stehen, die das Ausland immer noch für den Ausdruck unserer Einstellung und unserer Absichtlichkeit ausgibt. Der Dichter faßte seine Erklärung dieser Irrtümer zusammen, indem er mir die Lage der Dinge wie folgt deutlich zu machen suchte:

„Es gibt im Ausland wache, klare und lebendige Köpfe, die heute mit äußerster Vorsicht alles aufnehmen, was die, die das Reich ausgeschieden hat, einseitig boshaft oder verbittert vorzubringen haben. Man merkt das langsam erwachende Verständnis dafür, daß die Haltung und Arbeit aller derjenigen Männer unserer neuen Regierung, die in kulturpolitischer Hinsicht verantwortlich für ihre Handlungen einstehen, anfänglich draußen in einer ganz bestimmten Hinsicht verkannt worden sind.

Internationale Verkittung mußte zerschlagen werden

Es war wichtig, den Vertretern des Auslands, deren Beachtung ich gefunden habe und deren Beachtung der Mühe wert war, deutlich zu machen, daß es sich bei manchem scheinbar gewaltsamen Akt in der Neuordnung darum gehandelt hat, daß zunächst einmal der Asphalt der internationalen Verkittung, der über der deutschen Freiheit und Eigenart lastete, aufgeschlagen werden mußte, um da Urland des Mutterbodens wiederzufinden und sichtbar zu machen. Aber damit hat sich nirgends eine diktatorische Annäherung diesem Mutterboden selbst gegenüber gezeigt. Es ist auch noch keinem Dichter befohlen worden, was er zu schreiben habe; daß aber die Masse der Schreibenden an das

Vaterland erinnert worden ist, war gut und notwendig.

Wir können nicht entschlossen genug gegen diejenigen Stellung nehmen, die heute mit der peinigen Ungebuld der ewigen Nörgler auf dem bloßgelegten Mutterboden nach einigen Monaten schon das Rauschen von Eichbäumen erwarten. Daß aber darüber einsichtsvolle Kritik aus guter Gesinnung etwa verboten wäre, ist völlig falsch. Ich glaube vielmehr, daß sie nicht nur erlaubt, sondern erwünscht ist.“

Das Ausland und Staatskommissar Hinkel

Der Dichter fährt dann fort, mir ein sehr aufschlußreiches Bild und Gegenbild von einer Persönlichkeit zu entwerfen, die dem Ausland, besonders Frankreich, Amerika und England, in der Einschätzung sehr viel zu schaffen gemacht hat. Es handelt sich um den Staatskommissar Hans Hinkel. Das Ausland hat sich diesen „Kommissar“ — ein Wort, in dem ursprünglich die Gefahr der Mißdeutung schlummern mag — wie einen uniformierten Gendarmerie-Feldwebel vorgestellt, starrend in Waffen, von einer SA-Truppe umgeben, der mit diktatorischer Gewalt von der Politik aus die geplagten Mäusen in die eingeschüchterten Seelen der letzten gehorsamen deutschen Dichter hineinprügelt.

Ich höre dann von der ersten persönlichen Begegnung des Dichters mit diesem Gefürchteten und vom Ausland so entschlossen verkannten Mann. Und es ersteht mir das Bild einer lebenswerten und gesammelten Persönlichkeit, deren vornehmste Wirkung die eines geruhig abwägenden, mit größter Rücksichtnahme, mit Umsicht und Takt vorgehenden Vermittlers ist. Ein Beweis für die innere Würde seiner Haltung stellt seine Willensbekundung dar, vom Vorsitz des Pen-Clubs zurückzutreten. Dieser Entschluß fand die bescheidene Begründung, daß nach seiner Meinung keine literarische Leistung dichterischer Natur ihm das dauernde Recht an einem Ehrenposten solcher Art schon heute gebe. Ein krasseres Beispiel für die Wahrheit, verglichen mit dem Zerrbild, das jenseits der Grenzen entstanden ist, läßt sich wirklich nicht leicht finden.

Daß aber andererseits die Wahrheit über Deutschland beginnt, sich gewaltig jenseits der Grenzen Bahn zu brechen, erweist die Äußerung Lord Rothermeres in einem Aufsatz der „Daily Mail“, der sich mit der sachsischen Bewegung in England und ihrem Führer Sir Oswald Mosley befaßt. Dieser Aufsatz schließt mit den Worten: „Hunderttausende von Engländern warten ungeduldig darauf, daß auch ihr Vaterland von dem nationalen Stolz durchdrungen werde, der Deutschland umgewandelt hat.“

Hellmut Schlien

Waldemar Bonsels Leben und Werk

»Meine Probleme liegen woanders«, sagte Waldemar Bonsels (geboren 1880 in Ahrensburg, gestorben 1952 in Ambach), wenn man ihn auf den Erfolg der »Biene Maja« ansprach. Er nahm diesen Erfolg als gütigen Zufall, der später nur allzu oft dem Verständnis der ihm wichtigeren Bücher im Wege stand, in denen er sich mit Fragen auseinandersetzte, deren individuelle Lösung er als dichterischen Auftrag zehnbändige (WA) bietet der tion der »Bienelegenheit zur ihres einseitig diengerecht Bildes, viel-Möglichkeit zu rum in den zehnten unse-derts nicht nur ja« ein Bestsel-was vor Bon-bensjahr ent-mit der Litera-sionismus, der literarischen die Jahrhun-Vergessenheit. noch heute lesenden beiden wichtig-skandalumwit-



*Ungarisches Tor vor dem Bonsels-Haus
in Ambach am Starnberger See*

»Blut« und »Ave vita« sind in Bd. 1 der WA abgedruckt) dokumentieren die zur Zeit ihrer Entstehung (1904–08) brennenden Probleme einer sich von Kirche und staatlicher Überwachung befreienden Erotik. Die frei erzogene junge Generation von heute steht diesen »mittelalterlich« anmutenden Problemen ziemlich verständnislos gegenüber. Sie vergißt leicht, daß das Mittelalter auch heute noch in verborgenen Schlupfwinkeln versteckt ist und manchmal erschreckend ans Tageslicht kommt. Höhepunkt dieses auch für den pietistisch erzogenen Autor lebenswichtigen Loslösungsprozesses war das Versepos »Don Juan« (Neuaus-

betrachtete. Die Werkausgabe Fernsehgenera-Maja«-Fans Ge-Nachprüfung fixierten, me-angereicherten leicht auch die begreifen, wa-ersten Jahr-res Jahrhun-die »Biene Ma-ler war. Alles sels' 30. Le-stand, versank tur des Expres-beherrschenden Strömung um dertwende, in Die frühen, spannend zu Novellen (die sten, damals tertten Beispiele



gabe in »Ambacher Schriften« Bd. 3), das nach der durch Zensur und Prozeß verbotenen Novelle »Kyrie eleison« – in der literarischen Welt ernsthafte Beachtung fand. Die Handlungen der frühen Novellen spielen alle in der schleswig-holsteinischen Heide- und Meerlandschaft, dem Lebensraum in dem der junge Dichter aufgewachsen war, den er aber schon mit 17 Jahren verließ, um selbständig seinen weiteren Weg zu suchen. Die Naturbilder, die als Hintergrund dem Geschehen Atmosphäre geben, lassen schon den späteren virtuosen Naturschilderer ahnen. Stil und Thematik sind noch vom Vokabular zwischen Expressionismus und Jugendstil geprägt.



Die Familie Bonsels

Schon bald wird erkennbar, daß der junge Schriftsteller Ideen und Eindrücke lange reifen ließ, bevor sie seinem kritischen Urteil standhielten. Autobiographische Hintergründe werden durch die Fantasie umgeschmolzen, bis sie sich in einer »höheren Wirklichkeit« aufheben. Die Erfahrung des Ersten Weltkriegs wurde auch ihm zur Weggänge, das neue Jahrhundert stellte

härtere Forderungen. Die Werke, die sich um das Jahrzehnt zwischen 1920–30 als Bestseller durchsetzten (»Indienfahrt« – »Notizen eines Vagabunden« – »Mario, ein Leben im Walde«, Bde. 3–5 der WA) verarbeiten die inneren und äußeren Erlebnisse des Autors in gewandelter, distanzierter Sicht. In »Indienfahrt« (1917 veröffentlicht), einer aus dem Indien-Erlebnis 1903/04 fantasievoll umgestalteten Rückerinnerung, stoßen die Welten des christlichen Abendlandes und des buddhistisch-hinduistischen Ostens aufeinander. Es ist kein einfacher Reisebericht auch kein Abenteuerbuch, wenn auch der oft hintergründige Humor den Anschein einer zwar kritischen aber noch unangefochtenen Beschaulichkeit erweckt. Gegensätzliche Geisteshaltungen und Nationalgefühle prallen unverhüllt aufeinander. Was Bonsels für den fernen Osten voraussah, hat längst auf den Westen übergegriffen.

Die »Notizen eines Vagabunden« (»Menschenwege« 1915/16, »Eros und die Evangelien« 1918–20, »Narren und Helden« 1922/23 – WA 4) stellen eine vielgestaltige, dichterisch aufgegliederte Anthropologie dar. Die Gestalten sind nicht wirklichkeitsfremde Erfindungen sondern spiegeln Erfahrungen und Begegnungen der Wanderjahre wider. Es ist keine heile Welt, die uns hier entgegentritt. Gut und Böse sind als



menschliche Wirklichkeiten, als »Beschaffenheit hingenommen, die sowohl geistige Höhen bis zu transzendenten Fragen als auch seelische Tiefen bis in die Abgründe des Verbrechens einschließen. Der Mensch als geist- und triebbestimmtes Wesen wird in seiner Zwiespältigkeit, seinem Eingespanntsein zwischen »Himmel und Erde« aufgedeckt, ohne Versuch einer spekulativen Rechtfertigung. Die Naturwelt ist in der »Mario« (5). Das Heranwachsen schirmten Bereich des stisch in der Naturbederung, märchenhaft Ursprünglichkeit des nächste Lebensstation blem der Jugendnovel-Konflikt zwischen bürgerlich-verbogener in die noch fast unbeaufkeimens. Seine ren stellt ihn mitten in zung zwischen Techmenschlicher Dummungslosigkeit. Hier drohenden Probleme Technik und Gewalt in natürlichem Gleicherneuernde Natur. große betrügerische Lebensversicherungsgesellschaft unserer Tage. Wir sind alle bei ihr versichert« sagt Tukeloon, der einstige Hollywoodstar, in dem Amerikabuch »Der Reiter in der Wüste« (WA 6). Hineingezogen in diesen Kampf von Sex, Gewalt und Technik geht Mario zugrunde – eine aktuelle Zukunftsvision?

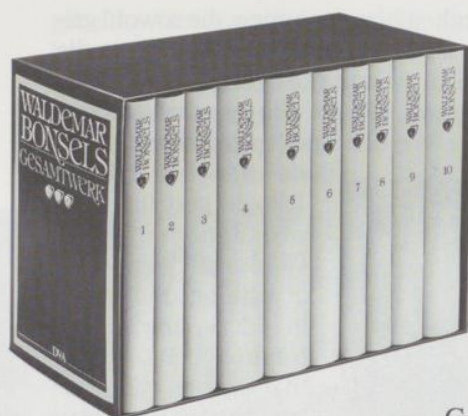
Das Schaffen der Spätzeit zwischen 1935–45 galt dem Christus-Roman »Dositos« (WA 10). Noch einmal versucht Bonsels (wie in der Gestalt der Asja in den »Notizen«) die christliche Botschaft, die scheinbar das Abendland prägte, aber im Netz der bewußten und unbewußten Fälschungen scheiterte, auf ihren ursprünglichen Sinn zu bringen. In einer Vision des »neuen Menschen«, gespiegelt im Verständnis oder Unverständnis der mitverantwortlichen Handlungsträger, wird der Mensch als



als irdische Lebens-Trilogie gestaltet (WA eines Jungen im abge-Waldes erscheint reali-obachtung und -schil-in der ungestörten Naturerlebens. Die Marios greift ein Pro-len wieder auf: den naturgewachsener und Erotik, jetzt projiziert wußte Sphäre zarten Heimkehr nach 10 Jah-die Auseinanderset-nik, Kommerz und heit und Verantwort-tauchen die lebensbe-unserer Tage auf: verschlingen die einst gewicht stetig sich »Die Technik ist die



Reprint der Ausgabe von 1920 (Engelhorn Verlag, Stuttgart)



10bändige Werkausgabe, gebunden mit
Schutzumschlag in Schmuckkassette
Deutsche Verlags-Anstalt

Geisteswesen beschworen, dessen
Geheimnis nicht zu ergründen ist,
der – auch er – letztlich scheitert
und nur seine Botschaft als Auftrag
und Aufgabe zurückläßt.

Neben den Hauptwerken stehen
die mannigfachen Nebenwerke als
Ausweitung und Bestätigung der
immer neu zur dichterischen

Gestaltung drängenden Fragen und Fanta-
sien. Die erotische Welt der Jugendnovellen findet

einen Nachzügler in der (1926 geschriebenen) »Nachtwache«

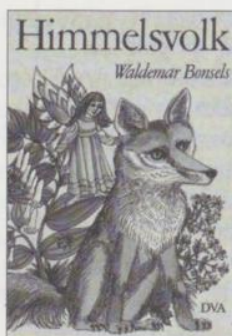
(WA 6). Der Welterfolg der »Biene Maja« führt zu der unmittelbaren
Fortsetzung »Himmelsvolk« (WA 2). Die »Notizen« werden ergänzt durch die
»Begegnungen« (WA 6), die späte »Reise um das Herz« (1938, WA 9) und den aus
deren Jelly-Erzählung weitergesponnenen Krimi »Mortimer« (WA 9). Eine spä-
tere Parallele zur »Indienfahrt« ist das Amerikabuch »Der Reiter in der Wüste«
(ein Ergebnis der Amerikareise 1934/35, WA 8). Dem »Dositos«-Roman voran-
gegangen sind die als Vortrag gehaltenen »Christus-Betrachtungen« (WA 10).

Einen Rückgriff auf die Jugend bringen die fantasievollen aufgehöhten »Tage der
Kindheit« (WA 7). Neben den, wie Bonsels sagte, »mehr oder weniger alle unter
die Kategorie von Märchen« einzureihenden Werken stehen die in »klingende
Schale« (WA 7) zusammengefaßten echten Märchen.

Was sonst noch im weitgespannten Gedanken- und Erlebnisbereich des Dichters
nach Formung verlangte, äußert sich in den Gedichten (WA 8) und in der letzten
Aphorismensammlung »Runen und Wahrzeichen« (WA 10). (Lini Hübsch-Pfleger)



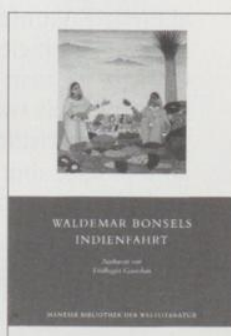
Die Biene Maja
172 Seiten mit
44 farbigen Abbildungen
Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart



Himmelsvolk
204 Seiten mit 28 farbi-
gen Illustrationen
Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart



Der Grieche Dositos
Roman aus der Zeit
Christi, 251 Seiten
Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart



Indienfahrt
333 Seiten
Manesse Verlag Zürich/
Stuttgart

Waldemar Bonsels' Weltanschauung.

Von Pfarrer Graßhoff, Nauen.

Bonsels' Weltanschauung ist eine Antithese zum Rationalismus. Dies ist der Schlüssel zum psychologischen Verständnis seiner Werke. In der Konsequenz, mit der er die Antithese durchführt, liegt seine Größe und seine Schranke.

Die ganze Geistesepoche der letzten drei Jahrhunderte trägt ein vorwiegend rationalistisches Gepräge. Sie ist insofern eine einheitliche, als sie den Menschen mit einem ungeheueren Maß von Aktivität ausstattet. Der Rationalismus ist eine aktive Weltanschauung, nicht nur weil er zum Moralismus führt, sondern vor allem in theoretischer Beziehung. Nach seiner Meinung besitzt der menschliche Geist schöpferische Kraft und gestaltet von sich aus die Welt. Die auf den Thron gehobene Vernunft reiht das Weltall an sich, dergestalt daß die Welt schließlich sogar nur als ein Produkt des menschlichen Geistes angesehen werden konnte. Die Welt wird immer kleiner, der Mensch immer größer, und die letzte Folgerung dieser Weltanschauung ist in theoretischer Hinsicht der Solipsismus. Praktisch aber wird das Handeln des Rationalisten durch den Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit bestimmt.¹⁾

Bonsels dagegen ist eine rezeptive Natur, die zur Hingabe an eine höhere Macht drängt. Daß es kosmische Mächte gibt, die größer sind als der Mensch, ist für ihn selbstverständlich. Ja, der Schwerpunkt der Welt ruht in ihnen. Und der Mensch soll nur wie ein Weg sein, auf dem die größere Macht einerschreitet, wie ein Kanal, von einer höheren Kraft durchströmt. Daher Bonsels' Abneigung gegen alles, was der Mensch autonom, von sich aus, tut. „Mit allem, was du tust, entheiligst du, was mit dir geschehen soll.“ Alles zweckmäßige Handeln, das einer menschlichen Absicht entspringen ist, widerstrebt ihm. „Ein Mensch ist gut, wenn edle Kräfte, ihm gegeben, absichtslos und ohne Zwecke in ihm und durch ihn wirken, niemals aber allein schon deshalb, weil er sich auf sie einstellt, um sie zu erreichen.“ Das klingt wie ein Widerspruch gegen Kant. Bonsels kennt nur eine Art menschlichen

¹⁾ Vergl. meinen Aufsatz „Waldemar Bonsels und Friedrich Nietzsche“ in der apologetischen Zeitschrift „Wort und Tat“ 1927. Heft 7.

Handeln: „Ich tue, was ich bin.“ Der Bonsels'sche Mensch beabsichtigt nichts, sondern er wirkt, er strahlt aus. Am deutlichsten offenbart sich dieser Zug seines Wesens in der Gegenüberstellung des geisterfüllten Schulmeisters Gregor und seines rationalistischen Kollegen.¹⁾

Fragen wir nun, welche Kräfte der Mensch in sein Inneres einströmen lassen soll, so würde Bonsels antworten: Nimm das auf, was deinem Wesen entspricht! So hat er es selber in seinem Leben gehalten. Sein Entwicklungsgang ist, ähnlich dem Friedrich Nieb'sches, nur von innen heraus bestimmt. Mag dieser Lebensweg äußere Nachteile mit sich bringen, er nimmt sie in Kauf. Er ist überzeugt, „daß wir im Grunde nichts aufzunehmen vermögen, was wir nicht zu werden bestimmt sind“. „Niemand kann etwas werden, was er nicht ist.“ Der Rationalist dagegen glaubt durch Denken und Logik den Mitmenschen beeinflussen zu können, und der rationalistische Pädagoge überschätzt das Maß seines Einflusses. Weiter fordert Bonsels, daß wir das, was unserem Wesen entspricht, nun aber ganz aufnehmen. Sei warm oder kalt, aber nicht lau! Er hat „einen nie ruhenden Haß gegen die Halbheit und Unechtheit“.

Das Wesen der Kraft, die wir aufzunehmen bestimmt sind, ist ein zweifaches. Entsprechend der Wesensart der Menschen, die bald himmelwärts bald erdwärts gerichtet sind, gibt es zwei kosmische Mächte: Gottesgeist und Erdgeist. Betrachten wir zunächst, was Bonsels uns über den Gottesgeist zu sagen hat. — In die eine Gruppe der Menschen strömt der Geist Gottes ein. In ihnen wird die ewige Liebe die treibende Lebenskraft. Damit stehen wir mitten im Neuen Testament: Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Die Aufgabe des Menschen besteht nur darin, daß er das ewige Licht, das in seine Seele hineinfällt, ausstrahlt. In der Gestalt der Asja und des Gregor hat Bonsels diese Idee am vollendetsten dargestellt. Von hier aus ergibt sich in Verbindung mit dem oben Gesagten der Gedanke der Prädestination.

Damit hat Bonsels die eine Seite des Christentums folgerichtig entwickelt. Aber nur die eine! Den heiligen Gott, der mit seinem „du sollst“ uns entgegentritt und dadurch uns richtet, kennt er nicht. Dieser heilige Gott aber ist nicht etwa auf das Alte Testament beschränkt, sondern er ist und bleibt ein unentbehrliches Bestandteil des Christentums. Denn der Gott der Liebe, der auf uns wirkt und als Geist uns durchströmt, ist nur für den erreichbar, der den richtenden Ernst des heiligen Gottes im Gewissen erfahren hat. Asja aber kennt kein „du sollst lieben“, sondern nur ein „du wirst lieben“. Sie sagt von sich selber: „Ich spreche, wie ein Baum blüht, aber nicht, damit jemand Nutzen davon habe.“ Und in ihrer Liebe verhält sie sich genau so. „Die Menschen haben die Folge der Liebe zu ihrem Zweck gemacht, und haben die Liebe dadurch entheiligt.“ Sie erblickt in der Liebe

¹⁾ „Narren und Helden“.

einen Ausdruck ihres Wesens, nicht aber eine sittliche Forderung. Hier liegt in Bonsels Weltanschauung die große Einseitigkeit. — Und doch müssen wir, um ihm ganz gerecht zu werden, folgendes im Auge behalten: Er zeigt uns an Asja und Gregor, wie das Christentum in den Erwählten sich darstellt. Immer wieder beschäftigt ihn die Frage: Was wird aus den Nicht-Erwählten? Daß er den Wert der sittlichen Forderung nicht schlechthin verneint, hat Adler¹⁾ mit Recht hervorgehoben. Dies erhellt aus seiner Unterredung mit der Frau des rationalistischen Lehrers. Er fragt verächtlich: „Wieviel ist eine Pflicht wert, die nicht Freiheit bedeutet?“ (d. i. ein Handeln, das nicht dem eigenen Wesen entspringt). Und er erhält zur Antwort: „Eine Pflicht, die nicht Freiheit bedeutet, kann viel wert sein, einmal werden Sie es auch wissen.“ Bonsels verachtet die sittliche Forderung nicht, aber im Leben der Erwählten spielt sie nach seiner Meinung keine Rolle.

Was nun den Erdgeist betrifft, so hat Bonsels diesen in Raja und Els, besonders in Jannot verkörpert. Jannot ist auch einer von den ausstrahlenden Menschen. Aber von ihm geht nicht Liebe aus sondern Kraft. Er ist der Eros mit der Fadel in seiner elementaren Fruchtbarkeit und Größe (Adler), erdverwachsen und aus ihr seine Kraft schöpfend. Auch hier bewundert Bonsels; denn auch Jannot ist vollkommen in seiner Art, er tut nur das, was er ist, und lebt nur aus dem Grunde seines Wesens. Wir verstehen, warum Bonsels mit Jannot sympathisiert: Jannot ist auf seine Art auch ein Antipode des Rationalismus; nicht isoliert, sondern erdgebunden; nicht zweckmäßig handelnd, sondern von einer größeren Macht getrieben; nicht intellektuell-vernünftig, sondern erdhast. In der Beurteilung dieser Gestalt weicht Bonsels von dem Christentum ab. Er sieht in der Erde einen Selbstzweck, während nach den Grundsätzen des Evangeliums das Irdische nur insofern Wert erhält, als es den Zielen des ewigen Geistes sich unterordnet und in den Dienst Gottes tritt.

Aber Asja und Jannot sind Grenzfälle. Da die Mehrzahl der Menschen ihrem Wesen nach zweipolig ist wie der Dichter selber, so erhebt sich die Frage nach der Vereinigung von Erdgeist und Gottesgeist: wir stehen vor dem Eros-Evangelien-Problem. — Bonsels hat diese Frage ursprünglich in pantheistischem Sinne beantwortet. Er hat eine Synthese von Eros und den Evangelien hergestellt durch einen alles umspannenden Gottesbegriff, dergestalt daß Gott sich nicht nur in der geistigen Liebe, sondern auch im Blut offenbart. Schreiner²⁾ hat mit Recht darauf hingewiesen, daß Bonsels mit Rud-Lamberty sich hier berührt, und hat dargelegt, daß Bonsels' Weltbild die entscheidenden Kennzeichen einer mystischen Religiosität aufweist. — Seine Weltanschauung ist vorwiegend ästhetisch orientiert, und ihr geistiges Element erschöpft sich im Begriff der Schönheit. Bonsels zeigt in diesem Punkt eine gewisse Verwandtschaft mit Schiller. Auch er wollte

¹⁾ Adler, Waldemar Bonsels, sein Weltbild und seine Gestalten. Frankfurt 1925.

²⁾ Schreiner, Das Geheimnis des dunklen Tores. Schwerin 1925.

die Kluft zwischen Natur und Geist durch die Schönheit überbrücken, und es ist verständlich, daß Bonsels durch Schillers Werke besonders gefesselt wurde. — Aus alle dem ergibt sich, daß sein Gottesbegriff immanent sein muß. Die Liebe ist Gott. Und „die Liebe ist nicht ohne deine Liebestraft, erst du und alle sind sie“.

Bonsels läßt uns die Allgegenwart Gottes mit großer Eindringlichkeit empfinden, darin beruht der Wert seiner Dichtungen. Aber seine Weltanschauung wird, wie alle Mystik, dem sittlichen Problem nicht gerecht. Schreiner (a. a. O.) hat diesen Mangel aufgedeckt. — Eines jedoch hat Schreiner übersehen: Der ästhetisch-mystische Pantheismus ist nur eine Periode in Bonsels' Leben. Das hat der Dichter am Schluß seines Buches „Eros und die Evangelien“¹⁾ klar ausgesprochen. An dieser Stelle, deren Bedeutung für Bonsels Werdegang bisher nicht recht gewürdigt zu sein scheint, führt er ungefähr folgendes aus: Zwischen den Tagen jener Erlebnisse und der Gegenwart, in welcher er sie niederschreibt, liegt eine lange Reihe von Jahren. Damals habe er dem törichtten Kinde geglichen, das ruhelos wandert, um den Ort zu finden, wo die Kuppel des Himmels und der Erde sich berührt. Aber seine damalige Weltanschauung sei eine von den Blüten gewesen, die dahinsinken, ohne Frucht zu tragen. Inzwischen sei er an den Scheideweg gekommen, wo das Vergängliche und das Unvergängliche sich wie Erde und Himmel vor den Augen unserer Seele öffnen. Das ist die Stunde des Abschieds von der Mutter Erde, um zum Vater, d. i. zum Geist, empor zu finden. Und heute weiß er, „daß in der Scheidung von Himmel und Erde der Trost liegt und nicht in der Mischung“. Auch sieht er die Schönheit der Welt nun mit anderen Augen an; sie ist ihm nur noch ein Gleichnis der Wahrheit, nicht mehr die Wahrheit selber. „Aber je weniger die hohe Forderung (d. i. das geistige Element) sich im Vergänglichen bewähren kann — ach sankt doch diese Wahrheit in alle Herzen! — um so mächtiger blüht ihr Glanz über der Welt auf.“ — Das ist eine deutliche Absage an den Pantheismus. Das Irdische wird hier als das Vergängliche bezeichnet, und damit müßte nun konsequenterweise der Gottesbegriff auf die Seite des Geistes beschränkt werden.

Unüberbrückbar klafft jetzt die Kluft zwischen Himmel und Erde. Die alte Lösung des Problems ist verworfen. Es bleibt also dabei, daß Bonsels uns nur die beiden Koordinaten unseres Wesens zeigt. Und zwar beschreibt er jede der beiden, voneinander getrennt, in ihrer höchsten Potenz. Die Frage nach ihrer Vereinigung kann und will er nicht lösen. Er will nur die Richtung zeigen, in der der Mensch der Zukunft zu suchen ist. „Ich erblickte, schon halb im Traum,“ so schreibt er einmal, „eine Wiege, die unter einem hellen Stern schaukelte, als schwebte sie. Sie bewegte sich langsam zur Melodie eines qualvollen und süßen Liedes von Pol zu Pol der Welt

¹⁾ Seite 195 ff.

unserer Tage. Die Pole waren hier Eros, dort die Evangelien, und ich ahnte in der unaussprechbaren Zuversicht, die eine Vision vermitteln kann, daß einst, wenn sie zur Ruhe kommen würde, ein neuer Gott ihr entsteigen sollte, mit den heiteren Zügen eines klugen und guten Menschen.“ Früher hat er versucht, die schwingende Wiege künstlich zur Ruhe zu bringen und durch den Pantheismus die Spannung der beiden Pole aufzuheben. Davon hat er nun Abstand genommen. Auch von einer Lösung in dem Sinne, daß wir auf einen der beiden Pole zu Gunsten des anderen verzichten, will er nichts wissen. Bonsels fühlt in seiner Brust den Erdgeist wie den Gottesgeist; und weil beide Kräfte seinem inneren Wesen entsprechen, will er keine von beiden der anderen zum Opfer bringen. Er will den Himmel ganz und die Erde ganz. Dennoch sind bedeutsame Anzeichen dafür vorhanden, daß das Leben dieses Mannes letzten Endes doch auf den Geist gerichtet ist. Seine Begegnung mit der Dirne Raja hat ihn schließlich dem Geist doch näher gebracht und ihm das Verständnis erschlossen für das Wort der Asja: „Der Wandel der Natur hat keine Kraft, über seine Kreise emporzuheben, allein der Geist.“ Und das Resultat seines Verkehrs mit Raja faßt er in die Worte: „Da fühlte ich mit Zittern und tiefer Furcht, daß ich dieser Welt niemals anders Herr zu werden vermöchte, als indem ich sie ganz erlitt.“ Dieser Welt Herr zu werden, ist also doch sein letztes Ziel. In der Tat ist Raja nur eine Episode in seinem Leben, Asja ist mehr. Denn nachdem er Rajas Wege gegangen, begegnet ihm wiederum der Geist der toten Asja. — Demnach hat es den Anschein, als ob Bonsels die Erde nur darum will, weil sie ihn stets von neuem höher in den Himmel hinauftreibt.

Es bleibt abzuwarten, ob die auf den Geist zielende Tendenz in dem Wesen des Dichters sich stärker entfaltet. Jedenfalls werden wir der weiteren Entwicklung dieses beachtenswerten Künstlers und Denkers mit Aufmerksamkeit folgen.

W. Bonsels und F. Nietzsche.

Von Pfarrer Graßhoff-Nauen.

Das Weltbild, das bei der Lektüre der Bonsels'schen Werke vor unserem geistigen Auge steht, ist ein mannigfaltiges. Aber es läßt sich von einem Punkt aus begreifen. Wie verschiedenartig die Gestalten auch sind, die dieser Dichter uns zeichnet, sie haben doch alle eine Richtung: sie sind ein Protest gegen den Rationalismus.

Der Rationalismus — im weiteren Sinne des Wortes — ist nicht eine auf das 17. und 18. Jahrhundert beschränkte Weltanschauung. Er ist durch Kant nicht beseitigt oder aufgehoben worden, sondern die Linie dieser mit der Aufklärung anhebenden Bewegung trifft sich in der Person Kant's zwar mit anderen Linien, geht aber — geschichtlich betrachtet — durch ihn hindurch und hat erst in der Gegenwart ihre Vollendung gefunden. In den Kapiteln der „Geburt der Tragödie“, in denen Nietzsche von dem „theoretischen Menschen“ spricht, hat er das Wesentliche dieser Bewegung treffend gekennzeichnet. Damals erst ist es gewesen, daß einer das im Schoß der theoretischen Kultur schlummernde Unheil in seinem ganzen Umfang durchschaute. Damit hat eine

*) Eine Literaturübersicht siehe unter „Rundschau“.

gewaltige Epoche der abendländischen Geistesgeschichte ihr Ende gefunden. Nietzsches Seele streckt sich einem ganz anderen, völlig neuen Ziel entgegen. Cartesius strebt in die Tageshelle klarer Bewußtheit hinein, Nietzsche strebt aus ihr heraus. „Alles wissen wollen“ ist in seinen Augen ein falsch gestecktes Lebensziel, ein „Jünglings-Wahnsinn“. So schreibt er im letzten Jahr seiner Wirksamkeit und nimmt so die Grundgedanken seines Erstlingswerkes, der „Geburt der Tragödie“, wieder auf. Das ist ein Wendepunkt in der Geschichte der abendländischen Seele. Die rationalistische Periode ist — grundsätzlich wenigstens — beendet. Der Trieb nach Erkenntnis ist im Absterben begriffen, ein neues Sehnen ist in der Seele erwacht, die Sehnsucht nach Kraft.

Der so verstandene Rationalismus wird durch drei Eigenschaften gekennzeichnet; er hat drei Erscheinungen gezeitigt, die anfangs als edle Früchte unserer Kultur angesehen wurden, bis wir in ihnen das Unheil erkannten. Nietzsche hat dieser Erkenntnis zum Durchbruch verholfen. Das ist sein bleibendes Verdienst. Und wenn wir versuchen, Waldemar Bonsels einen Platz in der Geistesgeschichte zu geben, so müssen wir ihn dieser antirationalistischen Bewegung einordnen, die in der Person Nietzsches ihren Ausgangspunkt hat. Das mögen die folgenden Zeilen näher beleuchten.

1. Der Rationalismus ist seinem Wesen nach demokratisch. Wenn in allen Menschen die gleiche Vernunft lebendig ist, wenn man sich immer wieder auf den „allgemeinen“ Menschenverstand beruft, wenn der Rationalist dauernd das Allgemeine im Auge hat, so muß das dahin führen, daß die Besonderheiten des Individuums keiner Wertschätzung sich erfreuen, vielleicht sogar absichtlich unterdrückt werden. Diese Weltanschauung wirkt eben nivellierend und duldet keine Verletzung der Schablone. Sie ist dadurch bestechend, daß sie die Zusammengehörigkeit der Menschen betont und sich rühmt, einen jeden zur wahren Menschenwürde emporzuheben.

Nietzsche erkannte, daß durch solche Weltanschauung Werte zerstört und Kräfte gelähmt werden. Er fordert demgegenüber: Entwickle deine Besonderheiten! Sie sind vielleicht dein Bestes. „Folge nicht mir nach, sondern dir! Werde fort und fort der, der du bist, der Lehrer und Bildner deiner selbst.“

Bonsels geht den gleichen Weg. Die nicht den Mut haben zum eignen Wesen, verzachtet er. Was dem eignen Wesen widerspricht, abstoßen! Keine Zugeständnisse machen! Echt sein! Der Rationalismus führt, weil er für alle Menschen nur eine Schablone hat, zu Täuschung und Unrecht. Bonsels ist mit Nietzsche darin einig, daß er die Menschen nicht nach dem Maße ihrer Vernunft, sondern nach dem Maße ihrer Kraft bewertet. Wo Kraft sich zeigt, da bewundert er. Auch dies widerspricht dem demokratischen Prinzip des Rationalismus, weil Kraft sich nur durch Gegensatz entfaltet. Und eben diesen aus der Welt zu schaffen, ist das heiße Bemühen des Rationalismus. Kraft ist stets etwas Besonderes, und nur da tritt sie zu Tage, wo sie einen Gegner überragt. Aber der Rationalismus liebt die Besonderheiten nicht.

2. Sein zweites Merkmal ist ein flacher Optimismus. Der Mensch ist gut, so lehrt der Rationalismus. Er kann, wenn er will. Er ist belehrbar, er hat ja Vernunft, er bedarf nur der Aufklärung. Und je mehr diese voranschreitet, um so mehr wird der Zustand der Welt sich bessern. Hier eröffnet sich der Ausblick in eine glückliche Zukunft. — Auch diese Linie geht durch Kant hindurch, auch er träumt vom ewigen Frieden. Aber erst die Gegenwart hat solchen Optimismus in voller Blüte gesehen.

Wieder ist es Nietzsche gewesen, der die Gefahren dieser Illusion voll erkannte. Er sah, daß sie im sozialen Leben zu furchtbaren Erschütterungen führen mußte. Darum zerreißt er dieses Trugbild mit rücksichtsloser Hand und schildert das Leben so, wie es ist, mit all seinen Härten. Das Leben ist und bleibt Kampf. Aber dennoch, oder gerade darum liebt er es. So stellt er dem rationalistischen Optimismus

seinen Heroismus (nicht Pessimismus!) gegenüber. Das tragische Element des Lebens kommt wieder zu seinem Recht, das Schicksalhafte tritt wieder hervor.

Bonsels geht noch einen Schritt weiter. Gegenüber der optimistischen Auffassung von der menschlichen Willensfreiheit, wie sie im Rationalismus sich zeigt, vertritt er die biblische Wahrheit der Erwählung. Und in der Person Scholanders stellt er uns die Tragik der Nur-Berufenen vor Augen.

3. Das wichtigste Merkmal des Rationalismus besteht jedoch darin, daß er den Menschen zur Mündigkeit, zur Selbständigkeit führt. Er bedeutet eine Lösung vom Autoritätsglauben. Das schien zunächst wieder eine große Errungenschaft zu sein. Aber es blieb nicht dabei, daß der Mensch zu den letzten Weltmächten eine nur kritische Stellung einnahm, sondern die weitere Entwicklung brachte es mit sich, daß er sich von dem Mutterboden löste, auf dem er gewachsen war. Nun schien er vollends zum Herren der Welt geworden zu sein. Aber es dauerte nicht lange, und wir sahen, daß das, worauf wir am meisten stolz waren, eine tiefe Not in sich trug. Die Herrscherstellung, die der theoretische Mensch sich annahm, beruht auf einer totalen Isolation und führt zur vollkommenen Einsamkeit. Nietzsche's „Zarathustra“ ist der furchtbare Schrei eines absolut Einsamen, eines Menschen, der sich von den Lebensquellen losgerissen fühlt. — Die Wahnsinnenacht setzte der weiteren Entwicklung des Mannes, der sich oft gewandelt hatte, ein vorzeitiges Ziel. Daß der Zustand der völligen Isolation eine Sackgasse war, ist nur zu deutlich. Der Weg konnte nur in der Richtung weiterführen, die Waldemar Bonsels gegangen ist.

Wir müssen aus der Verklapselung, in die der Rationalismus uns hineinführte, erlöst werden, das ist Bonsels' Grundgedanke. Und zwar ist die Einsamkeit des theoretischen Menschen eine doppelte: er ist losgelöst von Gott und von der Erde. Es kommt darauf an, daß wir nach unten und nach oben wieder Anschluß gewinnen, damit Lebenskräfte, der Erdgeist wie der Gottesgeist, uns durchströmen. Bonsels fühlt den Erdstrom, der durch ihn, wie durch jedes Lebewesen der Natur hindurchgeht. Das ist die erdhaftere Seite der Bonsels'schen Kunst. Hierher gehören sowohl seine Naturschilderungen wie auch die erotischen Erzählungen. Daneben ist auch die Kraft der ewigen Liebe in ihm mächtig geworden. „Asja“ wie „Kaja“, „Jannot“ wie „Gregor“ sind Teile seines Wesens. An dieser Stelle erhebt sich nun das Eros-Evangelien-Problem, die uralte Frage, wie der Mensch die Kraft des Himmels und die der Erde zu einer Einheit in seiner Person führt. In der Art und Weise, wie Bonsels diese Frage zu lösen sucht, können wir ihm nicht folgen. Er beschreitet Wege, die von den Grundsätzen christlicher Ethik abweichen. Aber die Gesamttendenz seines Weltbildes ist doch bedeutsam. Er strebt aus der atheistischen Isolation heraus. Und während dem theoretischen Menschen die Welt im Kausalmechanismus erstarrt, eben weil sie von den Urgründen losgelöst ist, wird sie für Bonsels wieder lebendig; das Leben gewinnt wieder Tiefe und neue Möglichkeiten.

In einer autobiographischen Skizze gibt Bonsels an, er habe Dostojewski, die Evangelien und Schiller mit besonderem Eifer gelesen. Nietzsche erwähnt er nicht. Mag er Nietzsche's Werke nicht studiert haben, er gehört doch mit ihm zusammen. Nicht mit dem Verkünder des Uebermenschen und der ewigen Wiederkunft, nicht mit dem positiven Nietzsche — der ist der Vergangenheit verfallen —, sondern mit dem Kulturkritiker, mit dem bleibenden Nietzsche kämpft er in einer Front, nämlich in der Reihe der Antirationalisten. Und in gewissem Sinn hat Waldemar Bonsels Nietzsche's Werk vollendet. *)

*) Zur Kritik Bonsels' vergl. H. Schreiner: Geheimnis des dunklen Lores. 2. Aufl. Schwesrin, 1925.

Waldemar Bonsels – En populär tysk författare.

När en tysk skriftställare redan vid förhållandevis unga år slagit igenom är detta faktum snarast ägnat att stämna den allvarlige betraktaren tveksam i fråga om hans talang. Vår egen historia lär oss ju, att verkligt betydande diktare mycket långsamt, ofta först efter sin död, uppnå erkännande, medan den snabba succén varit förbehållen den, vars begåvning icke höjt sig över medelmåttan. Detta innebär ingen dom över den läsande allmänheten i Tyskland, ty jag tänker det står icke bättre till i andra land. Det gäller här en allmänmänsklig lag, vilken vid närmare eftersinnande icke kan förvåna. En verkligt stor konstnärs utomordentliga egenart är på förhand dömd till ensamhet av det enkla skäl att den är utomordentlig. De stora, även om de blivit "moderna", intressera egentligen blott ett fåtal. Påståendet, att de som verkligen förstå Goethe ännu i våra da'r, efter 100 år, och sedan skolor, tidningar och forskare satt sig i besittning av hans verk, endast utgöra en ringa skara, har säkerligen sin riktighet. Till andens höjder stiger blott den som uthärdar och är skapad för den högre atmosfären.

Emellertid har det sitt särskilda behag att syssla med gouterade författare. Det ger nämligen mången gång klarhet om inte blott ganska betydande författares väsen, utan också om den publik, som ägnar dem sitt bifall. En eller annan sida hos favoriten i fråga måste dock ha något som särskilt tilltalar och tillmötesgår i stora kretsar rådande behov. Vill man söka fatta en generations andliga författning och stämning är det mindre de andliga toppgestalterna man bör studera än dem vars verk väckt starka genljud. Hos dem finner man nyckeln till det känsloliv som behärskar den stora mängden och endast i dem äger ett språkrör.

Om jag här föreställer en nutida tysk författare, som haft utomordentlig framgång, gör jag det huvudsakligen ur ovan anförda synpunkt. Jag inser faran av mitt betraktelsesätt att det icke göres honom full rättvisa, då jag här icke blott har hans böcker utan också hans läsare i sikte, men jag hoppas på detta sätt öppna en liten inblick i det nutida bildade Tysklands andliga värld.

Waldemar Bonsels är den författare, vars böcker haft en sådan strykande åtgång. Många ha utgått i hundratusentals exemplar och man kan utan överdrift säga, att han i närvarande stund är en av de populäraste, om inte den mest populära författaren i Tyskland. Fördjupar man sig i hans verk skall man knappast undgå att känna sig ganska överraskad. Man finner där egentligen ingenting som kunde förklara böckernas stora frekvens. De äro i vanlig mening spännande, de verka inte med billiga effekter, äro inte heller tarvligt sentimentala och, mest att förvånas över, rakt inte moderna. Vår tid med sina tusen slags problem förekommer ingenstans. Ingenting om krig och revolution, ingenting av allt detta som gör väsen av sig.

Det mest berömda av hans arbeten är "Die Biene Maya und ihre Abenteuer", en saga i ordets bästa bemärkelse, en smula undervisande, en smula skämtsam, en smula sorgmodig, helt naiv och levande. Boken handlar om de öden ett litet bi upplever på sina utfärder bort från kupan för att lära känna världen. Den berättar om hennes möten med flugor, skalbaggar, fjärilar och andra varelser, både glada och tråkiga upplevelser fram till den dag då hon återvänder och blir sin hembygds, d. v. s. bikupans räddare, i det hon i rättan tid varskor om en bålgetings anfallsplaner. För detta sitt stordåd får hon bidrottningens vänskap och förlåtelse för sin långa bortvaro. Bokens behag ligger i de fina naturskildringarne. Det är verkligen ofta som om man kände blommornas doft, ängarnes fröjder och skogarnes djupa frid.

"Äntligen öppnade skogen sin välvårdade pelarport, och för Mayas blickar låg ett sådelsfält vitt och brett i den gyllene solen. Bland axen lyste blåklint och vallmo. Lilla Maya slog sig ner bland grenarne på en björk, som stod

vid Åkerkanten, och betraktade hånryckt det gyllene hav som i dagens stilla frid utbredd sig framför henne. Det tycktes henne oändligt stort och mjuka vågor gled fram; det var den skygga sommarvinden, som drog så kärligt för att ingenstans störa den sköna världens vila."

Skildringarne äro lika verkningfulla som enkla i sina medel. Då man tänker sig vilka skaror av ord och liknelser, vilket överflöd av symbolik och tankedjuphet de flesta moderna författare, särskilt av den expressionistiska skolan, känna sig manade att tillgripa i dylika fall, så ligger det nära till hands att kalla Bonsels framställningskörst gammaldags. Den påminner på något sätt om Eichendorff eller någon annan av den gamla romantiska skolan, men man måste också erkänna, att här någonting lyckats, som är en sällsynthet i vår tid: naturen skildras verkligt levande, och detta lyckas med de enklaste medel. Ovillkorligen blir läsaren påmind om sina lyckliga barndomstunder, då han själv fann samma genljud i sitt väsen.

Detta innerliga förhållande till naturen är ett av Bonsels starkaste drag. Han tycks ha gjort sig kvitt storstaden med dess larmande gator och tekniska triumfer och på farföräldrarnes vis återvänt till den lantliga idyllen, till skog och äng och forsande bäckar. Allt detta rör sig inom honom och behärskar hans tillvaro, därför också hans verk. Så handlar boken "Indienfahrt", som skildrar en resa genom indiska djungelområdet, långt mera om djur och växlighet än om människor, och i "Himmelsvolk" rör sig allt sammans om "blommor, djur och Gud", såsom redan undertiteln låter förstå. Även där människor och människoöden behandlas i Bonsels böcker stå fönstren öppna för himlen och naturen utanför, de äro stamma medspelare, de ofta synes människornas göranden så sammanvävda med landskapet att både personerna och naturen få sken av att stå under en och samma lag.

Denna glada och livsbejakande förkunnelse om naturens eviga krafter verkar oändligt välgörande och lugnande för de moderna storstädernas människor; den har samma förlösande inflytande som Rousseau's på en gång varnande och lookande "Retournons à la nature!", som klingade på tröskeln till den rastlösa 19:de seklet.

I denna känsla av människans enhet med naturen framträder tillika en grundläggande sida i tyskt väsen. Den levde stark i Nibelungenlied, hos Walter von der Vogelweide, hos Goethe och slutligen hos romantikerna och den har alltid levat i folkets hjärta. Även den tyska fabriksarbetaren tar gärna på lediga stunder sin tillflykt till skogen och ut i det fria, enär han blott där känner trevnad. Det är ur denna synpunkt mycket begripligt, att Bonsels böcker gjort sitt segertåg under åren efter kriget.

Men Waldemar Bonsels har också ett annat drag som tillhör den äkta tyska prägel. Det är hans längtan mot det fjärran obekanta. Han är en vandrarenatur, som oavslutligt måste färdas från trakt till trakt, följande en drift som förbjuder honom att slå rot någonstans. Två av hans böcker, "Menschenwege" och "Eros und die Evangelien", bära undertiteln "ur en vagabonds papper". Han själv sysselsätter sig ofta med denna känsla av inre rotlöshet. "Jag har för evigt kastat en avskedsblick utan avund på deras levnadsområden, som förnöjsamt och utan strid finna sig till rätta. Om jag i livet skall få en dödsfiende, så är det deras frid, om jag skall förstöra något, så skall jag förstöra deras vila, om någon strid väntar mig så är det striden mot deras gud, som beskyddar deras hus och dödar deras anda. En fruktansvärd makt skall vara på min sida, jämförlig med de himmelska härskarorna, det är ungdomen..."

Och, mitt eget folks egenart, hade han kunnat tillägga, ty vandringslusten är något som i århundraden kännetecknat det tyska folket. Det finns väl ingen litteratur som äger så många och djupt kända vandringsvisor som den tyska och ingenstans är väl den kringvandrande studenten och gesällen en mera folklig figur än i detta de otaliga småstädernas land. Det är heller inte härvidlag några nya, utan tvärtom gamla bekanta, men därför inte mindre äkta toner som Bonsels anslår.

Så betraktade torde man få säga om Bonsels böcker, att deras vidsträckta popularitet egentligen avger ett fördelaktigt vittnesbörd om det tyska folkets hjärtelag. Den tyder på ett fortgående tillfrisknande, en stillsam självbegrundning och ett oförminskat inre kallsprång av naturkrafter hos nationen.

Bonsels synes mig vara en bekräftelse på den kända sanningen, att ett folk skapar sina diktare och att det lönar sig att söka efter ett folks egenart, om man vill förstå deras diktare.

Friedrich Stieve.

Waldemar Bonsels.

Ein Grundriß seines Wesens.²⁾

Von Hans Roselieb.

Nicht der Wille zu einem Daseinsziel, sondern die Hingabe an das Dasein bildet nach diesem Dichter das Leben, denn „mit allem, was du tust, entheiligst du, was mit dir geschehen soll“. Der Vergangenheit angehören, soll aus dem tiefsten Gebete das Wort: Geheiligt werde Dein Name. Keine Tempel, keine Priester, keine Steine und keine Worte sollen mehr den Allerhöchsten heiligen, indem sie ihn streitend verehren. Sein Wille soll geschehen und unser Leben soll nichts wie sein Wille sein. Das Mittel dazu ist die Liebe. Liebe ist die Hingabe des ganzen Seins an den Gegenstand der Liebe, denn wen ich liebe, der bin ich. Durch diese Hingabe erlebt der Mensch sich selbst. Liebe ist deshalb das Erlebnis des Ichs in allen Formen. Gleichzeitig ist sie jene naturhafte, kosmische Kraft, welche die Blüte erzittern läßt vor der Ahnung möglicher Befruchtung, die den Schoß des Meeres allen Seligkeiten und Furchtbarketten des Himmelslichtes öffnet. Bewußtsein dieses Zustandes ist Abglanz des Gestirns, der die Welt will, ist das Dasein Gottes. In ihm wird Mensch und Natur eins. Hoffnungen sind die Blüten der noch schlummernden Rechte auf dieses Erlebnis und alle Erfahrungen und Erkenntnisse, die damit verwoben sind. Leid ist letzten Endes nichts wie die Angst des Kleinmuts, die gänzliche Hingabe an was es ist. Unglück, Schmach, Hohn; Schwäche oder Stärke; reine oder dunkle Leidenschaft. Sünde ist der Irrweg in die Bezirke des herrschgierigen Willens zum gesellschaftlichen Anstand und zur staatlichen und religiösen Sitte. Reue ist die Suche nach der Liebe; Gebet ist die Sammlung zur Bereitschaft; Auferstehung ist das Erwachen; Gnade die Erfüllung der Liebe, die vollkommenste Einigkeit zwischen der Hingabe des Selbst und der Aufnahme der Hingabe durch den Geliebten. In diesem wunderbaren Augenblick ist die Seele eins mit seinem Schicksal; aufs höchste gebunden, schweigt sie in der Seligkeit der Freiheit. Indem sie sich ganz hingibt, besitzt sie sich ganz in einer gleichmütigen Stille, die mehr ist als Glück, die das Schicksal selbst ist. Tausend Jahre sind wie ein Tag, und der Tod, der größte Feind gegen den Willen zur Macht des Lebens, wurde ein Freund dadurch, daß die Begier zum Leben unterging in der Lust zum Erleiden. In diesem Zustande offenbart sich die göttliche Dreieinigkeit. Gott Vater ist der vollkommene Liebes-Gehorsam. Der heilige Geist ist das Licht dieser Liebe, der Geist, der alles anzieht und durchdringt. Christus, der Sohn, aber ist der Weg der Liebe. Er hat kein anderes Ziel wie zu sein. Er ist der Welt nur ein Beispiel; er erlöst niemand durch sein Erleiden, denn Nächstenliebe ist nur Liebe zum Etwas, das wir von uns im Nächsten erkennen. Liebe ist die argloseste Ichsucht, weil sie sich am demütigsten hingibt. Die besinnlichste Verfeinerung des Geistes gehört dazu oder eine unerschütterliche Einfalt. Wegen des Ausschlusses der Erlösung Nichtberufener ist diese Weltanschauung aristokratisch; wegen der Gleichgültigkeit gegenüber den Sitten und Vorurteilen einzelner Stände ist sie das äußerste Gegenteil des Aristokratentums, ist sie Bagabundentum. Diese Religiosität besteht in den äußersten Grenzbezirken der Menschheit, wo Traum und Wirklichkeit in einander fließen.

Durch die Verschmelzung zweier Seelen zur höchsten Empfindung ihres Ichs bildet die Bonselsche Gemeinschaft eine Vereinigung, keinen Organismus, denn in einem Organismus ist der Einzelne stets und nicht nur in der Gnade ein wirkendes Glied. Die christliche Kirche stellt durch Christus den Körper dieser organischen Seelengemeinschaft dar. Nicht nur die Auserwählten, sondern alle, ob hoch ob niedrig, ob begabt, ob unbegabt finden dort außer ihrem Sein je nach ihrer Berufung auch ihre Aufgabe und dadurch ihre Erlösung. Ihre Gläubigen müssen die Religiosität Bonsels für gefährlich halten, denn diese Religiosität erlaubt alles, was nicht der eigenen Hingebung widerspricht und lähmt so den Willen zum Handeln und zur Sittlichkeit einer Gemeinschaft von Menschen. Sie predigt das Wu-wei, die Neigung, keinem Uebel zu widerstreben, deren verheerende Wirkung uns Böcklin in seinem Roman die 3 Sprünge des Wang-lun geschildert hat, und die wir auch in der russischen Räteherrschaft sowie in der Geschichte der religiösen Sekten Europas in Abarten beobachten können. Ich schätze die lautere Absicht jener, die von dieser Religion der Hingabe erfüllt sind. Ich liebe ihre reinste Gestaltung durch Bonsels in der Person der Asja. Aber ein Mensch kann die stärkste Glüte sein und dennoch auf andere durch den Reiz zur falsch verstandenen Nachahmung schlimm wirken. Der Dichter selbst ist sich dieser Tatsache bewußt, indem er seinen Glauben auf jene beschränkt, die dazu berufen sind.

Betörend ist seine Stimme, denn sie kommt aus dem Blute und vermischt die Grenzen; sie hebt mit dem Willen die Selbstbeherrschung auf und mißt alle Dinge mit den Maßen einer Hingabe, die kein Maß kennt. Aber der Dichter ist als Nachkomme durch die Vergangenheit gegangen. Seine aristokratische Berufung macht ihn zum Befürworter der Ausgeglichenheit aller Kräfte im abwiegenden Flusse von Begierde zur Erfüllung bis zum großartigen Zuge allgemeiner Rechtfertigung. Im künstlerischen Ausdruck verfährt er wie Goethe, denn er steigt vom Besonderen zum Allgemeinen. Aus einem einzelnen seelischen Vorgange

*) Nach den Werken: Menschenwege, Indiensfahrt, Eros und Die Evangelien; sämtlich verlegt bei Rütger u. Köning, Frankfurt a. M.

hebt er jene Verbindung, die sie mit dem allgemeinen Seelen- und Weltleben haben könnte. Oft steigert sich diese Bedeutung zum kosmischen Bilde. Keiner unserer modernen Dichter hat diese Form des Ausmaßes. Keiner gibt so rein die Linie des Anstandes und Taktes wieder. Dieser Dichter ist nur formstiller um Grenzenloses zu gestalten. Er ist ein Aristokrat der Form, um vagabundenhaft alles fassen zu können. Seine Gestalten sind Grenzfälle. Ihr Leib ist Reisegewand und Totenhemd zugleich. Außer ihm selber sind seine bedeutendsten Personen wohl Asja und Raja; die erste steht im dämmerigen Licht der äußersten Unvergänglichkeit zwischen Zeit und Ewigkeit, diesseits und jenseits; die zweite, Raja, flackert vergänglich und berückend hell in der versengenden Glut des Mittags. Man weiß bei ihr nicht, wer mehr Feuer ist, der Gegenstand der Verbrennung, oder die Flamme, die den Gegenstand verzehrt. Bis in die Einzelheiten eines Satzes stellt dieser Dichter die Grenzenlosigkeit der Empfindungen dar, indem er sie in traumhaften Phasen bis zur Grenze der Genauigkeit in einander riefeln läßt. Auch seine Landschaften sind Bilder der Nacht, der Dämmernis, aber einer solchen Helle, daß sie ebenfalls alle Grenzen verwischt. Indien erscheint ihm im Dschungel-Nacht, wo sich Tag und Nacht fieberhaft verschlingen.

Wegen seiner Ichsehnsucht, die sich ans All aufgibt, um sich hemmungslos zu besitzen, ist der Dichter eine äußerste Entfaltung der europäischen Persönlichkeitskultur. In der Melodie seiner Kunst verflüchtigt sich die Gegenwart im sinnlichen Rausche einer mythenhaften Verschmelzung von Vergangenheit und Zukunft, von Schicksal und Einzelwille, von Raum und Zeit, von Gott und Mensch, von Anfang und Ende. Wahr wird, was der Dichter von sich sagt: „Ich bin alles und nichts.“

Waldemar Bonsels.

Von Otto Doderer.

„Die Besten unserer Zeit sind Vagabunden... Die Besten einer Zeit sind die, deren Verlangen ihr das geistige Angesicht gibt, deren Anspruch sie weiter führt und ihr zugleich einfiel in den Augen der Menschen Dauer verleiht.“ (Teja).

Man könnte Waldemar Bonsels widersprechen und seiner Behauptung entgegensehen: „Die Besten unserer Zeit sind nicht die in Sehnsucht Dahinwandelnden, nicht die Männer der Phantasie, sondern die Handelnden, die Männer der Tat.“ Aber Bonsels meint nicht die Former, sondern die Träger der Zeit, die Drohen der morphologischen Erscheinungen, und in diesem Sinne sind freilich die Menschen, deren Prototyp Bonsels selber ist, die besseren und tüchtigeren Bauherren an einer Zukunft von Bestand. Die Hinneigung der Gegenwart zu dem östlichen Kulturkreis, zu Ostasien und Indien, ist Symptom und mehr als eine Laune der Zeit: instinktives Verlangen aus einer brüchigen Kultur zu der beständigen, uralten Herzenskultur, der vollendeten Harmonie der geistig-sittlichen, in sich ruhenden Persönlichkeit, wie sie das buddhistische und das konfuzianische Lebensideal darstellt. Unsere grazile, vertriebene Zeit ist kein harmonisches Ganzes mehr. In Kurzgeist und Kugeist zerpalten, befindet sie sich in einem Zustand, der einer gewissen Blutkrankheit vergleichbar ist, der Leukämie, in deren Verlauf die Lymphdrüsen ihren Dienst versagen und infolge Überhandnehmens der weißen Blutkörperchen Siedtum eintritt. Die frisch zuströmenden, mit Heilung besetzten Blutkörperchen in dem kranken Körper der Gegenwart — das sind die Besten unserer Zeit. Inmitten der materialistischen Gemütsleere ist eine Kunst aufgeschossen, die ihr rein intellektualistischer Ausdruck ist, lahl und nüchtern, raffiniert, kügelnd, künstelnd, filmend, eine Kunst, die nicht fühlen kann, so wie die Taubstimmten zwar Laute hervorbringen, Worte von den Lippen ablesen und ihre übrigen Sinne bis zur äußersten Empfindlichkeit ausbilden lernen, indessen nicht hören können. Aber wie in jeder Epoche sind die Marktschreier letzten Endes doch nicht die maßgeblichen Köpfe. Ihnen stehen die vollstimmlichen stämmigen Volkskünstler gegenüber, die bei den natürlichsten Daseinsformen beginnen zwischen Weg, Wiese, Wald und Bruder Mensch; und tatsächlich ist auffallend, wie häufig Vagabundennaturen darunter

sind nach Art der Nordländer Knut Hamsun und J. V. Jensen.

In seinen beiden Büchern „Indienfahrt“ und „Menschenwege“ läßt sich Bonsels am deutlichsten ins Angesicht sehen, in ein gleichsam nach innen gekehrtes, einsames Gesicht von unbeweglichem Ernst. Wie alle romantischen Seelen besaß er sich auch sonst fast ausschließlich nur mit sich selber und läßt andere in sich nur zur Geltung kommen durch ihre Beziehungen zu seiner eigenen Person. Die gewichtige, bedächtige Art, seine Gedanken in Worte zu setzen, rührt von dem nordischen Blut her, das aus der Normandie, Dänemark und Friesland in seine Adern zusammengefloßen ist und ihn den Dichtern des Reineke de Vos, dem Märchen-Andersen und dem Wandsbeter Volen stammesverwandt macht und in dem sich noch germanische Urkultur kräftig und gesund erhalten hat, die hervortritt in der bescheidenen Zurückhaltung, dem stolzen Selbstbewußtsein, der großen Ernsthaftigkeit, Einfachheit und Helläugigkeit in seinem Denken.

„Sterben ist Pflicht“, meinte er, „wie auch das Leben. Es wird ein jeder so leicht oder so schwer sterben, als seiner Natur das Leben geworden ist.“ Für Bonsels wiegt das Leben leicht, weil er so stark und rücksichtslos ist, seine Persönlichkeit dem Leben entgegenzustemmen. In seiner an eigenartigen Gedanken so wundervoll reichen „Indienfahrt“ heißt es an einer Stelle: „Ich vergaß in jener Nacht, daß die Erde bewohnt ist, und ich begriß, daß wir Menschen unseres Jahrhunderts unser ganzes Wesen zu sehr darauf eingestellt haben. Unsere Beziehung zur Natur ist oft nur durch eine Flucht vor den Menschen und aus unseren Lebensverhältnissen möglich, und so erscheint uns das nur für kurz gegönnt, was uns von Anfang an zum Eigentum bestimmt war. Der Satan der neuen Welt entschädigt uns überreichlich für die Verluste unserer alten Rechte, und doch werden wir am Ende die Betrogenen sein, denn der beste Teil entgeht uns, jener Anteil, der die Gelassenheit der Bestimmung mit sich bringt, die Ruhe des guten Gedankens und den Frieden der Erkenntnis unserer selbst.“

In den „Menschenwegen“ erwähnt er kurz eine bezeichnende Episode: Als Landstreicher gerät er in einen nächtlichen Schloßpark unter einer vornehmen Hochzeitsgesellschaft. Man läßt ihm Zigarren anbieten. Aber als er schon zuzugreifen will, sieht er sich plötzlich mit inneren Augen in seinen Straßenlumpen auf einem gepolsterten Stuhl sitzen, zwischen den Lippen eine Zigarre, die mehr wert war als sein Rock und größer als sein Ansehen. „Ich fühlte, daß diese ausländische Zigarre

mit die Umrisse meiner Erscheinung zerstört haben würde und daß ich lächerlich geworden wäre, wo ich Gelegenheit hatte, im Rahmen meiner eigenen Verhältnisse etwas Ganzes zu bleiben. Da beschloß ich, in einem Auswallen von Kraft und Abwehr, mich in meiner Rolle fester zu zeigen, als jene sich in der ihren erwiesen, winkte die Kiste zur Seite und holte mit zwei Fingern aus meiner Westentasche einen ausgezeichneten Stummel, den ich mir vom Mittag her für die Abendstunde im Walde aufgehoben hatte." Er hebt diesen Charakterzug immer wieder hervor, ja im Grunde ist er es eigentlich, den er immer wieder zum Gegenstand seiner Auseinandersetzungen macht. Aus diesem Gefühl heraus ist er Vagabund geworden: um sich selber treu bleiben zu können, um, wie er gern sagt, keine „Zugebändnisse“ machen zu müssen, weder der „flachen Geselligkeit“, noch der Konvention, noch aus Mitleid. Und so tritt er früh aus dem Kreis der Menschen als deren verpflichteter Genosse heraus, nachdem er sein „Stich und Werde“ hatte, sein „Entwerden“, wie es die Mystiker nennen, um fortan im Sphärischen beheimatet und nur noch Gast zwischen dem „äußerlichen Wesen aller Dinge“ zu sein mit der schmerzlichen Erfahrung: man soll sein Herz nicht an die Menschen hängen, die Goethe in das kategorische „Sei gefühllos!“ umgeformt hat. In stoischer Weise eingegangen in das Brahman der Inder, die letzte Erkenntnis, die seltsame, herzens-einfältige, weltüberwindend bescheidene Abgeschiedenheit.

Nützlich, ihm vorwerfen zu wollen, daß er seiner sozialen Pflichten vergäße und der Individualismus in ihm zu einem krankhaften Subjektivismus ausgeartet, sein Altruismus nur ein bis zum Neutesten gesteigerter Egoismus sei, denn, um die „Indiensfahrt“ zu zitieren: „Es liegt im Wesen aller Unbacht vor dem Lebendigen, daß man sich einschließt, indem man Rechte zugesieht und sie erst dann einfordert, wenn das gemeinsame Wohlergehen unserer Zeituna bedarf.“ Hinausgetreten in die beschauliche Gemeinschaft mit dem Leben der großen Natur, unbeteiligt an dem Rumenschlichen, nimmt er keine Träume so ernst wie seine Tageserlebnisse, seinen Hund, den Affen Hue, die Hühner, die Schlange, die Bienen, die Blumen so ernst wie seinen indischen Voh und seine europäischen Mitmenschen, die flüchtige Begegnung so ernst wie seine Angehörigen, ja wie sein eigenes körperliches Ich. Die intuitiven Momente, in denen er von der Rattenschlacht oder dem Tod der Rahe erzählt, sind die vitalsten in seinem Schaffen. Sein Verhältnis zur Natur wird so wie das der Naturvölker, die in Märchen noch mit ihr Zwiesprache halten. Eine Freude an der Abenteuerlichkeit des Lebens entspringt daraus

und eine Religion, die in dem durchgeistigten Ring um den Heiligen Franziskus, Buddha, Konfuzius und die deutsche Kunst webt und wirkt: in dem „Einig-Einen“ Meister Etfharbs, der Weltseele. Ein Mensch wie Bonsels, der alles sinnlos Überkommene vermischt, moralisiert nicht selbstgerecht, aber er kennt eine höhere Sittlichkeit. „Man kann von den Menschen nicht groß genug denken“, sagt er, und Worte wie: Gute Gedanken, besser werden, ehrfürchtig, bescheiden, fromm, würdig, glücklich, Gott, Ewigkeit — führt er häufiger im Munde als irgendeiner. Zwei Seelen leben in ihm: das Blut der einen „peitscht ein heidnisches Lachen auf“, das der anderen „fließt wie unter den Klängen einer Kirchenorgel“. Seine Art, sich zu geben, legt manchmal die Worte nahe, die er Teja zu dem Landstreicher sagen läßt: „Ich sehe immer nur andere und Dich nur, wie Du erscheinen willst, aber nicht wie Du bist.“ Aus den Büchern von Waldemar Bonsels geht der Leser gestärkt hervor. Er lernt nützliche Kleintagsorgen von außen sehen, sie fallen ab vor der Härte dieser unbiegsamen, eisernen Widerstandskraft und Wesenhaftigkeit, diesem: allen Gewalten zum Trotz sich erhalten, und wenn die Welt voll Teufel war.

Wie kaum ein anderer moderner Dichter steht er naturhaft unbefangen und mit durchdringender Exaktheit des Denkens dem Leben gegenüber an einsamen Wegen seine Landstraßenphilosophie pflegend, sich unausgesetzt kontrollierend und, wie gewöhnlich Leute, die viel in sich hineindenken und nicht durch Bücher und im geselligen Umgang ihre unabgeschandene Eigenwichtigkeit verloren haben, in immer starrer werdender Achtung und Innigkeit und mit viel zu großen Ausmaßen den Schicksalen begegnend, jeden Fall typisch und zum Anlaß nehmend, angehaute Fälle von Lebenserfahrungen willig daran anzuknüpfen. Seine Motive sind, genau gesehen (z. B. „Teja“, „Nächliche Begegnung“ oder „Penina“), äußerlich oft so unscheinbar und verbraucht, daß ein anderer sie kaum für der Mühe wert erachten würde, bei ihnen zu verweilen, aber sie werden nebenläufig unter der Latina, mit der sie nachhallende Gedankenwoll seiner Geschlossenheit sie überzieht. Das Kleine wird groß, und Gefährliches wird klein, das Ereignis verliert sich in Reflexionen. Die Handlung, nur knapp umrissen, wird nur Bild für, nur Gefühl der Innerlichkeit, die keine andere Erlösung kennt als das: „Mensch, werde wesentlich!“ Sterben ist Pflicht, Leben ist Pflicht! Klingt es immer wieder hindurch. Wie die Menschen, die viel allein sind, aber an viele Türen klopfen müssen, hat Bonsels einen fabelhaft intuitivsten Blick für das Innerste. Wie mit Pinzetten greift er es in seinen Worten. Er ist empfindsam wie ein Somnambuler. Das

Indienbuch war ganz seiner empfindsamen Apathie und seinem Fatalismus gemäß. Als Kriegsberichterstatter brachte er ein Buch, „Empfindsame Kriegsberichte“, von der Front zurück. Seine Seele leidet er entweder vereinsamten Sonderlingen oder Frauen. Die Männer in seinen Büchern sind femininer als die Frauen; in Raemi, Afra, dem Anjehind, in Teja und Penina sind die aktiven Kräfte. Wer sich der Einsamkeit ergibt, ist bald allein, wird wieder wie ein Kind, wie ein und manchmal grausam wie ein Kind, wie das Anjehind. So kommt es, daß dieser Grübler und Dichter so unpräzise Wunder- und Märchengeschichten schreiben kann, die Kinder ebenso lesen wie Erwachsene. Und dies alles in einem edlen, melodischen Stil von nordischer Strenge und einfacher Schlichtheit.

Bekannt wurde Bonsels durch die „Diene Maja“. Bonsels war einunddreißig Jahre alt, als das Buch 1912 erschien. Schon sieben Jahre vorher war sein Band „Erfindungen“ gedruckt worden, der heute den Titel „Leben, ich grüße dich“ führt und, von dem späteren Erfolg seines Verfassers mitgerissen, inzwischen auch das fünfundsiebzigste Tausend erreicht hat. „Mare, die Jugend eines Mädchens“ und ein Schauspiel „Frühling“, beide 1907 erschienen, hat der Dichter später selbst aus der Öffentlichkeit zurückgezogen. Die epische Dichtung „Don Juan“ und die dramatische Dichtung „Korby“, 1906 und 1908 konzipiert, erschienen im Buchhandel erst, als eine unbedingt anhängliche Gemeinde die Kaufkraft garantierte. Auch der Lyrikband „Das Feuer“, der 1900 erschien und längere Zeit vergiffen war, ist kürzlich neu herausgegeben.

Außerer ist Bonsels erst in der Erzählung „Blut“ (1909). „Keine Sünde ist größer in der Welt als der Ungehorsam gegen ein starkes Gefühl“ — die erste große Lebenserfahrung dieser jungen Jahre, aus der heraus „Blut“ entstanden war, brachte Bonsels an, ihr noch einen monumentaleren Ausdruck zu geben; er begann gleichzeitig sein Epos in 12 Gesängen „Don Juan“ (1919 erschienen), das dem Dichter selber besonders am Herzen liegt, aber in der besten modernen epischen Versform nichts völlig Lebendiges geworden ist. Der Ueberwinder, der darin stehen sollte, bleibt ein schwindsüchtiger Schwärmer, der in romantischer Glut verlobet. Bonsels selbst hatte das Bedürfnis, dem ungebundenen Stoff stärkere Fägel anzulegen, und dramatisierte ihn. Aber in dem Drama „Korby“ (1919 erschienen) blieb nur Schicksal übrig. Dann trifft der Künstler den Menschen Bonsels in sich auf gleicher Höhe: „Wartalon, eine Schloßgeschichte“ (1911), „Bestimmung, Phantasie und gedanklicher Ge-

halt“ sind darin heiß und plastisch zusammengepreßt um die wie eine Serie forschende Afra in ihrer fontanischen Umwelt.

Mit diesem Werk ist Bonsels in eine Periode eingetreten, in der die Kräfte seiner Gestaltung austreten und sich sammeln. Er wendet sich menschenmüde in die Natur und schreibt „Die Diene Maja und ihre Abenteuer“ (1912), ein reizvolles Naturgewächs, ein fertiges Geschenk der Natur an sein Talent. Das „Anjehind“ (1913), eine Eigenpersönlichkeit, unbehelligt von den Hemmungen der Zivilisation in der freien Wildheit einer waldfriedlichen Einsamkeit aufgewachsen, ist eine menschliche Diene Maja, eine Schwester von Afra und Teja und im gewissen Sinne das Widerspiel des tiefsten Traums. „Himmelsvoll“, ein Buch von Blumen, Tieren und Gott“ (1914/15): der Mikrokosmos der „Diene Maja“, der — durch Hineintragen einer mystischen Poetisierung der erlösenden Liebe Christi in den „Strahlenden Flammentag der ewigen Natur“ — an Stelle des epischen wenigstens ein gedankliches Rückgrat bekommen sollte, aber trotz aller Einzelheiten als künstlerische Formung das Fehlen der eigentlichen Reife spüren läßt.

Langsamer als diese kleinen Meisterwerke, die von selber reif abfielen, hatte sich mittlerweile das Buch „Indienfahrt“ (1912/16) vollendet, das erste jener Bücher, in denen Bonsels Rechenhaft ablegt über sich. Es ist so, als ob es ein sensibler, nachdenklicher Mensch ganz für sich erzählt habe, scheinbar planlos und doch in der endgültigen einmaligen Form, in die das echte Kunstwerk von selbst hineinwächst. Kein Buch über Indien, sondern ein Buch über den germanischen Waldemar Bonsels in seinem, diesem Wunderland ebenso eigentümlichen innigen Verbundensein mit Tier, Pflanze und Mensch und voll der Gelassenheit des ewigen Brahman; keine Schilderungen und Erzählungen, nur Assoziationen, die aus der Dschungel-Atmosphäre in einer einzigen gesättigten Stimmung emporsteigen. „Indienfahrt“ ist der glänzende Vorläufer der „Notizen eines Vagabunden“, von denen bisher der Band „Menschenwege“ vorliegt (1916/17) und der im sinnlich-geistigen Durchdringen geheimnisvoller Seelenkräfte und religiöser Auseinandersetzungen weitwichtigere Band „Eros und die Evangelien“ (1921). Diese Schicksalsbilder, sonderbarer Kürze, von Ausgestoßenen und Verächtern spitzigen Menschentums, in der ausgeglichenen Gedankenarbeit einer voll empfundenen Persönlichkeit wie auf Goldgrund gemalt, vereinen in sich den hohen persönlichen Wert von Lebensbüchern bedeutender Menschen mit dem Ideengehalt einer faszinierenden Denkweise und einem in hohem Grade künstlerischen Schauen: Gedacht, Dargestellt und Dargestellt.

Bonsels greift in die Sehnsucht des besseren Teils der heutigen deutschen Menschen. Vor wenigen Jahren stand Brennen beim Publikum an seiner Stelle. Brennen predigte: „Das Beste in der Welt ist die Arbeit“. Bonsels behauptet: „Die Besten unserer Zeit sind Vagabunden.“ Aber trotz der scheinbaren Gegensätzlichkeit sind Bonsels und Brennen eines Geistes Kind: Ausländische gegen die Delandence, von der sie beehrt sind. Sentimentalische Gesten der Zeit, die nur Gebärden und keinen Charakter hat. Bonsels spielt unter den Deutschen zwei Jahrzehnte nach Nietzsche eine ähnliche Rolle wie Jean Paul unter den Deutschen seiner Zeit. Für Menschen, die nach uns kommen, in anders gefärbten Zeiten, werden vielleicht gerade die Seiten seines Wertes am ehesten verblüfft sein, die uns am meisten anziehen weil sie am meisten der Zeit gemäß, damit aber auch am meisten von ihren wandelbaren Strömungen abhängig sind. Er gehört zu der sanftesten Hälfte der Geistesrevolution, die wir durchzumachen haben.

Schenkungen an die städtische Musikbücherei.
Die Verlagsbuchhandlung R. Piper & Co.,
der praktische Arzt Dr. Max Stern, Frau
Thekla Immler, Frau Dr. F. Müller,
Frau Emma Heydweiller, Frau Dr. Ger-
trud Mayr, Frau Dr. Horn, Frau Julie
Göze, Frau Elsa Lüttich, Frau Johanna
Lang, Frl. Sophie Steinwurz, sämtliche
in München, und Frl. Ina Schulz aus Traun-
stein haben der städtischen Musikbücherei schen-
kungsweise Musiktalien überwiesen, Waldemar
Bonsels, der in Ambach am Starnberger
See lebende Dichter, hat der Handschriftensam-
lung der Stadtratsbibliothek drei Kapitel aus
seinem neuen Buch „Tage der Kindheit“ ge-
schenkt. Bürgermeister Dr. Küfner sprach in
der letzten Sitzung des städtischen Hauptaus-
schusses den Spendern den Dank des Stadtrates
aus.



WALDEMAR BONSELS, de Duitse schrijver, die een serie lezingen in ons land houdt, kwam Dinsdagavond in de hoofdstad aan. Op het moment, dat hij met zijn impresario, den heer Kraus (links) de woning van zijn gastheer, Dr. Rijkens, binnenging, werd bovenstaande kiek genomen.

Und sahst du, daß je ein Dach, das schützt vor Wetter und Wind, in der Luft schweben blieb, wenn ihm drunter die Mauer eingerissen wurde?"

Bemerkungen zu Bonsels.

Im Entwicklungsgang eines Dichters werden sich, der Allgemeinheit vielleicht deutlicher als bei anderen Verwendenden, die „Gezeiten“ seines inneren Kräftespiels abzeichnen und so eine Vorstellung geben von der mehr oder minder vollzogenen Verschmelzung seiner Ausdruckselemente: des künstlerisch Triebhaften und des formal Gebundenen. Und je nach der Intensität seines Lebensgefühls und der Spannweite seiner Geistigkeit wird er, gleich jedem Gestalter, die Abläufe seines innerlichen Flutens und Ebbens, das Sichansehen von Wellenberg an Wellental spüren. Wird dies als naturhaft gegeben empfunden und den Rhythmus seines Schaffensgesetzes in Dankbarkeit hinnehmen. Denn nicht um ein Versiegen des quellengründigen Gestaltungstriebs pflegt es sich (beim echten Künstler) zu handeln, wenn der Wellenberg überschritten ist; nur ein Ausruhen, ein Versinken des Kraftstromes in die Tiefen des Unbewußtseins bedeutet es — falls nicht der Künstler die Sünde wider den heiligen Geist beging: die Verschleuderung seines dichterischen Gutes! — Gerade in diesem Auf und Nieder werden neue innere Spannungen erzeugt, neue Kräfte entkudnen.

Diese Vorgänge lassen sich denn auch bei einem Dichter unserer Zeit mit einiger Deutlichkeit verfolgen: bei dem in nachstehend Nahe gelesenen Waldemar Bonsels. Seine Produktivität ist nicht gering; seit etwa anderthalb Jahrzehnten ist in nahezu Jahresfolge Buch auf Buch von ihm erschienen. Abgesehen von den frühesten Arbeiten, in denen er seine Eigenschaften noch nicht kultiviert hatte — mit Goethe zu reden —, zeigen seine späteren Erzählungen, Romane usw. die angedeutete innere Umarmung der dichterischen Energien. Ueber Anstrengungen, meist formaler und geschmacklicher Art, über Versteigkeiten, die sein starkes Darstellungstalent den Gefahren des „interessanten Buches“ nahebrachten, ist die Bildnerkunst dieses Dichters zur Reife gediehen. Zu einer Reife, die indes ein neues Gefahrenmoment für ihn birgt: das Artistische. Sein Können ist so stark, daß es ihn nicht selten dazu verleitet, um des Stimmungshaften willen die Bilder in einen Dunstschleier zu hüllen, sodaß die Konturen der Vorgänge allzu nebelhaft, die Empfindungen verbünnt, die Gestalten fern, schemenhaft erscheinen. Vielleicht auch, daß das Bestreben nach künstlerischer Selbstzucht, die Bonsels in starkem Maße übt, hierbei zu weit getrieben wird. Was ihn vor vielen auszeichnet und den wohl größten Reiz seiner Bücher ausmacht: die seltene Fähigkeit im Erfassen und Gestalten des Seelischen, das tritt auch hervor in der (bereits 1913 erschienenen), jetzt in fünfter bis zehnter Auflage vorliegenden Erzählung: „Das Anjelind“ (Schuster u. Loeffler, Verlag, Berlin). Dieses Buch, das zu Beginn eines Wellenberges seiner Schaffenskraft liegt, weist außer den erwähnten Eigenschaften — wie sie die Schloßgeschichte „Bartalan“ und die

Theater Kunst



Beglückendes Erleben

Bei Waldemar Bonsels, dem Dichter der „Biene Maja“

Es sind gerade zehn Jahre her, seit Waldemar Bonsels das letztemal in unsrer Stadt weilte und aus eigenen Werken las: zehn Jahre, die von der „Biene Maja“ über das „Himmelsvolk“ und die Mario-Trilogie bis zu seiner erst vor wenigen Wochen erschienenen „Reise um das Herz“ reichen. Es waren aber doch viel mehr als zehn Jahre, die der Dichter seiner in die Hunderttausende gehenden Gemeinde gegenüber einzubringen hatte; und für sie spannte er den Bogen seiner Gesung vom traumhaften Rio de Janeiro, Jahrtausende rückwärtsschreitend nach den Königsgräbern Aegyptens und über seine Indienfahrt zur wunderbaren Reise um das Herz, zur Reise einer Mark, ausgesandt, um die Herzen der Menschen zu erforschen.

Mit diesem neuen Märchenroman, den wir dem Welt- und Menschenkenner Bonsels zu danken haben, hat er, an der Lust, zu fabulieren, gemessen, wieder zu seiner „Biene Maja“ gefunden, zu jenem einmaligen Erleben deutscher Märchenkunst, wie es uns vielleicht nur alle hundert Jahre einmal von einem Begnadeten beschieden wird. Dem Bucherfolg, der die Dreiviertelmillionenausgabe längst überschritt, hat sich aber auch das Film Erlebnis der „Biene Maja“ zugesellt: ein Wunder im Wunder, im Erinnern, in der Gewalt der Eindrücke wie in der Art seiner schöpferischen Gestaltung.

Dr. Oskar Horneß leitete das Unternehmen, das diesen Film schuf; und sein Töchterchen Brigitte war es, die damals, kaum mehr als zwölfjährig, ständig um den Dichter war. Wie wundervoll und wie so vollends der zarten, behutjamen Art Waldemar

Bonsels entsprechend, klingt es, wenn er heute von diesen Tagen erzählt, und daß er so manche Szene des Kunstwerks mit der kleinen Brigitte durchsprach.

Und neben dem Welt- und Menschenkenner Bonsels bricht auch immer wieder der Kämpfer durch: der Beobachter und Erzähler, der das Unscheinbarste durch die Macht seiner Poesie verzaubert und der aus Leidenschaft und von tiefstem Willen erfüllt zum Licht dringt.

—fp—

Bei Waldemar Bonsels

In Ambach am Starnberger See

Sein neuer Roman: „Mario und die Tiere“ —
700 000 Exemplare „Biene Maja“.



In Ambach, am Starnberger See, hat Waldemar Bonsels sein Heim. Nur selten dringen Fremde, die nichts von dem Aufenthalt des Dichters hier wissen, in den Frieden des Dorfes.

Ein paar Schritte vom Ufer hinter einem mächtigen Holztor, eingebettet in ein Stück Wald, liegt das große, freundliche Landhaus des Dichters. Aufrichtige Herzlichkeit empfängt den überraschend hereingeschneiten Gast. Das Allerheiligste des Poeten, sein Arbeitszimmer, atmet die schlichte Vornehmheit und Natürlichkeit seines Wesens. Ein einfacher Schreibtisch, eine gemütliche Sofaecke und vor allem, dem Raum sein Gepräge gebend, die mächtigen, dicht gerüttelten Bücherschränke. Der Dichter ist ein bekannter Bibliophile. Große Schätze bergen diese Fächer. Meist brennt auch am Tage in allen Zimmern künstliches Licht, der Dichter liebt freudige Helle und mag kein düsteres Haus.

Zahlreiche Erinnerungen an die indische Reise des Dichters, alle erst später erworben, schmücken den Raum. — „Denn damals, mit 22 Jahren, hatte ich kein Geld, mir solche Dinge zu kaufen“, sagt er mit seinem stillen Lächeln, das sein Gesicht knabenhaft verjüngt. Kein Mensch würde dieser schlanken, großen Gestalt die 46 Jahre anmerken. Ein prachtvoller bronzener Elefant schmückt die Konsole eines Bücherschranks. Auf dem Schreibtisch liegen die Bürstenabzüge des neuen, mit großer Spannung erwarteten Buches, „Mario und die Tiere“, an dem der Dichter 3 Jahre arbeitete und das nun im Oktober, von der „Deutschen Verlagsanstalt“, Stuttgart, herausgegeben, seinen Weg in die Welt nehmen wird.

In der Ecke hinter dem Schreibtisch, dem aufschauenden Blick des Dichters gegenüber, steht auf mächtigem Sockel die schwer vergoldete Bronzefigur eines siamesischen Budhas. In schmalen Händen hält er die Opfer- schale. Als ich das Kunstwerk bewundere, sagt Bonsels: „Ja, er ist schön, wohl einzig in seiner Art. Ein friesischer Fischer hat ihn vom ma-

laischen Vorbesitzer erhandelt. Oft wollten ihn schon Museen von hier wegholen — aber ich kann mich nicht trennen, es würde mir viel fehlen, wenn ich die Figur nicht zuweilen von meiner Arbeit aus grüßen könnte.“

Dann wandern wir über Wiesen, zwischen weißleuchtenden Birkenstämmen die Höhe hinauf, dem ragenden Hochwald zu. Mildgrüne Dämmerung fließt um die mächtigen Stämme. Zaghaft frage ich: „Was beschäftigt Sie jetzt, arbeiten Sie wieder an einem Buch?“

„O nein“, lächelte Bonsels kopschüttelnd, „ich bin froh, daß „Mario und die Tiere“ endlich fertig ist. Ich bereite mich wohl für einige Vorträge vor, die ich im Winter halten werde. Aber sonst strenge ich mich nicht sonderlich an. Ich will diese letzten Wochen vor dem lärmenden Trübel der Städte noch in Ruhe genießen.“

Auf gefällten Baumstämmen halten wir Rast. Weit schweift der Blick über die grün umrahmte Wasserfläche uns zu Füßen. Die Alpen im Süden schneiden eine vielgezackte Linie in den rostig glühenden Abendhimmel.

„Wie liebe ich die reiche Natur hier, Wasser, Wald und flaches Land, tönt die weiche Stimme des Dichters. Weiter drinnen ist noch richtiger Urwald, gestürzte Stämme sperren die Pfade. Selten stört eines Menschen Fuß die Einsamkeit des Waldes. Das ist die Welt des kleinen Mario, der fern aller menschlichen Gemeinschaft, nur der Sonne und dem Wind, den Wolken, Blumen und Büumen und allem Getier des Waldes unbewußt und von ganzer Seele hingegeben, die Natur erlebt, mit und in ihr lebt. Ich wollte mit diesem Buch, das den Kindern geschenkt ist, eine Lösung der drängenden Frage über die Stellung des Menschen zur Natur geben. Der Mensch muß sich mit ihr ergänzen, wenn er nicht sein innerstes, tiefstes Wesen zerstören will, das ohnehin schon durch die Einflüsse unseres entgötterten Zeitalters bedroht ist. Die Hetzjagd der Stunde raubt ihm Geduld und Ruhe zur Einkehr in sich selbst.“

Da ist ein Kapitel in meinem Buch, das erzählt, wie der kleine Knabe Mario mit einer Giftschlange so vertraut wird, daß sie sich von ihm berühren läßt. Dies ist mir selbst in diesem Wald begegnet. In vielen Tagen gewöhnte sich die Schlange an mich, und schließlich berührte sie ganz langsam und vorsichtig berühren konnte. Es war mir ein beglückendes Geschenk der Natur, so nahe zu einem ihrer Geschöpfe gefunden zu haben.

Später sind wir wieder in seinem Arbeitszimmer. Ich habe die Erlaubnis, in Büchern und Schränken zu kramen. Der seltenste und kostbarste der wundervollen Bücherschätze ist ein heiliges Buch aus einem indischen Tempel. Mit scharfem Stift sind feine, seltsam verschnörkelte Zeichen auf schmale Palmblätter geritzt. Ein Schrank birgt alle Übersetzungen seiner Werke in fremde Sprachen. Die „Biene Maja“, die bisher die Rekord-Auflageziffer von 700 000 erreicht hat, ist allein in 22 Übersetzungen erschienen. Die letzten waren finnisch und afrikanisch, der sogenannten Burensprache, ein Gemisch aus Englisch, Deutsch, Holländisch und südafrikanischen Idiomen. Im Japanischen sind drei verschiedene Übersetzungen der „Biene Maja“ herausgekommen. Seltsam muten die Abenteuer der kleinen Biene in modernen Illustrationen zur starren, strengen Schönheit der japanischen Schriftzeichen an. Bonsels Werke sind allein in deutscher Sprache in etwa 2 Millionen Bänden in die Welt gegangen.

Später erzählt der Dichter von seiner Reise 1924 nach Brasilien. Herrliche Photographien veranschaulichen seine Erzählung. Ein goldenes Schmuckkästchen, gefüllt mit den farbensprühenden Halbedelsteinen Brasiliens, hat der Dichter als Geschenk eines brasilianischen Freundes mitgebracht. „Im Januar kommenden Jahres fahre ich für eine große deutsche Zeitung für einige Monate nach Ägypten“, sagt Bonsels auf meine Frage nach seiner nächsten Reise. „Und dann habe ich wieder viele, viele Wochen und Monate Arbeit vor mir, bis alles, was nach Gestaltung in mir ringt, seinen Weg zu den Menschen gefunden hat.“

Kammer- sängerin Aline Sanden

von der Münchener Staatsoper eröffnet am 15. September 1927 eine

Opernschule

Ausbildung bis zur Bühnenreife gegeben / Anmeldung, Auskunft und Prospekt

Clemensstr. 92, Villa „Carmen“ - Tel. 360 218

AUSSTELLUNG MÜNCHEN 1927

DAS BAYERISCHE HANDWERK

75 Werkstätten zeigen in der Welt des Handwerks / Der in guten Gaststätten u. Unter in der „Silberkuppel“ Kab

Le concours de «Maia l'Abeille»

*Des dessinateurs
et des constructeurs de talent*

Oiseau de nuit par excellence, Ululu la Chouette a cependant décidé de faire une entorse à ses habitudes: elle nous reviendra sur les ondes mardi 20 février, à 17 h. 05, dans le cadre de l'émission d'Emile Gardaz, «Bonjour les enfants». La raison de cette apparition diurne de ce sympathique oiseau? Il s'agit pour Ululu de proclamer, en compagnie de Maia bien sûr, les résultats du grand concours qui a été organisé lors de l'ultime épisode de ce feuilleton pour les jeunes.

Disons-le d'emblée: ce fut un beau succès de participation. A ce point qu'Ululu et Maia, pour dépouiller ce volumineux courrier en compagnie de Noëlle Sylvain, se sont entourées d'un jury formé d'une institutrice, d'un peintre, d'un céramiste, et d'un apiculteur. Car, parmi les envois, on trouvait une quinzaine de ruches, toutes plus originales les unes que les autres. Les dessins, eux, étaient au nombre de près de 500. Voilà qui prouve que Maia, Ululu et tous les personnages de ce feuilleton se sont acquis - pas tous, bien sûr, pensez seulement aux frelons... - la sympathie des petits auditeurs de la Radio suisse romande.

Le mérite en revient à Noëlle Sylvain, l'adaptatrice de cette histoire, mais aussi à Waldemar Bonsels, l'écrivain allemand qui imagina ce conte et qui en rédigea d'ailleurs d'autres à l'intention des enfants.

Grâce à l'hospitalité d'Emile Gardaz, Maia et Ululu vont donc pouvoir, en ce mardi 20 février, procéder à la proclamation du palmarès. Toutefois, grâce à l'amabilité de Noëlle Sylvain, notre journal a eu la visite de Maia et Ululu qui lui ont remis la liste des lauréats ainsi que quelques dessins. Précisons qu'il ne s'agit pas nécessairement des œuvres qui ont obtenu les premiers prix, mais de celles qui peuvent être

reproduites au mieux dans ces colonnes.

Voici donc ce fameux et tant attendu palmarès:

Modèles réduits de ruches. Ont obtenu la palme: Isabelle Tâche et ses sœurs Colette, Monique et Sylvie, à Villars-sur-Glâne. Sont ensuite primés, dans l'ordre: Dominique Ivanoff, Mies; Bernard Mercier, Eaux-Vives 20, Genève; Vincent Jecker, Saulcy; Yves-André Paris, Ruchonnet 23, Lausanne. En outre, un prix spécial est attribué à l'Ecole privée de Metz-Tessy, Pringy, en France.

Concours de dessin (catégorie de 5 à 8 ans et demi). Sept prix ont été attribués, dans l'ordre suivant: Alexandra Roos, Porrentruy; Olivier Merkt, Côte 26, Neuchâtel; Anne Bardary, Combloux (France); Arlette Maurer, Les Bayards; Jean-Claude et Philippe Huot, Les Fougères 16, Le Locle; Myriam Monachon, Les Cullayes; Georges Adatte, Moutier. Recevront en outre un livre: Pierre-Olivier Bucher, Delémont; Vincent Jacot, Rosiers 8, La Chaux-de-Fonds; Marie-Antoinette Voillat, Valmont; Christiane Marchon, Romont 8, Fribourg, et Geneviève Rossman, 63, route de Chêne, Genève.

Concours de dessin (catégorie de 9 à 13 ans). Six prix ont été attribués dans l'ordre suivant: Daniel Faoro, La Neuveville; Sylvie et Luc Thévenaz, Bernex; Sylvie Goy, Porrentruy; Claudine Merme, Vollandes 3, Genève; Adrien Pittet, La Joux; Christophe Reymond, Le Brassus. Recevront en outre un livre: Gislaine Mottaz, Yverdon; Geneviève Hutter, Feldeck 11, Bienne; Nicole Péclard, Dumas 33, Genève; Josiane Pauli, Evillard; Lucien Lemarchand, Cluses (France) et Catherine Heck, Petit-Lancy.



Das neue Buch

Besuch bei Waldemar Bonsels

Ein herrlich verwilderter Garten hinterm alten ungarischen Tor am Ufer des Starnberger Sees in Ambach ruft Erinnerungen an die „Indienfahrt“ wach. Unzählige Bienen summen von ihrer königlichen Schwester, der „Biene Maja“. In stiller Zurückgezogenheit steht das Haus des Dichters, das er seit 35 Jahren bewohnt. Unter einem Steinbogen, im Innern des Hauses neben der Eingangstür wachend, begrüßt mich freundlich die mittelalterliche Statue des Johannes mit dem Weisheitsbuch. Die Atmosphäre des Arbeitszimmers im ersten Stock wird von der bannenden Schönheit eines fast lebensgroßen Buddhas bestimmt.

Und hier also erwarte ich Bonsels, den ich vor vielen Jahren zum letzten Mal gesehen habe, und erinnere mich jener einmaligen Begegnung, die für mich, da ich damals noch sehr jung war, von wesentlicher Lebens-Bedeutung gewesen ist. Dann betritt der Dichter — groß, überschlang, Zurückhaltung im wunderbarerweise jung gebliebenen Gesicht — den Raum. Zufällig ist es der Tag, an dem die ersten Exemplare seines letzten Buches „Das vergessene Licht“, verlegt in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, zu ihm gekommen sind. Ich wünsche ihm Glück zu diesem Ereignis, ein Wunsch, den er gerne entgegennimmt. Auf meine Frage nach dem Inhalt dieses letzten Werkes präzisiert er die Antwort: „Es ist ein Buch, das zur Zeit Christi in Jerusalem spielt, in dem es um die Idee des Christentums geht, um die Gegensätzlichkeit der christlichen Idee zum jüdischen Glauben.“ Wir sprechen von Gott und der Welt, von Krieg und Frieden... „Die Dinge des Weltgeschehens“, meint Bonsels, „sind nicht mit der Vernunft zu bewältigen. Kriege sind dämonischer Natur und nicht dadurch aus der Welt zu schaffen, daß der Mensch sie nicht wünscht, wie wir alle. Das Christentum hat nicht den geringsten Einfluß darauf. Oder können Sie mir einen einzigen christlichen Fürsten nennen, von Theoderich bis zu Karl V., der irgend einen Krieg aus christlichen Gründen unterlassen hätte? Auch die Bemühungen des Ostens sind keine anderen als die, unter dem Vorwand des Friedens zur Macht zu kommen. Die Völker, die nicht mehr kämpfen wollen oder können, gehen zu Grunde...“ Bewundernswürdig sei in diesem Hinblick die Haltung Englands.

Auf dem Tisch liegt ein Buch: „Mario und die Tiere“. Da ich es nicht kenne, frage ich: „Ein Buch für Kinder?“ — „Es appelliert mehr an das Kind im

Menschen“, sagt der Dichter, und solchen Menschenkindern scheint er ebenso zugetan wie den Kindern an Jahren. So erzählt er die reizende Geschichte von der kleinen Wilma, die einer toten Libelle ein Grab schenkt und ein Täfelchen mit der rührenden Bitte: „Hier nicht bohren!“ über der Erdstelle aufpflanzt... erzählt von einem 80jährigen alten Mann, der mit seiner „Biene Maja“ in Händen für immer einschlief.

Auf meine Frage nach seinen Plänen meint er, daß er im Augenblick keine habe. „Ich schreibe nicht, um zu schreiben“, sagte er, „zwei oder drei Artikel im Jahr sind alles, und größere Arbeiten nur, wenn sie in Wahrheit zu mir als unabwiesliche Forderung kommen.“ Dann wurde „Das vergessene Licht“, das mir der Dichter zum Gastgeschenk machte, gewissermaßen Fortsetzung des Gesprächs. Mit einer sprachlich und atmosphärisch faszinierenden Gestaltung der Wundertaten und der Schicksalsvollendung des Wundertäters rundet sich im leuchtenden Kolorit der Landschaft das historische Geschehen zur mythischen Legende. Ein stiller, hoher Ausklang mündet ins Licht einer Welt des Friedens, dem das Motiv „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da“ voranzusetzen wäre.

Mor v. Weber

Lektüre zur Unterhaltung und Erbauung

„Geheimnisse um Tataren und Götzen“. Von Alja Rachmanowa. Verlag Rascher, Zürich.

Wenn es einem Menschen gegeben ist, noch nach soviel Jahren schrecklichen Erlebens sich ein so erfreulich frisches Bild einer sorgenlosen Jugend zu erhalten, dann ist das auch für den Leser trostreich und erfreulich. Es sind vergangene Welten, die uns hier besonders anschaulich geschildert werden, und deswegen sind diese „Geheimnisse um Tataren und Götzen“ auch ein Kulturdenkmal einer zu Ende gegangenen friedlichen Epoche.

„Der fliegende Sancho“. Von Peter Supf. Olympia-Verlag, Nürnberg.

Es ist wirklich eine abenteuerliche Erzählung, in der dieser Altmeister der Luftfahrtdichter und -Schriftsteller die Erlebnisse seines Helden Robert in einer Weise schildert, daß nicht nur die Knaben, sondern auch die Erwachsenen, die dieses Buch lesen, voll Spannung verfolgen, ob trotz aller Hemmnisse die Suche nach den weißen Indianern Erfolg haben wird.

„Es gibt was Besseres in der Welt“. Eine Matthias-Claudius-Auswahl. Herausgegeben von Hans Jürgen Schultz. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. Preis: DM 5.85.

Der Herbst ist ins Land gezogen; mit ihm die langen, oft schon recht stürmischen Abende. Man sehnt sich

Kunst und Wissenschaft.

Ueber den Dichter Waldemar Bonsels

sprach gestern abend im Reichshof Werner Trauthan. Er gab eine kurze Charakteristik des Dichters für diejenigen, die noch nichts von Bonsels wußten, und das werden nicht viele mehr sein. Trauthan bekannte sich als begeisterter Freund des Dichters und er hat Recht, wenn er in Entzücken über die innige Naturliebe Bonsels ausbricht, die sich in unzähligen Kleinmalereien, man möchte sagen, Filigranarbeiten offenbart, von denen jede das Erlebnis eines Menschen ist, dessen ganzes Schaffen der innigsten Gemeinschaft zwischen ihm und der Natur entspringt. Marga Stiebitz bemühte sich, ihr temperamentvolles Theaterblut beim Vortrag einiger Proben aus Bonsels Werken zu zügeln. Doch erwies sich auch hier wieder, daß eine an sich tüchtige Schauspielerin den Weg von der Rampe an den Vorlesetisch selten findet. Das mühsam niedergehaltene Pathos brach immer wieder durch alle Dämpfer und so kam es, daß z. B. die unendlich zarte, duftige Geschichte von der Windrose nicht von innen heraus erblühte, sondern von Fr. Stiebitz mit allzugreifbaren Mitteln, wie sie das Theater braucht, unsanft zerpfückt wurde. Um so besser las Trauthan die Geschichte vom Igel und der Klapperschlange. Er ließ vielfach den Dichter reden, und der Erfolg war verblüffend....

Bei dieser Gelegenheit muß einmal die wirklich hanebüchene Ungezogenheit gewisser Leute festgenagelt werden, die es fertig bringen, zunächst einmal eine halbe Stunde zu spät zu kommen und dann obendrein ohne die geringste Rücksicht auf den Vortragenden geräuschvoll ihre Plätze zu suchen. Da solche „Sitten“ in der letzten Zeit stark eingerissen sind, so ist es an der Zeit, daß einmal daran erinnert wird, daß Leute von Erziehung und Takt sich so nicht benehmen. hl.

halten, der allein im Parterre sitzt, dem allein sie die Dichtung verkörpert. Und hat es erlebt: dieses Staunen, sich am Aktischluß als einer unter vielen zu finden, die gleich gestimmt, gleich ergriffen, gleich aufgeschlossen in ihrem Tiefsten sind. Und erlebt, daß aus dem Grunde seines geöffneten Herzens plötzlich dieses einzige Gefühl aufquoll: auch du und jener und dieser Bruder und Schwester. Denn es ist — mit der Variante eines Hofmannsthales Wortes könnte man ausdrücken — etwas anderes, ob man eine Sache tut oder sie weiß. Sie haben das Verbundensein bisher nur getan (in jedem Handgriff, der nach dem Brot langte, den Rock anzog, ein Buch las) — nun aber wissen sie es; haben es nicht bloß im Handgriff, sondern im Blut. Das Spiel der Bühne hat es ihnen offenbart: dieses Grundgefühl neuzeitlichen Lebens. Und das zeigt mir ihr tiefster Sinn zu sein, das ordnet sie dem Koordinatensystem des sozialen Daseins ein.

Hans Wantoch

Waldemar Bonsels

Er ist der Mittelpunkt eines ziemlich exklusiven Kreises junger münchener Dichter, die jeden Nur-Realismus mit der gleichen Heftigkeit befehlen wie alle rein verstandesmäßig schürfende, experimentelle, empirisch-kritizistische Psychologie. Zweck ihrer Kunst ist: die Menschen und Dinge aus rein gefühlsmäßiger Intuition heraus zu befeelen. Notwendig muß dieses Bestreben zuweilen ins Uferlose führen, bei der hochmütig überspannten Betonung des Persönlichen manchmal ins Eskuriale. Auf der andern Seite verdichtet die alles intellektuell Erflügelten bare Unterstreichung des

Sentiments die Intensität des Gefühlsmäßigen bis zur letzten Grenze. Da nun diese Dichter zu meist auch über ein ansehnliches sprachliches Gestaltungsvermögen verfügen, bergen ihre Schöpfungen bei allen Unzulänglichkeiten, die eine psychologistische Kritik ihnen nachweisen mag, so viel lebendig Schönes, daß man füglich mit größerem Nachdruck auf sie hinweisen sollte, als es bislang geschehen. Bis jetzt ist man eigentlich nur in der 'Zukunft' mit wirklicher Wärme für sie eingetreten.

Die Romane und Epen von Bonsels zeigen alle die gemeinsame Tendenz, ohne Analyse, lediglich aus dem Uberschwang des Gefühls heraus, die Einwirkungen des Gros auf die Psyche seiner Menschen zu gestalten. Mit einer Wortkunst, die an Novalis und Heinrich Mann geschult ist. Nun begnügt sich der Dichter aber nicht etwa, wie sein Landsmann Theodor Storm, damit, schlichte, unkomplizierte Menschen durch den Ansturm unbändiger Begierden verwirrt, vernichtet werden zu lassen: er hat vielmehr den Ehrgeiz, raffinierteste, mit überreifer, widerspruchsvoller Kultur gesättigte Männer unter die Wirbelstürme eines überheißten Gros zu stellen. Solchen Problemen versucht er mit einer nur gemüthhaften Kunst beizukommen. Die notwendigen Folgen sind klar. Es gelingt ihm wunderbar, tiefe, feine und reine Frauen zu formen, die ein plötzlicher Glutwind, wer weiß woher, erfasst, verwirrt, zerstört, oder schlichte, gütige, unkomplizierte Männer, die die blind anstürmende Wut solcher Leidenschaft zerknickt, ja, selbst noch solche Männer, die einem überraffinierten Gros erliegen. Das Prosa-

Epos 'Ahris Eleison', zum Beispiel, für das die münchener Polizei durch eine Konfiskation Reklame machen zu müssen glaubte, scheint mir der geglückte Versuch, in der Darstellung des Lustmords die letzten Geheimnisse des Segus mit kräftiger, prachtwoll diskreter Sprachkunst in Worte zu zwingen, eine beinahe wertherische Konfession. Doch wenn Bonsel's solche Männer gestalten will, die in heller, hallender Einsamkeit alle klaffenden Widersprüche letzter Kultur aufnehmen und sieghaft meistern: dann versagt sein Kunst, eben weil sie allzu stolz auf die Mittel kritischer Analyse verzichtet. Rein gemüthhaft solche Männer zu gestalten, ist seine holsteinische Art zu derb und knorrig: sie ist nicht schmiegam genug für die mit romanischen und semitischen Elementen geschwängerte Atmosphäre letzter Kultur. Und so erscheinen seine Helden (etwa Mark Enz in seinem letzten Roman 'Blut') einem nicht allzu liebevollen Betrachter leicht eingebildet, brutal, krampfhaft renaissancemäßig, während der Dichter will, daß wir sie für groß und leuchtend halten sollen.

Auch der Held seines neuen Dramas, der Pfarrer von Norby, ist von dieser Art. Er spricht immer ein wenig überlegen-selbstgefällig und füllt den Platz nicht aus, auf den der Dichter ihn gestellt hat. Wie Ibsens 'Brand' verdammt er Kompromiß und Objektivität, heischt eifernd alles oder nichts, kämpft einen wilden Kampf gegen Lauheit und Konvention, streitet für seinen Gott gegen den Gott der Tradition, schlägt sich mit innern und äußern Widersachern und streicht die Liebe aus seinem Leben um seines Werkes

willen. Wenn er sich bei all diesem seines Wertes nur nicht gar so bewußt wäre!

Dramatisch ist das Werk durchaus unzulänglich. Die Handlung ist weitschweifig und verschwommen. Die Liebesepisode ist viel zu breit: mit einem besinnt sich der Dichter, gibt sich einen Ruck und bricht sie übers Knie ab, um sie später nicht sonderlich geschickt wieder aufzunehmen. Dann spielen unvermittelt gespenstische Dinge herein und verwirren vollends die äußere bühnennotwendige Klarheit der Geschehnisse.

Das Schönste ist die Diktion. Freilich, auch sie ist undramatisch. Ihr Rhythmus ist der des Faust, ins Lyrisch-Pathetische gedehnt; fernher klingt manchmal die 'Versunkene Glocke'. Auch verzichtet der Dichter unbedenklich auf strenge Reinheit des Metrums und des Reims. Aber daneben tönen dann wieder ganz wunderbare Verse auf, seine, verträumte, aus heimlichen Tiefen geschöpfte, auch kraftvoll trübige und stille, kinderliebe Verse und wohl auch wieder balladeske, von meertiefer Trauer. Und über diesen lyrischen Künsten vergißt man gern, was man sonst an dem 'Pfarrer von Norby' zu mäkeln hat.

Lion Feuchtwanger

Eduard von Winterstein
Er gibt den Bassanio und den Kent, den Tybalt und den Polygenes, den Hohenzollern und den Tesman, den Pastor Manders und den Ferdinand. Er spielt heute einen Raufbold wie Chaw's Bill Walker, morgen einen windigen Salomarzt wie desselben Dichters Bloomfield Benington, übermorgen einen schuftigen Aristokraten wie Mirbeaus Courtin du Hallier, über-

Eine Million »Traumstraßen« verkauft

Einen sensationellen Erfolg feierte der Süddeutsche Verlag zu Anfang dieses Jahres: Die Gesamtauflage seiner »Traumstraßen«-Bildbände überschreitet die Millionengrenze. Von den großzügig illustrierten Bildbänden sind inzwischen 29 Titel erschienen. Begonnen hatte die Reihe 1972 mit den Bildbänden »Traumstraßen der Welt«, »Traumstraßen Europas« und »Traumstraßen Deutschlands«.

Nach 50 Jahren: kritische Nestroy-Ausgabe

Zwischen 1924 und 1930 war zum letzten Mal eine kritische Gesamtausgabe der Nestroy-Werke erschienen. Nun kündigt der Verlag Jugend und

Volk eine neue historisch-kritische Gesamtausgabe von Nestroy an. Sie ist auf 14 Bände konzipiert, der erste Band wurde soeben in Wien der Öffentlichkeit vorgestellt. Da die Musik wesentlich für das Nestroysche Werk ist, wird die Jugend- und Volk-Ausgabe auch Klavierauszüge enthalten.

Reisebücher bei Heyne im Taschenbuch

Die erfolgreiche Piper-Serie »Zwei Wochen...« (»Zwei Wochen zu Fuß – Wanderungen in Europa und anderswo«, »Zwei Wochen in... Deutsche Landschaften laden ein«, »Zwei Wochen im Schnee – Europäische Wintersportorte laden ein« und »Zwei Wochen in Fernost«) ist im Rahmen eines Lizenzpaketes vom Heyne Taschenbuchverlag erworben worden. Der erste Band wird im Juni erscheinen.



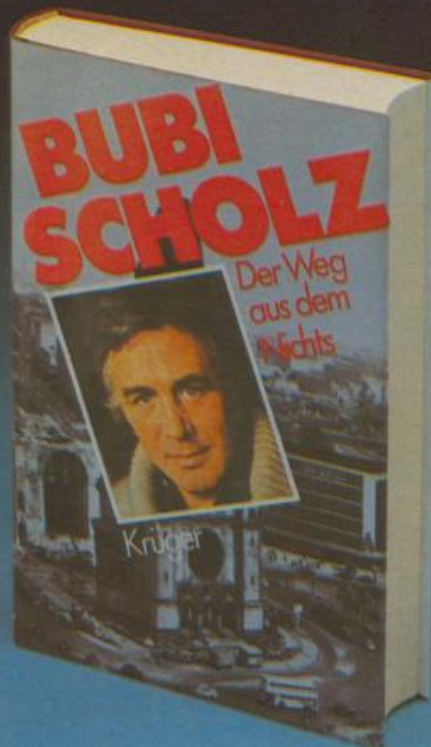
Waldemar Bonsels, Rose-Marie Bonsels

Bonsels: Ein Verkannter wird bekannt

Über Jahrzehnte war er in der breiten Öffentlichkeit als Autor des millionenfach verbreiteten Kinderbuches »Die Biene Maja« verkannt. Schuld daran waren nicht zuletzt Film- und TV-Verarbeitungen sowie Comic-Serien. Schuld an der Misere aber auch: Obwohl mehrfach angekündigt, war es nie zu einer Gesamtausgabe gekommen. Jetzt – zum 100. Geburtstag von Waldemar Bonsels (21. Februar) ändert sich alles. Der Langen-Müller Verlag legt das Gesamtwerk in zehn Bänden zum Sensationspreis von 68 Mark vor. Die Schmuckkassette (mit insgesamt 3300 Seiten) enthält neben dem Gesamtwerk auch ein ausführliches Vorwort von Bonsels' Witwe

Rose-Marie Bonsels sowie eine biografische Studie von Lini Hübsch-Pfleger. Es gab und gibt Ausstellungen in Ahrensburg (Geburtsort des Dichters) und in München. Das Bayerische Hauptmünzamt prägte eine Waldemar-Bonsels-Gedächtnismünze in Feinsilber. Hintergrund der Aktivitäten in Sachen Bonsels: Nicht nur ein engagierter Verlag, sondern auch der Einsatz der Witwe, Rose-Marie Bonsels, der sich unter anderem auch in der Gründung einer Waldemar-Bonsels-Stiftung spiegelt. Frau Bonsels war es auch, die die Verlagsrechte, die bei Molden gelegen, aber nicht ausgenutzt wurden, dort abzog und an Langen-Müller gab.

Bubi Scholz, Idol einer Generation, erzählt sein Leben.



Gustav »Bubi« Scholz, der am 12. April seinen 50. Geburtstag feiert, ist seit den frühen fünfziger Jahren Symbolfigur für den Aufstieg des demokratischen Deutschland. Keiner hat es ihm leicht gemacht, er mußte sich hocharbeiten – auf eigene Faust. Daß »Bubi« zum Idol wurde, hat er sich selbst zu verdanken, seinem Fairplay, seiner Intelligenz, seinem Durchhaltevermögen. Seine Erinnerungen sind kein Sportbuch im üblichen Sinne, sondern ein Beispiel einer typischen Karriere im Nachkriegsdeutschland.

Gustav »Bubi« Scholz
Der Weg aus dem Nichts
320 Seiten mit 32 Seiten
Abb., geb. DM 29,80

KRÜGER